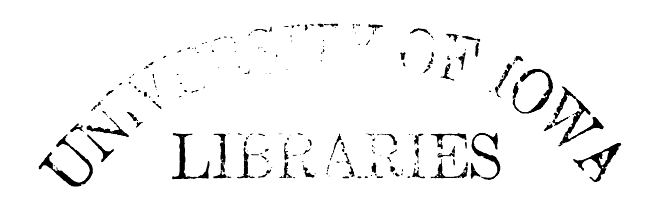



UNIVERSITY OF IOWA
LIBRARIES

1919/20

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

SCHRIFTLEITER: HUGO ZEHDER

ZWEITER JAHRGANG

DRESDEN

KRAUS REPRINT
1970

Reprinted by permission of the original publishers

KRAUS REPRINT

A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1970
Printed in Germany

ZWEITER JAHRGANG

INHALTSVERZEICHNIS
DES ZWEITEN JAHRGANGES APRIL 1919 — MÄRZ 1920

ESSAY

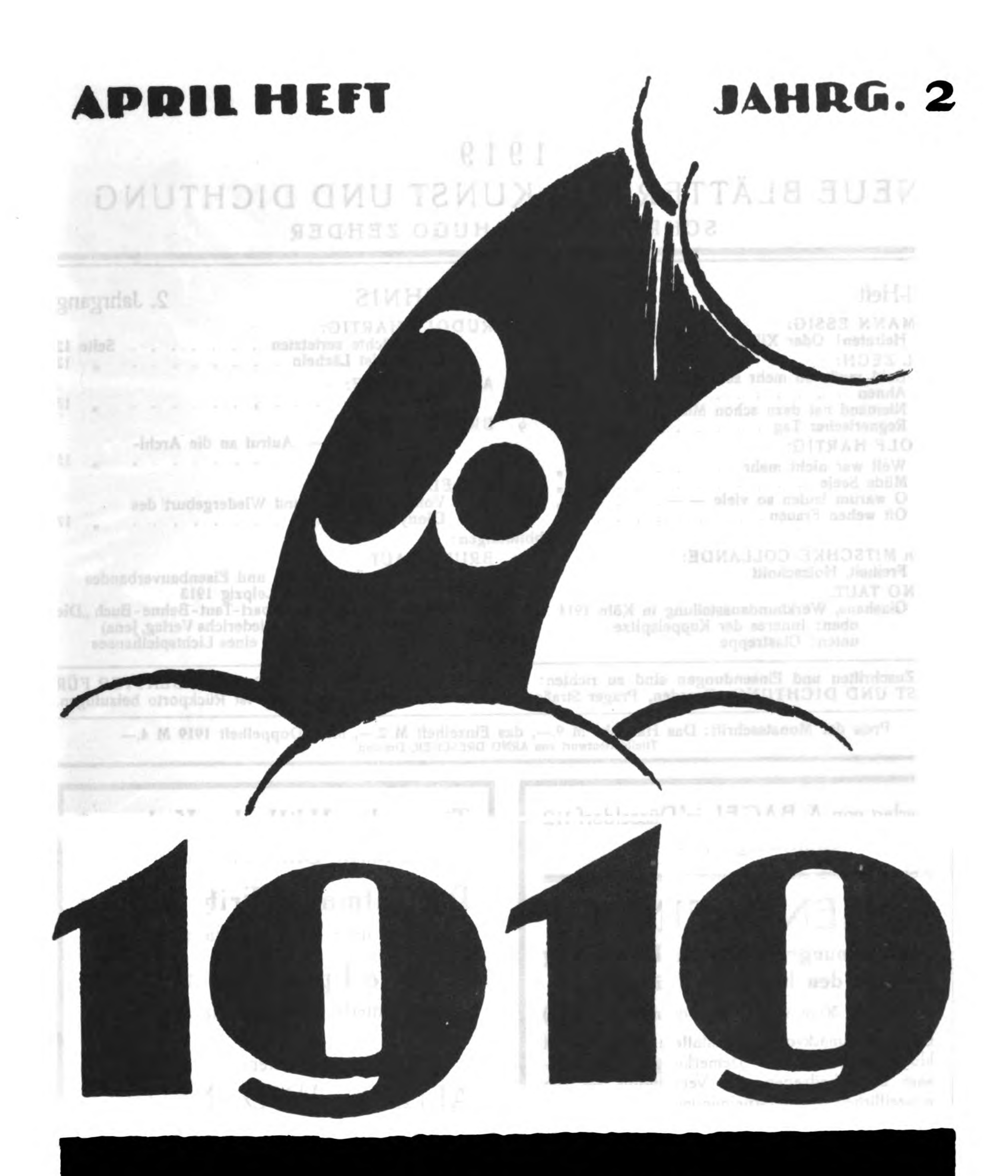
ERZÄHLENDE PROSA

LYRIK

BEILAGEN UND ABBILDUNGEN

BUCHBESPRECHUNGEN

APRIL HEFT JAHRG. 2



NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DRESDEN

KRAUS REPRINT 1970

1919
NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG
SCHRIFTLEITER HUGO ZEHDER

April-Heft **INHALTSVERZEICHNIS** 2. Jahrgang

Alle Zuschriften und Einsendungen sind zu richten: An die SCHRIFTLEITUNG 1919 NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG, Dresden, Prager Straße 13 — Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Preis der Monatsschrift: Das Halbjahr M 9.—, das Einzelheft M 2.—, März-Doppelheft 1919 M 4.—
Titelblattentwurf von ARNO DRESCHER, Dresden.



CONSTANTIN v. MITSCHKE-COLLANDE: „Freiheit", zu Walter Hartmanns Dichtung „Der begeisterte Weg",
Holzschnitt

1919

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

HEIRATEN! ODER XILINDE HOLLY

Von Hermann Essig

Xilinde Holly beschäftigte sich mit Heiraten.

Sie war jetzt fünfundvierzig Jahre alt. Vor ihr lag auf einem wackelnden dreifüßigen Tischchen ein Buch aufgeschlagen. Sie selbst erfüllte eine Sofaecke und zog ab und zu den Inhalt der Nase wieder hinein. Weil sie sehr scharf dachte, so hatte sie keine Zeit, aufzustehen, um ein Taschentuch aus der Kommode zu holen. In der andern Sofaecke saß der Mops und tat wie seine Herrin.

Ein asthmatisches Stöhnen ging im Zweitakt durch den Raum.

Die Kaffeetasse auf dem achteckigen Salontisch rauchte dazu wie eine Fabrik in ferner Landschaft.

Weit weg lag alles für Xilinde. Ihre blauen Augen träumten zwischen zwei Butterkissen, lediglich durch eine kleine Stülpnase getrennt, von dem platzenden Auftrieb des Busens, bis allemal der Stöhner kam, längst nicht mehr behelligt.

Ja, Xilinde stöhnte, sie war in sechs Tagen fünfundvierzig Jahre alt, und heute war Montag.

In dem vor ihr aufgeschlagenen Buche stand der Satz: „Die Gebärfähigkeit hört bei Frauen — bei Mämern nämlich nicht — mit dem fünfundvierzigsten Lebensjahre auf".

Es war zum Heiraten! Dieser Satz verlangte ungeheure Beschleunigung aller Unternehmungen Xilindes. Sie stand vom Sofa auf, ihre Fußsöhlchen fanden den Boden und der Mops schüttelte sich.

Wo ging die Reise hin?

Zunächst einen Schluck heißen Kaffee, dann nachsehen, ob die Heiratszeitung schon durch den Schlitz gesteckt war.

Sie stak!

Xilinde orgelte es im Busen.

Der Mops nieste und war zuerst wieder in der Sofaecke. Ein blitzend schlaues Lächeln ringelte sich von den keuschen Rebenhügelwangen herab und verhuschte in Xilindes Augen. Das Sofa federte gummiartig gegen die darauf geworfene Doppelhemisphäre Xilindes, welche ohne jede künstliche Nachhilfe bei tadelloser Unberührtheit wundervoll nächtlich vor dem Spiegel leuchtete.

Augenblicklich war es noch Tag.

Xilinde hatte mit langtrainierter Geschwindigkeit die Heiratszeitung durchflogen. Es schien wieder nichts Brauchbares darin zu stehen. Lauter Offerten, welche sie samt und sonders schon hinter sich hatte.

Nur wieder das eine Inserat war auffällig: Begegnung im Bade erwünscht.

Wie sollte sie es anstellen, daß der Interessent sie in der Badewanne sehen konnte!? Es war ihr das zu arrangieren immer unmöglich vorgekommen. Aber da das Inserat öfters so lautete, so mußte diese Art doch da und dort im Gebrauch und von Erfolg gewesen sein!

Begegnung im Bade erwünscht. Xilinde brütete vor sich hin. Wie das arrangieren!

Bis zum fünfundvierzigsten Lebensjahr, nur noch sechs Tage, hatte sie Gelegenheit — oder wenigstens Möglichkeit — erfolgbegleitet zu heiraten. Es

war Montag, und am Sonntag waren die sechs Tage um, dann war's aus für alle Ewigkeit.

Sie hatte Geld und konnte sich den Luxus auch außerehelichen Sprößlings leisten, wenn sie nur erst den Mann dazu hatte.

Es war nicht zu glauben, in welcher Unangefochtenheit Xilinde bis hierher gealtert war. Was manchem Weibeswesen eine Unbegreiflichkeit war, hatte sie ohne Zutun mit genialer Leichtigkeit im Zeitraum von siebzehn Möpsen fertig gekriegt.

Nur von dem Gesichtspunkt aus war das Glück überhaupt noch erreichbar — das aufgeschlagene Buch klappte sie energisch zu —, nur von dem Gesichtspunkt aus, daß sie sofort, eventuell ohne Einhaltung konventioneller Zeremonien, heiratete.

Aha, jetzt! — Darauf ging ja auch die Spekulation des Inserats! Denn, anzunehmen war, daß ein Mann, welcher im Badezimmer seine Antrittsvisite machte, solcher Mann... Xilinde stöhnte so furchtbar, daß sie diesmal einen wahrhaftigen Stich spürte und ihr eine Röte hinaufschoß.

Sie begab sich an das polierte Schreibtischchen.

Sie entnahm hastig einen Bogen Briefpapier und schrieb. Ach, dachte sie, wie oft hatte sie, aber natürlich vergebens, geschrieben! Diesmal war ja der Erfolg schon im voraus verbürgt, das heißt, — eine dunkle Wolke stieg in ihr auf: wenn der betreffende Herr kein absonderlicher Mensch war. —

Aber sie schrieb mit tapferer Entschlossenheit: „Sehr geehrter Herr! In Bezugnahme auf Ihr Inserat bin ich bereit, Sie morgen um elf Uhr im Bade zu empfangen. Mit vorläufigem Gruß Xilinde Holly, Geranienstraße 1, gleich Ecke."

Mit einem teuflischen Triumph ward der Brief versiegelt und zur Post gegeben.

Nie kam einer! — Diesmal kommt 'r!

Sie verbrachte den Abend und beinahe die ganze Nacht vor dem Spiegel in fleischlichen Equilibrationen.

Ob von vorne oder hinten sie sich zuerst zeigen sollte, wenn er hereinkam, oder ob sie gerade die Dusche nahm?

Sie nahm ein Versuchsbad vorher und ließ ein Trumeau ins Badezimmer schaffen. Sie fand sich entzückend.

Durch die furchtbare Erregung, in welcher sich Xilinde befand, wurde sie tatsächlich über Nacht hübsch und, wie der Philosoph sagt: „Größen haben nur Geltung durch Verhältnis". Xilinde war wohl dick, aber bei der famosen Harmonie aller Teile doch niemals fett oder unförmig.

Der Mops bekam diesen Tag Ohrfeigen und Küsse, wahllos. In robbenhafter Behendigkeit spielte Xilinde mit dem plumpen Tier.

Um zehn wollte sie in das Bad steigen, damit sie gewiß darin war, wenn er ja schon ein paar Minuten früher käme.

Es war ein prachtvoll schöner Morgen.

Und die Stunde kam. Xilinde gähnte und betrat die Badestube.

Zunächst setzte sie sich in ruhiger Erwartung auf den Grund der Wanne. Dann aber rückte die Uhr bedenklich auf die Elf.

Xilinde, wenn es jetzt läutete! Wo wirst du hinfliehen? Oder wirst du sitzenbleiben? Wirst du's wagen, oder wirst du die Badestube vorher noch abriegeln?

Begegnung im Bade erwünscht. Was mußte das für ein Mann sein! Einer, der noch keine gesehen hat oder der schon zu viele gesehen hat! Einer, der Angst hat, oder einer, der — sicher gehen will, daß sie schön ist? — dann war es ein Wüstling! Oder einer, der foppt.

Wenn es zum Beispiel einer wäre, welcher sich unter die Badetüre stellte, dort ein Monokel aufsetzte und damit genug hätte! Xilinde schraubte dann einfach die Brause auf und würde sich seinen Augen, unter dem gießenden Wasserschleier, sehr verbergen.

Bisher hatte sie ganz still gesessen, aber jetzt plantschte sie ab und zu Wellen vor sich auf.

Auf einmal klopfte es an die Türe. Xilinde blieb still.

Es klopfte wieder.

Xilinde rief: „Wer ist draußen?"

Es antwortete: „Ein Herr, der das gnädige Fräulein sprechen will."

Schematisch rief Xilinde zurück: „Führen Sie den Herrn in den Salon!" — Die Schritte des Mädchens entfernten sich von der Türe. Xilinde stockte alles Blut. Sie stieg aus der Wanne und warf ein Badetuch über. — Sie fühlte, der Empfang im Bade war unmöglich. Auf diese einfache Art ging die Sache eben doch nicht.

Schon wollte sie sich rasch ankleiden, als plötzlich das Mädchen gestürzt kam: „Gnädiges Fräulein, der Herr will auf das Klosett!"

Schnurstracks flüchtete Xilinde, unangezogen, in das nebenliegende Schlafzimmer und wußte in der Verzweiflung nichts zu tun, als das Bett aufzuwerfen und sich unter die Bettdecke in Sicherheit zu bringen.

Einstweilen trat der Herr in die Badestube und fand dort zu seiner Freude und zu seinem Erstaunen ein benutztes Bad. Es roch nach köstlicher Seife. Wo aber war die Schöne, welche ihn empfangen wollte? Er hustete.

Xilinde schwitzte unter der Decke. Wie hatte der Entwurf gegen die Wirklichkeit ausgesehen! Alles war plötzlich wie in einem Melkkübel. Der Stil der Gedanken war weg. Plötzlich waren Menschen da, die sprachen, die etwas von ihr wollten. Im Fieber liegend, hätte ihr der Anruf ihres Mädchens an der Türe nicht schrecklicher getönt, als jetzt.

Xilinde hörte den Mann reden.

Der Herr redete: „Wollen Sie Ihrem gnädigen Fräulein doch sagen, ich sei der Herr, welcher durch einen Brief schon vorbereitet sei, ich würde durchaus die Bekanntschaft wünschen."

Das Mädchen lief, wohin lief sie! — Xilinde biß die Decke — das Mädchen lief zu ihr herein! ins Schlafzimmer.

Auf alles, was das Mädchen redete, antwortete Xilinde kein Wort.

Es vergingen zehn volle Minuten. Nur der Mops trottete und nieste zwischen Schlafzimmer, Korridor und Badestube herum.

Endlich besann sich der Herr nicht länger, er schritt der Korridortür zu und schimpfte: „Elende Gemeinheit! Man hat seine Zeit doch nicht gestohlen! Ich wollte ja auch erst in Norderney! —" Die Korridortüre flog zu.

„Nein, nein!" kam ein schriller Schrei aus dem Schlafzimmer. Xilinde vergaß sich gänzlich, sprang, wie sie war, aus dem Bette und lehnte sich schwerringend auf das Fußende des Bettes, während das Mädchen ratlos unter der offenen Tür stand und nur sah, was es nicht begreifen konnte.

Was wollte es tun! Es schritt in der guten Absicht, Trost zu spenden, auf Xilinde von hinten her zu.

Aber Xilinde kam plötzlich die entblößte Stellung zu gräßlichem Bewußtsein. Sie schrie dem Mädchen zu: „Gehen Sie weg! Sie Schwein!!"

„Aber ich habe es ganz gewiß nicht so aufgefaßt", schlich sich das Mädchen langsam verschüchtert hinaus.

Es war Xilinde, als wäre sie ihrer ganzen Würde beraubt. Als sie längst wieder angekleidet war, konnte sie nicht einmal mehr den Mops ansehen.

Und noch war nicht das Geringste, Schamverletzende geschehen!

Sie schlug das Buch auf und las den Satz nach, ob nicht sechsundvierzig statt fünfundvierzig dageschrieben stand. Sie schlug hinten die Berichtigungen auf, aber es war ein Schauder. Mit fünfundvierzig war alles vorbei.

„Ich wollte ja auch erst in Norderney — —" Was bedeutete das?

Xilinde besann sich anstrengend.

Norderney war ein Bad, wollte der Herr etwa in Norderney —? War so die Begegnung im Bade zu verstehen?

Xilinde war ein unglückliches Geschöpf.

Sie trat wiederholt vor den Spiegel und kam sich wie ein ganz nettes rundes Busselchen vor. Trotzdem, das Gefühl, daß sie neben andern, zwischen andern im offenen Becken der Nordsee badend, nicht als Schönheit zur Schätzung kam, dieses Gefühl konnte sie nicht verscheuchen.

Sie beschäftigte sich darum gar nicht lange damit, das Inserat nach dieser Seite hin zu prüfen. Sie blieb dabei: „Begegnung im Bade" war „Begegnung in der Badewanne", ebensogut.

Als die Woche dem Ende zuging, war die bittere Erfahrung vom Dienstag wieder vergessen, und bei

Xilinde war das Heiraten wieder im Zenit der Sinne.

Sie entschloß sich. Dem Herrn schrieb sie noch einmal. Sein Inserat war am Donnerstag wieder erschienen. Seltsam, der Herr hatte nichts gefunden, es war schon, als wenn er für sie da wäre.

Sie schrieb: „Sehr geehrter Herr! Ich weiß, Sie haben mein Benehmen sehr sonderbar gefunden, aber ich hatte nicht den Mut, mich zu zeigen. Aber wenn Sie noch einmal die Güte haben wollten, so würde ich Sie bitten, doch zu kommen. Ich werde das Mädchen instruieren, daß sie Sie einfach hereinläßt. Dann weiß ich nichts, wann Sie kommen. Sie sind dann in der Wohnung und können tun, was Sie wollen. Mit der Bitte um Entschuldigung Ihre Xilinde Holly, Geranienstraße 1."

So kam's.

Xilinde setzte sich wie ein Opferlamm ins Bad.

Sie wollte nichts tun und alles in Ergebung erwarten. Daß Geduld die schönste Eigenschaft der Frau war, wußte sie ja, denn sie war vierundvierzig Jahre geduldig gewesen. Und auch jetzt würde sie nicht so pressiert haben, wenn nicht die berühmte Autorität in jenem Buch jenen Satz geschrieben hätte: „Die Gebärfähigkeit hört bei der Frau mit dem fünfundvierzigsten Lebensjahr auf."

Es ging alles zu, wie das letztemal. Nur trat der Herr kurz entschlossen in die Badestube ein.

Xilinde drückte sich mit den Händen schamhaft die Augen zu.

Der Herr stand leise im Baderaum, dann hantierte er an sich herum. Xilinde, welche die Augen nicht aufzudecken wagte, war des festen Glaubens, daß sich der Herr entkleidete bis auf einen etwaigen Rest.

Aber auf einmal klangen die ganz nüchternen Worte: „Nun, 's ist gut, ich habe Augenschein genommen." Der Herr hustete und wollte gehen.

Xilinde deckte die Augen rasch auf. Die Hände wurden ihr gleichsam vom Gesicht geschlagen. Sie rief entschlossen: „Und nun ist's gut, nun wollen Sie gehen?"

„Gewiß, meine Gnädige", tönte es spöttisch zurück.

Jetzt vergaß sich Xilinde wieder ganz. Sie sprang aus der Wanne. Wie gewandt das dicke Maßchen klettern konnte! Durch die Schlafzimmertüre sprang sie quer hinüber zur Korridortüre und hatte einen Vorsprung vor dem in den unbekannten Räumen unbehilflich Fliehenden gewonnen.

Sie konnte die Türe gerade recht verschließen und sich entgegenwerfen.

Xilinde erhielt einen Stoß vor die Brust.

Jetzt sah sie den Mann mit furchtsamen Augen an und begann, sich wieder zu verstecken. Aber dabei erschien sie doch in der Tat viel schöner, als sie sich im Bade ausgenommen hatte.

Es wurde dem Manne, nachdem er die Faust gebraucht hatte, wie Reue. Er trat Xilinde näher und bat sie um Verzeihung.

„Lassen Sie, ich werde mich ankleiden." Spielend gelangen ihr in ihrem Verletztsein alle die Dinge, wie sie andern Frauen gelingen, um den Geliebten festzuhalten.

Zeigen und verbergen.

Xilinde wurde ein unerwartet reizvolles Wesen. Der Herr begann zu bekennen, daß er schon seit zwanzig Jahren die Begegnung im Bade suche, er aber bei der großen Wahl nie zu wählen imstande gewesen sei. Aber er würde Xilinde nicht einmal sehr korpulent finden, es liege im Gegenteil eine gewisse weiche Geschmeidigkeit trotz allem in allem.

Am Sonntag stand der Mops mit einer rosa Schleife im Halsband da und einer blauen am Schwanzende.

Xilinde schlug verschämt das Buch auf und führte Knollenbergs Finger auf die Stelle, so daß der Bräutigam verlegen laut auflachte, weil er den Abschnitt wohl kannte und wußte, daß zehn Zeilen weiter ein bedenkliches Alter auch für den Mann angestrichen war. So war Eile am Platze.

BALD MUSST DU MEHR SEIN ALS EIN BLOSSES AHNEN . . . *Paul Zech*

Du zwängst dich in den keifenden Tumult,
Durchbohrt von vorgerollter Augen Spießen.
Es schnappt um dein Gelenk die kalte Schließe.
Dein Mund brennt unbewegt. Du hast Geduld.

Als hätten Mütter dich zum Bösewicht
Hinausgeboren in die Welt, bist du geschunden.
Es kommen Hunde und beschnuppern deine Wunden.
Gerichte schlagen dir Verbrechen ins Gesicht.

Vorbeigezielt das Beil! Ein reineres Firmament
Wölbt sich auf deiner Stirne blankem Krater.
Dein Freisein rollt als Held durch die Theater,
Gestrüpp um ihn, aus dem ein Moseswunder brennt.

Daß diese Stadt noch immer du bewohnst —:
Bald mußt du mehr sein als ein bloßes Ahnen.
Denn nicht mehr weichen vor dir aus die Bahnen,
Und die Laternen wissen schon, daß du sie schonst.

Doch der von dir Gesuchte duckt sich feig.
So sehr hat das Geschwür ihn umgeschmissen,
Bald wirst du nur um eine Witwe wissen
Und Vater sein dem abgebrochenen Zweig.

Aus sieben Namen blüht ihm dein Geschlecht
Und zerrt die Straßen hoch und färbt sie bunter.
Du schwankst die letzten Stufen hinunter
Und sprichst der Zeit ihr Recht —:

Es ist genug verdonnert und verbannt!
Gezeugt aus Kurven, die sich kreuzend paaren,
Schart sich im Wirbel von durchstöhnten Jahren
Das länderlose Land.

NIEMAND HAT DAZU SCHON MUT

Paul Zech

Der Abend spült uns aus dem Kot herauf.
In Schleifen singen uns die Bäume am Kanal.
Der Trambahn strotzender Eroberer-Lauf
Wird matt und zögernder mit einemmal.

Die Straßen horchen in den Wind hinaus,
Wo Silberfische die Laternen ziehn.
Die Häuser grübeln Fensterstirnen kraus
Und fühlen —: noch ist Zeit zu fliehn.

Noch einmal tanzen um das goldne Kalb
Nicht-wissen-woller, daß wir schon
Der Fürsten Schlaf bewohnen als ein Alb,
Gebraut aus Farben Mohn.

Die Geigen kippen um... in Moll ein Takt
Schlägt an —: „Zur Damenwahl!"
Der schwarzen Flore breiter Katarakt
Schäumt einen Ozean von Qualen in den Saal.

Die Quäler kennen uns. Wir kennen sie.
Wir wissen es —: sie kommen über uns,
Mit Peitschen nicht; wir waren früher Vieh.
Heut winseln sie Erschrecken eines Kindermunds.

Von unseren schwarzen Brauen will das Eis
Herniedertaun —: Versöhnung zischt ins Blut.
Die Augen wollen zum Beweis —:
Mordschuldiger, bekenne! Niemand hat den Mut.

Zu sehr noch lügt die Fabel Ruhm im Hirn...
Die Toten schlafen weit auf fremdem Feld.
Nur Bettler bohren spitze Finger in die Stirn
Und sterben an der großen Hure Geld —:

„Wann kommst du, Tag, mit Marschmusik
Und hinter ihr Fabriken Zug an Zug?"
...Wir sind wir selber noch, von dem Betrug
Des Ruhms zerfetzt und Räder der Fabrik.

Daß wir nicht heute den begonnenen Sprung
Zu Ende rasen, nun es gilt!
Die Muskeln kommen vor Gespanntheit nicht in Schwung
Und sind zu sehen nur als Adern drohend wild.

Der Mogen treibt uns in den Kot zurück.
Die Straßen strecken sich beruhigt breit.
Die Sonne malt darauf eine Kringelglück
Und fälscht die Zeit.

REGNERISCHER TAG

Paul Zech

Du graue Trauermelodie der Erde,
Durch unseren Tag gesungen vom Verfall —:
Wie weit ist schon der Tag, aus dem ein helles „W e r d e !"
Aufglühte und als Sonne stand im All?

Wohin ist das Verbrüdernde entschwunden,
Die runde Einheit und des Blutes Jubelrot,
Der tröstliche Verband um tiefe Wunden
Und der verheißene Erlöser aus der Not?

Es kamen viele, die sich warm in unsere Arme
Einhängten und mit Munden voll Gesang
Durch Straßen stürmtên und die bärtigen Gendarme
Von gestern schallend zwangen in den Überschwang.

Es war ein Taumel, doch kein Auferbauen,
Es war ein Rausch, doch kein Ermannen zum Geschick.
Kein Schreitender will mehr dem Schritt des andern trauen,
Und böse Brauen wachsen wieder jedem Blick.

Wir fangen an, so schwer auf uns zu lasten
Wie in den Gräben einstmals vor dem Feind,
Da wilde Kugeln wild nach unseren Kehlen faßten
Und alle Herzen stillestanden wie versteint.

Wir fangen an, uns schon so heiß zu hassen
Wie wir die Quäler haßten, die jetzt tot
Am Boden liegen zwischen Schädelmassen,
Die sie uns boten, wo wir schrien um Brot.

Wir fangen wieder an, Vergangenem nachzujagen
Und fühlen uns so angstallein
Und auf den Schultern eine tote Stunde tragen,
Die hätte lauter Glanz und Gnade sollen sein...

O, graue Trauermelodie der Erde,
Durch unseren Tag gesungen vom Verfall —:
Wie weit ist schon der Tag, an dem ein helles „Werde!"
Aufglühte und als Sonne stand im All.

WELT WAR NICHT MEHR

Rudolf Hartig

Dann hob es steil mit einem Tage an:
Bewußteres Gefühl und nicht mehr schleiernd deine schmalen Lenden,
Dann war Geruch von deinem Körper mein,
Und hobst du Arme, wußt ich nicht mehr Blumen, Rosengärten, Fliederrausch und Mai-Jasmin.

Dann war Musik, und hingezwungen mußt ich breitgeströmte Kantilenen denken, die spätnächtens noch aus Violinen schwelten —
Stimme, die ganz zärtlich war und hingesagt wie Wind auf braunen Abendsteppen —
Wilde Pferdehaufen rasten auf und Horizonte fielen klirrend auseinander.
Dann war von Brüdern, Freunden, Vater, Mutter keine Spur.

Und Hände, Knöchel, Nacken, Wiegegang am Rande breiter Trottoirs —
O du bläuliches Geäder, mildestes und Glanz der Stirne,
Haarduft wellte, Vögel flirrten auf,
Gebete barsten jäh zu flüstern und verwehten.

Dann war das Heimgehen schwer und Hall der Straßen,
Häuserfronten, Eisenstege, große Schriften stürzten ganz verschachtelt ineinander.
Menschen tappten schräg und wie betrunken fremd an breite Tore,
Welt war nicht mehr, nur Himmel sang und du und du.

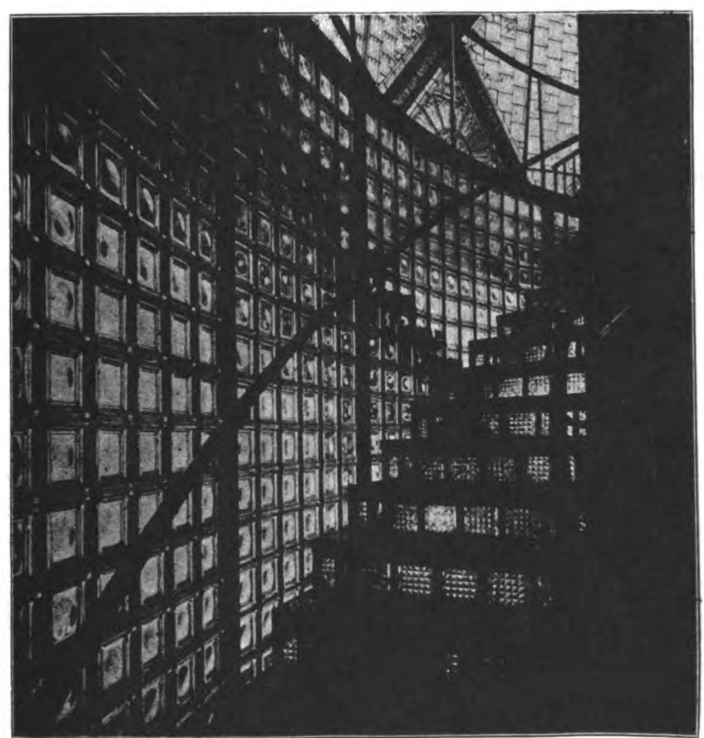
MÜDE SEELE

Rudolf Hartig

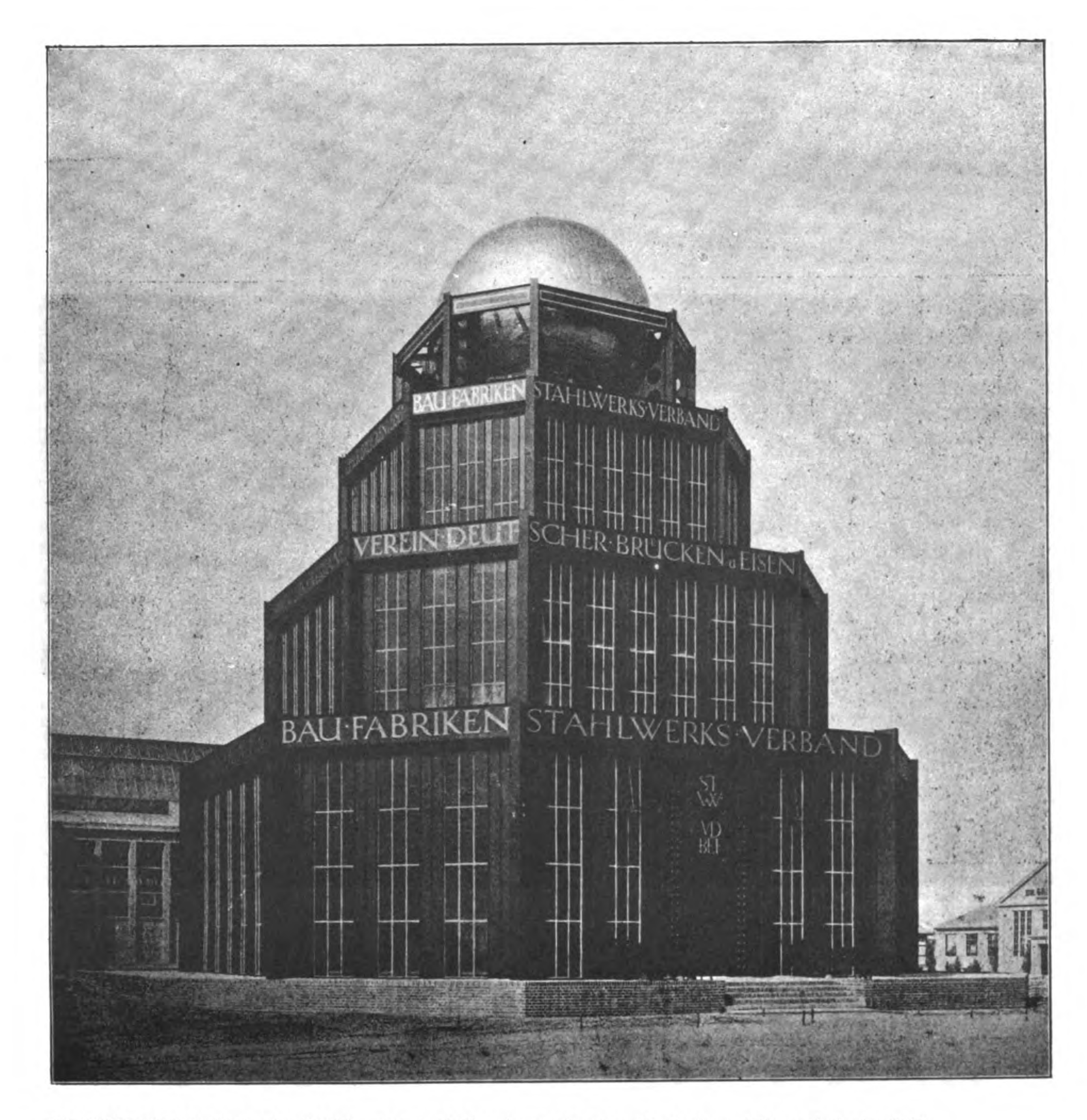
Da war nicht Kälte, hing kein Regen sein Gewand
Und Schwermut in die steilen Lüfte.
Da war auch Sommer nicht und Abend, und kein Waldsaum
Düsterte vor fahlen Röten.

Aber immer schwoll der Festungswall und schwiegen steinerne Kasernen.
Und immer doch wie Regen rann es in die abgebrauchte müde Seele.

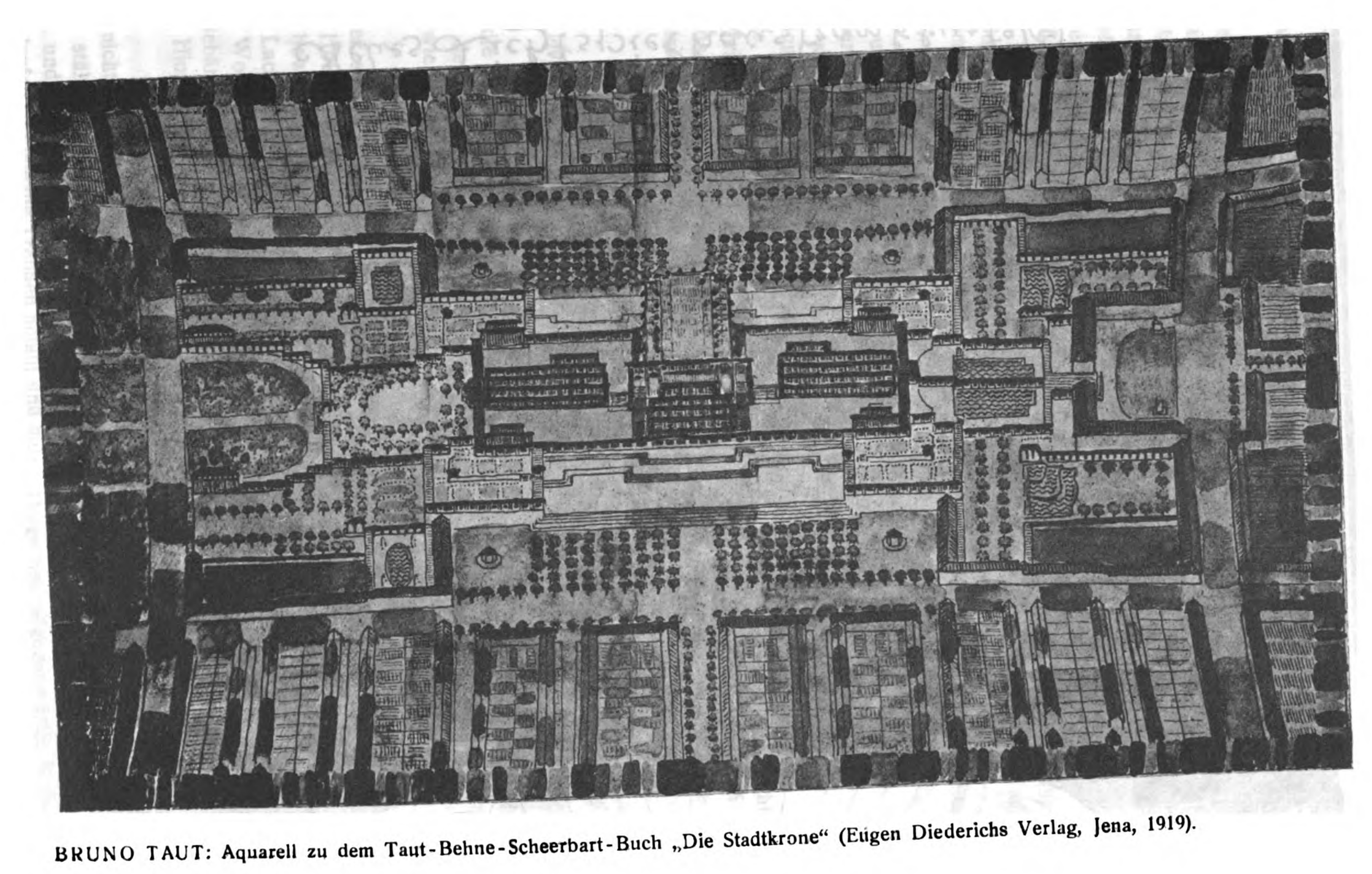




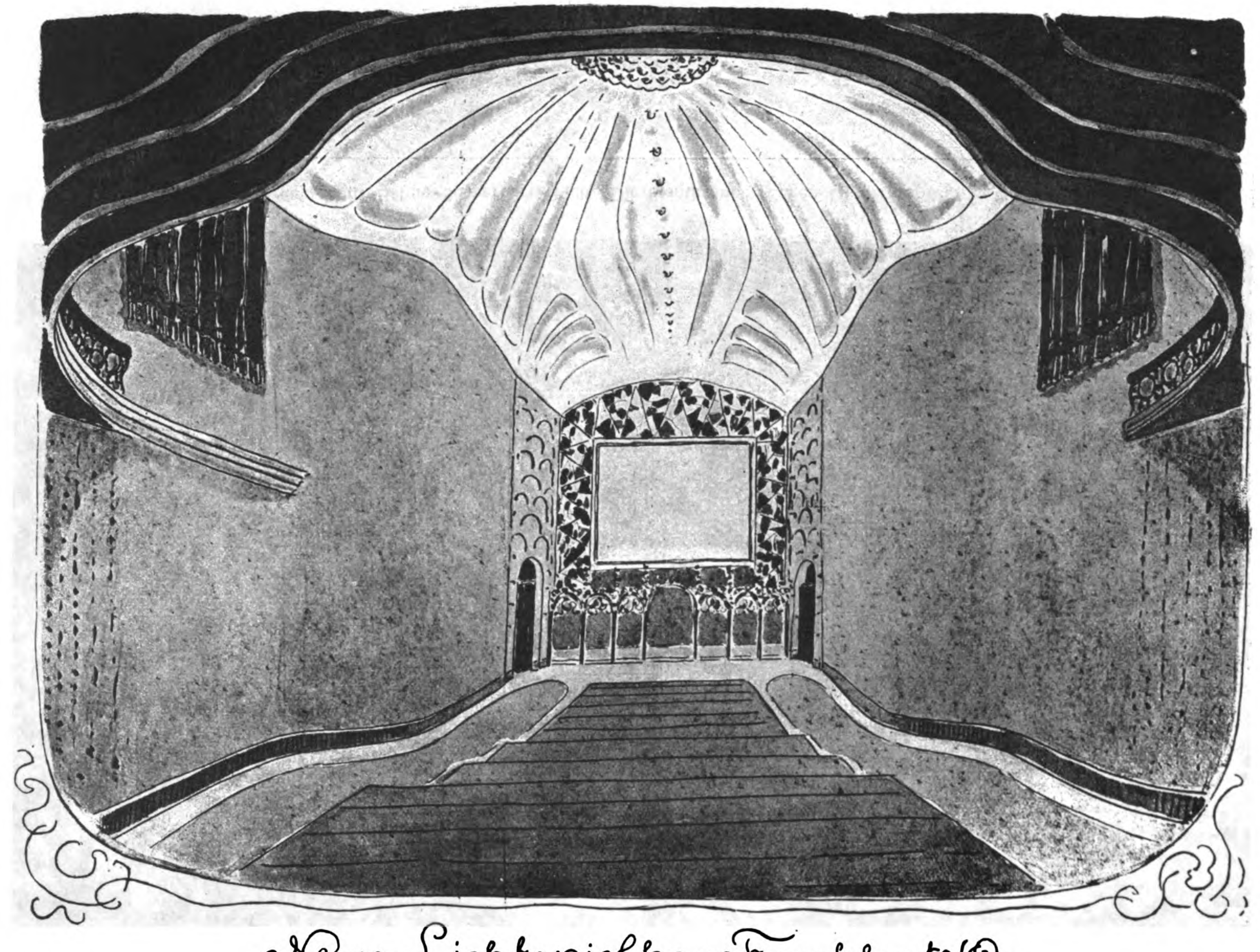
BRUNO TAUT: Glashaus, Werkbundausstellung in Köln 1914
oben: Inneres der Kuppelspitze
unten: Glastreppe



BRUNO TAUT: Halle des Stahlwerks- und Eisenbauverbandes, Baufachausstellung Leipzig 1913.



BRUNO TAUT: Aquarell zu dem Taut-Behne-Scheerbart-Buch „Die Stadtkrone“ (Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1919).



BRUNO TAUT: Entwurf zum Innenraum eines Lichtspielhauses

O vielleicht ward nun in diesen dunklen Nächten die Geliebte einem andern untertan,
Und die Mutter betete nicht mehr wie sonst.
So mußte man durch halb erblühte Fliedergärten tastend gehen,
Und oft ganz mühsam horchen nach den ausgesteckten Fahnen.
Bäume wollten knospen, schwer nur wußte man, daß Frühling war,
Und Mütter, glühe Bräute und auch Schwestern schmerzlich und sehr angestrengt aus Ferne sehnten.

Aber trüber und schon viel verwaschner Himmel war geballt,
Eisenbrücke starre Silhouette, leer und zwecklos hingespannt am Nachmittage.
Drahtverhaue, Weidenstümpfe, Wächter, der am Pfeiler lehnte
Immer war das da und eingepflanzt in Härte und an strengem Strom.

O WARUM LAUFEN SO VIELE . . .

Rudolf Hartig

Man kann die Höhen beschneien lassen.
Man kann den Eisschollen im treibenden Strome wie ein Gefangener nachsehen.

Aber immer sind Abende, leer und kalt wie alte Hotels und Villen, in Stille, nur Sommers bewohnt.
Immer ist Lachen über Worte und Krampf, dies in Worte zu tun
Und die Gebärden nur Grinsen auf irgendein schnell Hingehuschtes.

Man darf nicht verweilen. Immer hacken ja Krallen stählern und spitz, schon scheppert Hirn und alles verfließt.
O warum laufen so viele die Treppen hinauf und hinunter,
Als ob ein Klang sie erlösen könnte aus Ringen und Mühsal und kaum zu bezwingender Angst,
Ewigem Ruhelossein? Kein Schnee kann ja trösten,
Kein Strom und noch so erhaben geformtes Gebirg.
So losgelöst treibt uns der Strom immer fort von den Müttern,
Kaum ist ein Freund, der zu folgen vermöchte über die klaffenden Gründe,
Ganz einzeln, und kaum noch gehalten von Bildern der Kindheit und Lächeln und lieben Händen,
Schwanken wir weiter das schmale Brett ganz schmalen Daseins.

OFT WEHEN FRAUEN

Rudolf Hartig

Oft wehen Frauen
(O man konnte ihre Körper leicht und wie in Andacht hingetragen sehen)
Wie aufgebrochene Blüten in die Abende, die bunteren Magnolien und die Tulpenbeete.

Oft wehen Frauen — in dem unsagbaren frühen Jahr.
Oft mochte es sehr leicht und rasch geschehn, daß Füße abseits von dem Wege trafen,
Bunte Blumenwiesen und noch frischstes Grün der Gräser selig und ganz zärtlich war und hold geschmiegt — —
Und Hunger stieg nach Fleisch und Rosahaut und trieb:
— o seltsam hinzustürzen — Strom sein, Kraft und hingenommen sein von Männern, Jünglingen und starken Knaben.

Oft wehen Frauen —
O wann wird der Griffel uns gegeben sein, erglühte Berge, tausendfaches Blühen, Duft und Halbhell
Milder Wälder herzutun und sagen, wie das Jahr verwirrte und die fernen seligen und ganz vertrauten
Dinge uns allgegenwärtig in dem Laub und Nachtgestirnen waren?!

Oft wehten Frauen —
Straßenzüge tauten auf, runde Fliederbäume hatten Blau an Hänge einer milden Stadt geworfen.
Und vorgestoßen in die farbnen Labyrinthe trieben wir ganz fern den Violinen,
Mädchenzimmern, Bücherstapeln und den dunklen kühleren Museen.
Und wenn dann abends Heimkehr war, glomm vieles Schweigen. O es retteten nicht mehr die nackten Ziffern
Und das harterzwungene Üben schwerster Terzen und Oktaven. Immer war das sanfte Lächeln der bereiten
Frauen und das unsagbare frühe Jahr.

MITTERNÄCHTE ZERFETZTEN

Rudolf Hartig

Dann warf noch einmal Frühling die maihelle Maske,
Wie sahen wir wieder Frauen, Glanzaugen und Lächeln der Mädchen,
Und selige Kinderspiele am Abend in Straßen der Vorstädte,
Mildes Hinausgehen zerhaderter Familien an Sonnnachmittagen in Parken und Wäldern,
Betrunkenes Irrsein in Blütengärten und rastloses Gehn in Konzerten der Vögel!

O abendliche Geige zerfleischte!
Und Mitternächte zerfetzten uns, über Klaviere gebeugt.
O als wir reden wollten über ferne Geliebte und sagen wollten, wie Lächeln uns Schwere zerbrach,
Schwieg ganz verhängt zuckender Mund und hilflos schlug uns Begehren.

Dann mußten wir immer nur wieder die halbgelesenen Bücher in Schränke zurückstellen und rastlos die Treppen
In Elternhäusern hinauf- und hinabgehen. —
Linde Güte der Mutter, wie suchten wir dich, da uns Frühling zerbrach,
Scheuestes Schwesternbesorgtsein, wie fächeltest du uns Abende zu!
Konnten wir anderes tun, als uns in Briefen zerfleischen?
Härteste Worte — (o Angst zu versagen!) immer verheerte
Uns Atem der Nächte und immer verspielten wir Anteil und Gabe.

IN ALLEN IST LÄCHELN *Rudolf Hartig*

I

So sind wir in vielen Wesen, aber Entferntheit der Dinge scheint zu versteinen,
Und Strom rauscht ganz gelb vor Lehm, und Schnee bricht von granitenen Bergen,
Aber ich weiß doch schlankes Fleisch und Vibrato des Fremden in hohen Frauen.
O möchtest du nicht, Bruder, die Hand geben, daß wir dies tiefer noch fühlten und sinnlose Klage nicht bis
An die Kehle heraufspränge und alles Lächelnde wegnähme!

Noch stehen ja blaue Abendstädte, noch sind die Reihen der
Lichter nicht ganz uns geblendet, noch konnte die starre Gewalt nicht alles versteinen. Zerreiße drum nicht,
Schimmernde Luft, berstet nicht, Schatten der Vielen und Hineilenden —
Auch du, Tanzhindin und flinke Gazelle, verweil: auch dein Schreiten ist lächelnde Ewigkeit!

II

O peitsche uns, peitsche die Trägen und kühl sich Beherrschenden auf,
Stürze die Häuser ein, versprenge uns rasend zu atemlosem zerstörendem Brand, wie du schon gehst, wie du schon
Schreitest, o auch dein Schreiten ist lächelnde Ewigkeit.
Knüpfe die Knoten auf, die uns in Starre verbanden, versklavten;

Sieh die geöffneten Arme, wir wollen ja eins sein im seligen Einssein der Leiber und Seelen —
Stürze das schmale Brett ganz schmalen Daseins, gib uns
Selige Plattform des Menschseins und unendlichster Verschwisterung.
Wir sind ja in dir, du auch, schmutzige Hure in dunkler Taverne —
O in allen ist ein Lächeln, brausender Strom und Sturz von den Bergen und Schwinge der Ewigkeit.

BRUNO TAUT

Von Adolf Behne

Bruno Tauts Architektur liebt den Himmel mehr als die Erde.

Die Erde trägt seine Bauten — und trägt sie nicht als Fremdkörper. Die Verbindung von Haus und Erde ist stets eine innige. Denn die Erde ist und bleibt die Heimat unseres Körperhaften. Als solche empfindet sie Taut vor anderen tief und schicksalshaft. An die Stelle der Beisetzung unserer Leiber in dicken Holz- oder Metallsärgen, welche die „Auflösung" erschweren und verlangsamen, möchte er, in einer Verbesserung unserer Bestattungssitten, die hemmungslose Heimkehr zur Erde setzen... die „Vererdung".

Auflösung!... das ist das große Thema in Tauts Schaffen. Der Körper löse sich leicht und ungehindert auf, damit die Seele Freiheit erhalte; der Körper kehre in den ewigen Kreislauf des Irdischen zurück, damit der Geist unbeschwert im Himmlischen weile. So fest und dauerhaft also seine Häuser auf der Erde stehen, etwa das Schillerhaus mit seiner sich wiederholenden breiten Horizontalschichtung, ihre Sehnsucht ist stets der Himmel, wie in den Wunderbauten Indiens und in den gotischen Kathedralen. Alles, was Taut gebaut hat, gibt sich dem Jubel der Auflösung hin, und es ist das Erstaunliche, daß Taut als völlig Einziger es fertig gebracht hat, selbst großstädtischen luxuriösen Mietsbauten — und zwar ohne Profanierung des Göttlichen und ohne Verdrehung des Großstädtischen zum Feierlichen — sein Glaubensbekenntnis mitzuteilen, ein Vorbild für alle junge Architekten, daß der wahre Architekt stärker ist als jeder Auftraggeber. Derjenige ist kein Architekt, der nicht Führer sein will.

Führerwillen hat Bruno Taut, und was ihn außer seiner Willensstärke und Zähigkeit zum Führer befähigt, ist seine Kraft des Glaubens und die Stärke seiner Erkenntnis.

Die Helle der Erkenntnis bringt die Schwierigkeiten einer jeden Aufgabe zur Auflösung. Taut schreitet an die Gestaltung der Aufgabe erst heran, wenn er sie als Erkennender völlig durchschauen kann... wie Glas. Deshalb kommen ihm im Entwerfen mit Selbstverständlichkeit leichte, klare, reine, zarte Formen. Leichter ist es natürlich, mit schweren Formen zu wirken, und zu diesem Ausdrucksmittel greifen alle Architekten, denen aus der Aufgabe selbst noch ungelöste Schwierigkeiten drohen.

Man kann das Wort „Auflösung" vielleicht mißverstehen. Auflösen ist häufig ein Zerstören. Diesen Sinn hat es, auf Tauts Schaffen angewendet, niemals. Auflösung ist bei ihm niemals ein Zersetzen, sondern eine Selbstbefreiung, die Befreiung von Schwere, Druck und Fessel. Selbst das Monument des Eisens hatte bei ihm Freude, Glanz und straffe Leichtigkeit, und in der goldenen Kugel, die so „inkonsequent" war, löste sich die steile Pyramide heiter auf. Wie hier die „fremdartige" Kugel, so regten am Kniehaus (dieses wie das erwähnte Schillerhaus vornehme Mietsbauten in Charlottenburg), dieser nervenhaft-feinen, unerhört beziehungsreichen Fassade, die messingblitzenden Prismen auf dem geschwungenen Kupferdach zum Einspruch beamteter Kollegen auf. In einer Zeit, die das ruhige, großlinige und mächtige Dach (unter welchem man wohl am besten schlafen kann?) für eine wichtige künstlerische Errungenschaft ansah, war dieses bewegte und sich auflösende Dach allerdings herausfordernd, so natürlich es doch sein sollte, daß der Künstler tote, dumpfe, schwere und lastende Formen fliehe. Tauts Architektur, die häufig genug stadtbaurätliche Einsprüche zu überwinden hatte, ist der strikteste Gegensatz zu allen

Tendenzen des imponierenden Zusammenziehens, zu jedem großzügigen Auftreten, zu aller Gewalt. Er sucht nicht Gewalt, sondern Gestalt. Er ist kein Imperialist, sondern ein Mensch.

Seine Bauten werden zu künstlerischen Einheiten auch ohne den zusammenreißenden äußeren Zwang. Denn die erkannte Lösung setzt sich ihm sogleich um in Gefühl und Empfindung... der Grund, daß alle seine Arbeiten als unmittelbare Eingebungen der Phantasie erscheinen, selbst eine technisch so beschwerte Nutzaufgabe wie der Bebauungsplan der westlichen Havelufer. Auch der Grundriß zu einem Projekt für das „Haus der Freundschaft" in Konstantinopel ist schön durch seine gefühlshafte Ursprünglichkeit. Innerhalb dieser Einheiten löst sich kein Teil aus dem Ganzen. Hier, im Innern, wäre Auflösung Schwäche, aber sie findet in diesen gewachsenen Einheiten keinen Raum.

Fest auf der Erde ruhen... im Aufbau ein leichtes Schweben... und sich auflösen in den Himmel, das ist allen Bauten Bruno Tauts gemeinsam. Den reinsten Ausdruck der Auflösung wird das Haus Mittag in Magdeburg zeigen, das ein freies Bogengerippe aus den tragenden Betonpfeilern entwickelt, ein System, das wie mit lockeren Fingern von oben her das geschwungene Dach in der Schwebe hält.

Die Freude an allem Schwebenden verbündet Bruno Taut mit den Dichtungen Paul Scheerbarts. Fand irgendwo Schweben einen hinreißenden Ausdruck, dann geschah es in Paul Scheerbarts unvergleichlichem Buche „Liwuna und Kaidoh", dem „Seelenroman". Paul Scheerbart widmete sein köstliches Buch von der „Glasarchitektur" Bruno Taut, und Bruno Taut widmete durch eine Inschrift sein Kölner Glashaus Paul Scheerbart.

Paul Scheerbart, der in der „Glasarchiktektur" den Satz schrieb: „Unsere Kultur ist gewissermaßen ein Produkt unserer Architektur. Wollen wir unsere Kultur auf ein höheres Niveau bringen, so sind wir wohl oder übel gezwungen, unsere Architektur umzuwandeln"... er ist der wahre Schutzheilige aller echten Architekten. Im „Grauen Tuch" (der „Hochzeitsreise des Glasarchitekten"), steht dann der klassische Satz, den wir nie vergessen dürfen: „Es ist doch zu traurig, daß die Menschen immer noch nicht von der höheren Baulust gepackt worden sind!"

Ihr jungen Architekten, in und außer Deutschland, wühlt euch denn Scheerbarts Vision der wahren Baukunst aus höherer Baulust nicht die Seele auf... jene Feier alles Bauens, geschildert in einem Dutzend heiterster Bücher, von denen eines immer schöner ist als das andere?

Bruno Taut hat Scheerbart ergriffen. Die höhere Baulust ruht nicht mehr in ihm. Er hat nach dem Vorspiel der „Stadtkrone" in seinen Blättern, die er „Alpine Architektur" genannt hat, das Höchste geleistet, was unsere Zeit zur Schmückung dieses Erdensternes erdacht hat: die Glasarchitektur auf dem Monte Rosa... absolut keine praktische Nutzarchitektur, sondern ein stilles Weihgeschenk an das Göttliche.

Das Glas und die Farbe! „Du mußt die Leute geradezu zur Farbe verführen", sagt Miß Clara im „Grauen Tuch" zu ihrem Glasarchitekten. Taut hat es begonnen in den unschuldig reinen Häusern seiner bunten Gartenstadt Falkenberg bei Berlin, die der populäre Beiname „Kolonie Tuschkasten" ganz und gar nicht verspottet.

Aber im Kölner Glashause war die Farbe natürlich noch blühender und noch glühender, war sie von einer unwahrscheinlichen, fast jenseitigen Lebenskraft. Niemand weiß es, was Architektur zu sein vermag, wie tausendfach sie alles Malen und Meißeln überwältigt, der nicht das hinschmelzende Glück dieser Glaskuppel empfunden hat... diesen Zauber der Verwandlung, den das Glas in unserer tiefsten Seele übt. Und es war doch nur ein kleiner Anfang, eine der Glasindustrie abgetrotzte Verwirklichung im Rahmen einer höchst mäßigen Ausstellung, durch eine schlechte Platzanweisung sehr beeinträchtigt. Die Wirkungen eines großen Glasbaues könnten mystische Gewalt erreichen — der schweigende Turm aus Glas in der „Stadtkrone"... eine neue Kultur, eine neue Menschheit bilden, wie Scheerbart wußte, ohne zu sehen. Das große Gewächshaus in Dahlem, das er so liebte,

ist ja doch nur eine technische Arbeit... und doch hat schon dieses eine geheimnisvolle, an das Phantastische greifende Kraft.

Auch Farbe bedeutet Auflösung... freilich nicht die abmalende Farbe, weder jene, die die Natur abmalt, noch jene, welche die Seele nachmalt, sondern allein die reine weltenhafte Farbe, die an die letzten Dinge rührt. In Bildern haben sie Paul Klee und Arnold Topp. Wir wollen nicht mehr in backsteinummauerten . Palästen, Kasernen und Hütten wohnen und am wenigsten in solchen, die ihre Stumpfheit noch roh vor uns hinstellen. Farbe soll uns zum mindesten von solcher Enge befreien, die schwere Backstein-Dumpfheit auflösen.

Aber das letzte der Auflösung vermag doch erst der volle Bruch mit dem Backstein zu leisten... das Glas! Schon in seiner unfarbigen, wasserhellen Unwirklichkeit ist es zauberhaft. Die Treppen in Tauts Glashaus bewiesen es. Aber im Einklang mit der Farbe nimmt es eine Gewalt an, die alles Gewesene zerbricht. Eine Vorahnung vermögen die gotischen bunten Glasfenster der Kathedralen zu geben, deretwegen Paul Scheerbart sagt: „Die gotische Kathedrale ist das Präludium der Glasarchitektur". — Franz Mutzenbecher hat sich als erster Maler mit Liebe in die Glas-Farben-Welt versenkt. In der „Seeschlange" Scheerbarts aber finden sich einige Hinweise auf letzte Dinge, die hier möglich wären, erschütternd, beseligend, vernichtend.

Von der Erde in den Himmel, in das Unendliche wollen... das ist die Triebfeder der Auflösung... die sowenig wie Zerstörung „Vereinzelung" bedeutet. Der Architekt, der aus höherer Baulust schaffen will, kann nicht gut Individualist, darf kein Egoist sein... sonst wird Auflösung, im Irdisch-Menschlichen steckenbleibend, doch Zerstörung. Er hat keine höheren Rechte, nur höhere Pflichten. Er respektiert das Einfach-Menschliche, ohne Ehrgeiz, Menschen anders zwingen zu wollen als durch Bauen. Er läßt sich nicht ein in menschlich-psychologische Probleme. Darüber erhebt ihn sein männlicher Glaube.

Dem Architekten als Führer ist Glauben untrennbar vom Werke, genau so untrennbar wie Erkenntnis. Diese Erkenntnis übt niemals rationalistisches Zergliedern, das mit Notwendigkeit stets im Skeptizismus endet, wie der Skeptiker wiederum mit Notwendigkeit Individualist und „Einziger" wird. Der Glaubende aber wird Freund und Bruder. Die Idee der Freundschaft muß tief in jedem Bauenden leben. Das „Haus der Freundschaft", das Bruno Taut für die Türkei entworfen hat, ist eine herrliche Verkörperung der hohen Freundschaftsidee geworden.

EX ORIENTE LUX *Von Bruno Taut*

AUFRUF AN DIE ARCHITEKTEN

Die deutsche Baukunst! — gibt es das?

Erst alle Stile, Renaissance, Gotik, Barock, Biedermeier, Empire, Schinkelei — aber nirgends Ruhe, alles durchgehetzt. Dann Jugendstil und ein Sumpfchaos. Schwere klebrige Wogen des Stilbreis, und wer nicht darin ersticken wollte, klammerte sich an die harten Klippen der Begriffe. Verzweifelte Rufe ertönten von da, scharfe, trockene Worte durchdrangen die Luft. Sie konnten aber die trüben Fluten nicht klären und legten sich über sie wie ein giftiger Schwaden. Er würgte die nach Luft Ringenden. Die Worte hießen: „Zweck" — „Material" — „Zweck" — „Konstruktion" — „Zweck" — „Organismus" — „Zweck" — „Heimat" „Zweck" — „Zweck". Und „Raum Raum" tönte es durch den Raum. Höchste Weisheit: Baut den Raum! — nicht Wände, Decke, Fußboden, nein, den „negativen" und „positiven" Raum. Also eigentlich: baut mit Luft!

„Und der Wolf lachte wie hundert glückliche Goldgräber, das ganze Wald- und Wiesenland lachte mit.

Das Trampeltier ging verblüfft um die nächste Ecke — da schrie's laut: ‚dieser Wolf' — —"

Paul Scheerbart! Dein Lachen war kein Hohn. Du wußtest allein, was Bauen heißt. Du lebtest in den Funkelpalästen und Strahlendomen und zwischen kantig-gläsern getürmten Riesenbauten.

Architekten! hier ist eure Welt. Tretet in diese Dichterglanzwelt ein und lacht, fern von allem, was Gedankenqual und nicht Bauen ist. Paul Scheerbart nimmt euch die Binde von den Augen, und ihr werdet sehend. Was ihr nicht glaubtet — wie drückte die Dunkelheit! — ihr seht es: das Wunderreich der Phantasie. Ja — seht ihr? das könnten Menschen alles bauen, wenn sie nur wollten. Aber zuerst müßt ihr doch wollen, ihr, die Erbauer!

Und ein neues Mirakel offenbart sich euren sehenden Augen. Das Schauen nach Innen, die lebende Glanzwelt der Phantasie klärt den noch trüben Blick. Die Erde selbst erglänzt aufs Neue, die harte „Realität" enthüllt — das Unmögliche wird möglich — Wunder. Wie konnten wir es nicht sehen, das Paradies der Künstler im Mutterschoß aller Kultur! Wo die Menschheit, — nicht Menschlichkeit, geboren wurde!

Indien! Europäer! werft die schmutzigen Lumpen der Bildung von euch, die klebrigen stinkenden Hüllen über eurem Menschen, seid nackt und kniet in Demut vor der strahlenden Sonne der Kunst!

Wie konnten wir uns den Blick nur so trüben lassen! — daß wir das Licht nicht schon längst sahen! Klassische Säulenwälder hatte man davor errichtet, eine griechisch-römisch-italienische Mauer von Marmorpuppen und Tempelfassaden. Aber sie reißt und soll stürzen.

Tuba mirum spargens sonum — per sepulcra regionum — — Posaune des jüngsten Gerichts! Auferstehung der Kunst! Wir reiben uns die Augen, wir wieder Sehenden: Ja, es ist Wirklichkeit, wir träumen nicht — das haben einmal Menschen gebaut. Der Inder sagt, das haben Götter gebaut. Und es waren wirklich Götter — wenn Bauen Indien ist und wenn Bauen Antike, Romanisch, Gotik, Renaissance, Barock ist. Wo bleibt die gesamte europäische Kultur! „Murx den Europäer, murx ihn, murx ihn, murx ihn ab!" — singt St. Paulus.

Übertreiben wir? Seht nur einmal auf beliebigen Photographien die großen Pagoden von Madura, Udêpur, den Schiwa-Teich von Tschillambaram, die Grottentempel von Elefanta, den unglaublichen Tempel Angkor-Vat in Kambodscha, die herrliche große Choay-Dagone — Pagode in Rangun — wie Gestalt gewordene Meeresdüne —, den großen Tempel Chamukte in Palitana oder die große Pagode von Bangkok oder den Architekturberg Borobudur auf Java! Jedes kleinste Stück der großen Kultur vom 4.—16. Jahrhundert auf Vorderindien, Ceylon, Kambodscha, Annam, Siam und auf Insulinde — welcher Schmelz der Form, welche fruchtvolle Reife, welche Gebundenheit und Strenge und welche unfaßbare Verschmolzenheit mit der Plastik! Der Schmuck sprudelte über, er überschreitet alle Grenzen, ist zart von innigster Hingabe und stark und klangvoll bis zum Äußersten. Kantige straffe Lagerung, schwere stark-weiche Massigkeit, ungeheueres Himmelauftürmen und allerzarteste Feinheit — Rausch!

Versenkt in diese Zauberwelt, vollgesogen von ihrem Honig — wo bleibt dann Europa! Dagegen ist Florenz mager, Assyrien roh, Ägypten mathematisch, das Barock unausgeglichen, St. Gereon ein Steinbaukasten und selbst die Gotik nur konstruierte Transzendenz. Wie weniges bleibt! Ja, Straßburg und die gotische Glaskunst und der Dresdener Zwinger — doch vor Indien? Beugt euch in Demut nieder, ihr Europäer!

Die Demut wird euch erlösen. Sie wird euch Liebe geben, Liebe zur Gottheit Erde und Liebe zum Weltgeist. Ihr werdet euren Engel, der euch trägt, eure Erde nicht mehr mit Dynamit und Granaten quälen, ihr werdet den Willen haben, sie zu schmücken, zu kultivieren und zu pflegen — Kultur! In Unterordnung eins mit ihr sein, euch von ihr zu den Sternen tragen lassen. Es wird ein Reich sein. „Sei gut, dann ist die Welt so schön, und alles ist ein Paradies!" und du selbst bist ein Paradies. Nur Glanz in dir!

Wir werden Wissende sein. Wir werden das Höchste kennen, was gebaut werden kann, — kann, wenn die Menschen es wollen. Zu diesem Wollen müssen wir Architekten sie bringen. Wir müssen ihnen das Höchste immerfort ohne Zagen voll Mut in ihren Sinn bringen, einen Keil in ihre abgestandene Bildungswelt hineintreiben. Sie soll in Trüm-

mern auseinanderfallen, zu Staub werden und ein neuer Phönix soll aus ihr aufsteigen, ein neues weithin glänzendes Licht, die Kunst, die Glück ist und Leben!

Formeln und Rezepte verfliegen. Der Architekt, mit diesem Leuchten in sich, fühlt in sich die Einheit, die Einheit mit seinem Volk, mit allen Menschen. Seine Augen sind offen, er weist jedem Ding seinen Platz an, läßt Hütten eben nur Hütten sein und überschätzt nicht mehr Kaufhäuser, Bürobauten und Fabriken. Er kann sie auch nicht unterschätzen. Das Licht erhellt alles. Im Unterordnen kommt alles an die richtige Stelle, Wahrhaftigkeit gibt es wieder, und auf die kleinste Hütte fällt ein Strahl des ewigen Lichtes. Heiterkeit und Reinheit in allem!

Unser Schutzgeist, Paul Scheerbart, soll uns führen:

„Wo du auch hinüberfliehst,
Niemals kommst du an das letzte Ziel.
Preise jede Welt und auch die Sterne!
Alles, was du hier so siehst,
Ist ja nur ein feines Lichterspiel,
Eine große Wunderweltlaterne."

VON GEBURT, TOD UND WIEDERGEBURT DES DIONYSUS

Von Anselm Ruest

Ein Gedächtniskranz auf Paul Scheerbarts Grab († 13. X. 15.)

Der eine wahrhaft reale Dionysus erscheint in einer Vielheit der Gestalten . . . . Nietzsche, Geburt der Tragödie

Er wird künftigen Geschlechtern ein großes Datum sein: der Geburtstag Nietzsches und der Sterbetag Paul Scheerbarts — der fünfzehnte Oktober! Im Umnachtungsjahr Nietzsches, 1888, erklang es dionysisch und morgenrötlich zum erstenmal bei Scheerbart — o, ich weiß, daß ich für die meisten noch Fernstes verkupple! — Aus dem „Paradies, der Heimat der Kunst":

Himmelsglut umströme
Brennend sinnvernichtend
meine Welt!
Wunderschwingen, hebet rauschend
All mein Sehnen, meine Träume
In das Reich der Herrlichkeit!
Schaukelt mich in süßen Schlaf!
Ewig selig will ich sein!

Dionysus kann nicht sterben. Aber immer wieder wird er gekreuzigt, um aufzuerstehen. Griechisch: immer wieder wird der Knabe Dionysus von Titanen zerstückelt, dann haben wir Erde, Wasser, Feuer, Luft, das Individuum, den Menschen — dessen seligste Hoffnung nur in der wiederhergestellten Einheit mit allem bestehen kann. „Es hat, ich weiß nicht wer, behauptet, daß alle Individuen als Individuen komisch und damit untragisch seien" (Nietzsche) — die Grundstimmung in allen Werken Paul Scheerbarts; „die Kunst als freudige Hoffnung, daß der Bann der Individuation zu zerbrechen sei" (Nietzsche) — das Grundschaffen Paul Scheerbarts durch ein Viertelhundert von Schriften. Immerfort Unmögliches als möglich darstellen, ein Gefühl von übermütiger Freiheit hervorbringen, „wie wenn der Mensch sich auf Fußspitzen stellte und vor innerer Lust durchaus tanzen müßte" — wie sehr war doch dieser Paul Scheerbart nach dem Herzen Friedrich Nietzsches! Der ihn und seinesgleichen immer wiederkommen sah: — „Auf die Wolken setzen wir unsere bunten Bälge und nennen sie dann Götter und Übermenschen . . ."

Dieser letzte Dionysus starb uns, starb Europa vor nunmehr vier Jahren: gekreuzigt, wiederum zerstückelt — diesmal durch den Erdkrieg. (Hier darf nicht Weltkrieg gesagt werden.) Und zwar traf ihn keine Kugel, keine Granate oder Bombe aus seinen gefürchteten Luftvehikeln — und doch hatten die titanischen Zerstörerkräfte nur dieses Krieges viel früher an ihm miniert und untergraben, als sie den andern sichtbar wurden. Wohl hatte auch er einen letzten Menschheitstraum, einen Traum der Zukunft wie Victor Hugo*: die Ausdehnung des Himmels der Erde hinzugefügt — Aufhebung aller Grenzen — ein Volk die ganze Erde — das irdische Paradies, dessen Keime der erste „Lenkbare" bergen sollte! Aber Scheerbart, vor dessen Augen das neue Prinzip des „Schwerer-als-die-Luft" schon glänzender siegte, sah ahnungsvoller und prophetischer als irgend einer der Zeitgenossen auch das furchtbare Interregnum des Chaos, das entsetzliche Zeitalter der Zerstörung und der unerträglichen Wüste davor- und dazwischenliegen. Wie jener mythische Pech- und Schwefelregen auf Sodom und Gomorrha, so Dynamit nun schonungslos aus allen Himmeln regnend: da liegen sie, die Triumphbogen sämtlicher Jahrtausende, blitzschnell im Staub, Pyramiden und Tempel zerpulvert, kein Raphael, kein Michelangelo mehr geschützt inmitten des Trödels. Das machte den „guten" Paul Scheerbart, der eigentlich die Kultur nicht liebte, sondern — wie vor ihm in Europa nur Friedrich Nietzsche — ein Teil ihrer selbst war, zehn, ja zwanzig Jahre bereits vor dem großen Kriege ungemein „nervös". Nicht etwa voll Angst schlottern oder mitleidig beben wie irgendeinen sentimentalen Friedensapostel — die „fürchterlich ordinären" Affekte können ja einer wirklichen Natur nichts anhaben: die wird es nur jedesmal in allen Fibern und Lungen eratmen, wird es im Blute zu spüren bekommen, wenn ihrer gesamten Existenz die radikale Verkehrung ins Gegenteil droht. Seine Kulturnatur fühlte sich immer Stern unter Sternen, leuchtend, wirbelnd, kosmisch — nicht separat tellurisch; Sonnen aber fürchten nichts als — Verfinsterung und Zertrümmerung, Weltbrand, Götterdämmerung. Auch dieser Zarathustra kannte vom ersten Tage an nichts als: Licht und Finsternis. Schon „Rakkox, der Billionär", der mit seinen Billionen

*) Vergl. O. Sigall: Aus dem Nachlaß V. H's.: „Dem Vogel gleich."

den Erdball allmählich in einen glänzenden Architekturpalast verwandeln möchte, muß an einem Kriege, dem er vergebens durch „Vermischung aller Rassen" vorbeugen will, elend zugrunde gehen. Und zwar sollte damals — 1900 — noch eine monstrose Hebung des Personendampferverkehrs die „Rauspumpung des nationalen Elements" besorgen, zehn Jahre später sieht der „Traum des Aviatikers" ein seltsames Schauspiel der Lüfte mit gleichem Ziel: unzählige Flieger durcheinanderschwirrend allmählich die „Vaterländer" aufgeben, verwechseln, vertauschen — sich nicht mehr als Skandinavier, Chinesen, nur noch als „Fahrgäste" — — — „Luftonkel" begegnen. Das war, fünf Jahre vor dem Kriege, immer noch die äußere, scheinbar harmlose und heitere Wiederstrahlung von Vorgängen, die ihr Unheimliches, ihr Zuinnerst-„Nervösmachendes" nicht mehr ganz unter der tollen Oberfläche verbargen. Gewiß — „wer wird denn jetzt noch Revolutionen und Kriege machen wollen", wo einfach ein paar Zentner Dynamit von oben im Nu alle Hauptstädte zertrümmern können —" das ist doch viel zu leicht jetzt . . ." Aber er ward nicht mehr ruhig über dem einen: daß Verfinsterung des Leuchtenden nicht nach Sternengesetz und -regel, sondern willkürlich, jederzeit, zufällig; Verwüstung des Schönen plötzlich — unwiderruflich — kindisch-sinnlos eintreten könnte. Meinte er indessen jetzt Humanität, rief er sie an? Kultur und Humanität: weltferne Dinge, er fühlte genau wie Nietzsche; Kultur, das ist die Religion der Starken, felsenhart und gütig, Humanität — Instinkt des Schwachen, wehleidig, darum oft zügellos. So entsteht schon 1909 die von allen Vulkanen der Zukunft trächtige utopische Flugschrift: „Die Entwicklung des Luftmilitarismus und die Auflösung der europäischen Landheere, Festungen und Seeflotten." Auf den weiten Feldern sich hier stark und frisch abspielender Katastrophen stirbt eigentlich alles, Getier und Mensch und jegliche Zivilisation; nur die Luftflotte bleibt übrig und gedeiht prächtig — und noch könnte ja irgendwo auf dem Erdball ein Unvernünftiger sein, der diesem reizenden technischen Spielzeug nicht vollste Sympathie entgegenbrächte! Aber schon war auch — unablenkbar, unabwendbar, gesetzmäßig — der Halleysche Komet am Himmel von 1910 im Anschweben: das brachte angesammelte Spannungen erst recht zur Entladung. „Wie" — ruft Scheerbart aus — „eine Orchidee, ein Schneeglöckchen, sie lösen ganz bestimmte Empfindungen, Seelenwirkungen, aus — und ein glänzender Komet . . ." Dieser Halleysche war ja kurz vor 1789 erschienen; wir bekommen auch jetzt wieder, aufgepaßt, Revolutionen, Krämpfe, Erschütterungen furchtbarster Art. Das lenkbare Luftschiff — das ist die neue Revolution, die neue — furchtbare Epoche. So Paul Scheerbart.

Und so lebte er seit damals schon; ungeheuer „nervös". Zog sich von den Menschen zurück. Betrank sich. „Begreifst du nun, worüber ich trüber werde?" sagte er zum letzten Freunde. Aber sein gewaltiger, wahrhaft beflügelter Geist erfand sich doch noch zweimal die kräftigeren Maschinen der Phantasie, womit er selbst den gefürchteten „Lenkbaren" entflog, sie zeitweilig sogar ganz in seine Dienste zwang: das „Perpetuum mobile" und eine — „Glasarchitektur". Da war es ja wieder: vollkommen Stern, tanzender Stern, Schwingung, Wirbel und Licht . . . Perpetuum mobile: oberste der Maschinen, die erst alle andern überflüssig macht, Abbild des Ganzen, Planet: begreift man, daß dieser wie zur Schutzwehr ersonnene allerkühnste, allerausschweifendste Traum sich selbst beschwerend andauernd kleine Holzkrücken, armselige Rädchen brauchte und zimmerte, vor denen er jederzeit desto weiter und höher abschnellen konnte — nur den eingebildeten Philister unten bei seinem schwierigen Lächeln und Widerlegen zurücklassend . . .? Und jene Glasarchitektur — ja, das war schließlich noch die tiefsinnigste Schutzwehr, die gegen das in Scherben schlagende Wetter von oben bisher erdacht worden . . .! Oder — eine Ironie? Bricht etwas leichter als Glas? Abwarten. Ein paar klirrende Scheiben tun's ja noch nicht. Aber — die Lichteffekte! Funkelpaläste, Farbenspiele, Millionen glimmender, sprühender, drehender Funken — ein Farbenrausch! Die ganze Erde — ein glitzernder, flimmernder Perlenschmuck! Da haben wir es wieder: Nur Licht und Finsternis. Aber die Finsternis wird nicht kommen. In den Glaspalästen schimmern die frühesten Morgen-, die spätesten Abendröten. Und dann die erleuchteten Wände, die farbigen Kuppeln, die bunten Ampeln. Auch Blumen unter farbigen Gläsern werden anders, ihre Seelen anders, — Treibhäuser. Die Menschen hinter bunten Scheiben werden nicht mehr so böse sein. Sie werden religiöser sein — wie im farbigen Dämmerlicht gotischer Kathedralen — —

Kultur! Kultur! — Auf daß sie nicht immer wieder zerscherbt werde: bauen wir sie aus Glas, das ehrfürchtig macht . . . Wahrlich, dieser Scheerbart — hätte Europa seine Stimme gehört, hören können — denn er redete wie alle Originalen eine unübersetzliche Sprache — es hätte mehr gelacht und wäre — auch ehrfürchtiger geworden. Und hätte man bloß befolgt, wofür ich immer wieder und wieder in den Jahren 1911 bis 1914 plädierte, diesem Scheerbart den Nobelpreis zu geben als dem damals einzigen wirklichen und echten Friedensapostel in Europa . . .! Denn dann hätte seine Stimme in der Tat auch ein Echo finden können — weil ja die Mehrzahl der Menschen erst äußere Zeichen braucht, Signale, um aufzuhorchen . . .

Er selbst freilich wußte tiefer als andere, daß er das heranrollende Verhängnis nicht aufhalten werde: darum schrieb er noch 1913 den „Lesabéndio" — den Völkern ein tröstendes Testament: „Fürchtet nicht den Schmerz, — aber fürchtet auch nicht den Tod!" Wer weiß — vielleicht brauchen wir auch den furchtbarsten Schmerz zur letzten Kultur, zur höchsten Entwicklung.

Und erlebte den wirklichen noch — den Krieg. Das erste Wirkliche indessen — das diesen Geist nun unbedingt tödlich treffen mußte! Die absolute Verfinsterung dieses Sternes. Sonnenfinsternis. Tod.

Denn nicht seine kleinen „Perpeh"-Modelle waren schon trübe Verwirklichung gewesen, wie wir oben gesehen haben; nicht sein Glaspalast, den ihm Bruno Taut „wirklich" hinstellte —: der war bloß eine Art Schutzbrille gegen so viel inneres leuchtendes Sehen — darum war er ihm so dankbar — er schützte dies unermeßlich tiefe innere Schauen heilsam vor Erblindung.

Aber der Krieg — das war die erste Wirklichkeit, vor der er ja längst dies Grauen gehabt . . . Nicht aus Furcht oder Feigheit. Ach nein — —. Nur die Kultur — die Kultur!

Dionysus ward wieder von Titanen zerstückelt. Dionysus ist tot.

Aber er muß wieder auferstehen.

In wem? Wann?



MENSCHEN

ZEITSCHRIFT FÜR NEUE KUNST

LITERATUR · GRAPHIK
MUSIK · KRITIK
POLITIK

Herausgeber und Schriftleiter: HEINAR SCHILLING
Verlag der Menschen (Dresdner Verlag von 1917)

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Heinar Schilling, Dresden. Schriftleitung und Expedition. Dresden-A. 1, Trompeterstraße 4. I., Fernsprecher 20213. Sprechstunden der Schriftleitung nachm. 6—7 Uhr. Einsendungen nur an die Schriftleitung direkt. Rücksendung unverlangter Manuskripte nur bei genügendem Rückporto. — Die Zeitung erscheint 1919 am 1. und 15. jeden Monats. — Bezugspreis der „Menschen", Zeitschrift für neue Kunst: vierteljährlich (6 Nummern) Mk. 2.50, unter Kreuzband Mk. 5.—, Einzelnummer Mk. 0.50 zuzüglich Porto bezw. Bestellgeld. Der erste Jahrgang (1918, 10 Nummern) kostet Mk. 10.—, einzelne Nummern 6—10 je Mk. 1.—. Die Zeitschrift für neue Kunst wird auch als literarische Beilage des Montagsblattes „Menschen" herausgegeben. Bezugspreis des Montagsblattes allein vierteljährlich durch die Post Mk. 1.50 exkl. Zustellungsgebühr, unter Kreuzband Mk. 2.50. Bezugspreis des Montagsblattes mit der literarischen Beilage (Zeitschrift für neue Kunst) vierteljährlich durch die Post Mk. 4.— exkl. Zustellungsgebühr, unter Kreuzband Mk. 5.50. — Sämtliche Zahlungen sind zu richten an Postscheckkonto Leipzig 34469 (Dresdner Verlag von 1917.)

DIE ZEITSCHRIFT „MENSCHEN"

vertritt in Literatur, Malerei, Kritik, Musik und Politik die aufsteigende jüngste Generation geistig tätiger Menschen, die sich — aus allen Altersschichten zusammengesetzt — in bewußten Gegensatz stellt zu den heute noch wirksamen und mächtigen Überbleibseln und Erben jener Generationen, die die Menschheit, auf tausend Wegen, in den Zusammenbruch führten, den sie heute erlebt. Dem Materialismus und seinen maskierten oder unmaskierten Variationen setzt sie, durch das von ihm angerichtete mehr als vierjährige Blutbad gestärkt und erhöht, in künstlerischer, politischer und praktischer Tat ihren prinzipiellen Idealismus entgegen, von dessen endlichem Sieg sie überzeugt ist. Dieser Idealismus heißt in Literatur, Malerei, Musik und Kritik Expressionismus. Also ist Expressionismus kein rein technisches oder Form-Problem, sondern vor allem eine geistige (erkenntnistheoretische, metaphysische, ethische) Haltung, die nicht seit heute oder gestern, sondern seit Jahrtausenden in der Geschichte der Menschheit erscheint. In der Politik heißt dieser Idealismus anationaler Sozialismus, der unbedingt und radikal gefordert wird, nicht nur im Geiste, sondern in der Tat! — Die Zeitschrift „Menschen" versucht, die Vertreter dieses Geistes zu sammeln und zu einen, um den Sieg ihrer Idee, die der Sinn der Menschheit ist, zu beschleunigen. — Alle geistig Jungen, unbedingt Gläubigen, die reinen Herzens sind, werden aufgefordert, in geistiger und praktischer Tat an dieser heiligen Aufgabe mitzuarbeiten.

Verlag: Emil Richter / Druck: Petzschke & Gretschel / Für die Schriftleitung verantw.: Hugo Zehder / Sämtlich in Dresden



NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DRESDEN

KRAUS REPRINT 1970

1919
NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG
SCHRIFTLEITER HUGO ZEHDER

Mai-Heft — INHALTSVERZEICHNIS — 2. Jahrgang

Beilageprospekt: Die Erhebung, Jahrbuch für neue Dichtung und Wertung von Alfred Wolfenstein, S. Fischer Verlag, Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen sind zu richten: An die SCHRIFTLEITUNG 1919 NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG, Dresden, Prager Straße 13 — Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Preis der Monatsschrift: Das Halbjahr M 9.—, das Einzelheft M 2.—
Titelblattentwurf von ARNO DRESCHER, Dresden.

Aus dem Inhalt des Aprilheftes:

Hermann Essig: Heiraten! oder Xilinde Holly / Adolf Behne: Bruno Taut / Bruno Taut: Ex oriente lux — Aufruf an die Architekten / Anselm Ruest: Von Geburt, Tod und Wiedergeburt des Dionysus.
DICHTUNGEN von Paul Zech, Rudolf Hartig.
Abbildungen: Holzschnitt „Freiheit" von C. v. Mitschke-Collande / Bauten und Entwürfe von Bruno Taut.



LASAR SEGALL: Die irrenden Frauen, Originalholzschnitt

1919

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DIE ZWEI TAGE DES SIEGFRIED REICH

Von Will Erich Peuckert

Aus einem Romanentwurf

Je länger Siegfried Reich in sich grub, ganz untergetaucht in die Erlebnisse der letzten Tage, umso größer wurde der Zwischenraum in seinem Hirn, als liege dies schon Jahre hinter ihm. Er wußte fast nichts mehr von den Wirrnissen, die der 28. Oktober in seinem Hirn angezündet hatte, und wenn er doch einmal daran dachte, blieb er so ruhig, als höre er zum ersten Male fremde Menschen von fremden Dingen reden. Er fühlte nichts in sich, das ihm Schmerz bereitete. — Je nun, — so oder so, — ein Ende mußte das alles doch einmal nehmen, und ob er wieder ewig Matten flocht oder nach dumpfem, besinnungslosem Brüten eines Tages plötzlich starb, — — wie sollte er das entscheiden!

Einmal, wahrscheinlich aus Versehen, besuchte ihn der Gefängnisgeistliche, — (ein Protestant). Er wußte wohl nicht, daß Reich Jude war, — und Siegfried Reich hütete sich, es ihm zu sagen, — denn es tat ihm unendlich wohl, wieder Worte zu hören von einem Menschen, der nicht gefangen saß. — Sie sprachen lange miteinander.

Von Abraham und Mose, David und Elia, — aber kaum ein Wort über Jesu. Jedesmal, wenn der Geistliche das Gespräch so lenken wollte, verstand es Siegfried Reich, neue Fragen aufzurühren, — und sie rühmten beide mit heißem Herzen die Männer Gottes. Es tat Reich gut wie Balsam, so von denen zu hören, die schon lange wie Väter bei ihm waren.

„Ob ich auch zwiefacher Mörder wäre, wenn man mich statt Siegfried Samuel geheißen hätte?“ fragte er zitternd, da eine neue Erkenntnis jach in ihm aufquoll. Und er ließ es sich nicht nehmen, — denn er dachte, vielleicht verkaufte ich dann als Händler Aktien oder schriebe für eine Zeitung, fern von den Nöten und der Bangnis meiner Seele.

O du, — — verbranntes Herze, — du, —

Weil dieses Geschick, so wachgerüttelt, sich auf ihn stürzte, verlor er alle Farbe in seinem Gesicht und fror in der ganzen Qual seiner Verdammnis. Der Geistliche verspürte, wie Grausen über Siegfried Reich herfiel und las ihm die Geschichte aus dem Lukasevangelium vor, die in die jauchzenden Worte des Erbarmens mündet.

Ein Mensch hatte zween Söhne; und der jüngste unter ihnen sprach zu dem Vater: Gib mir, Vater, das Teil der Güter, das mir gehört. Und er teilte ihnen das Gut. Und nicht lange danach sammelte der jüngste Sohn alles zusammen und zog ferne über Land; und daselbst brachte er sein Gut um mit Prassen.

Da er nun all das Seine verzehrt hatte, ward eine große Teuerung durch dasselbige Land, und er fing an zu darben. Und ging hin und hängte sich an einen Bürger desselbigen Landes, der schickte ihn auf seinen Acker, der Säue zu hüten. Und er begehrte, seinen Bauch zu füllen mit Trebern, die die Säue aßen, und niemand gab sie ihm.

Da schlug er in sich und sprach: Wie viele

Tagelöhner hat mein Vater, die Brot die Fülle haben, und ich verderbe im Hunger. Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor Dir und bin hinfort nicht mehr wert, daß ich Dein Sohn heiße. Mache mich als einen Deiner Tagelöhner.

Und er machte sich auf und kam zu seinem Vater.

Da er aber noch ferne von dannen war, sah ihn sein Vater, und es jammerte ihn, lief und fiel ihm um seinen Hals und küßte ihn. Der Sohn aber sprach zu ihm:

Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor Dir, ich bin hinfort nicht mehr wert, daß ich Dein Sohn heiße.

Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: Bringet das beste Kleid hervor, und tut ihn an, und gebet ihm einen Fingerreif an seine Hand und Schuhe an seine Füße, und bringet ein gemästet Kalb her und schlachtet's; lasset uns essen und fröhlich sein, denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig worden; er war verloren und ist wiedergefunden worden. Und fingen an, fröhlich zu sein.

Aber der älteste Sohn war auf dem Felde, und als er nahe zum Hause kam, hörte er die Gesänge und den Reigen, und rief zu sich der Knechte einen und fragte, was das wäre. Der aber sagte zu ihm: Dein Bruder ist gekommen, und Dein Vater hat ein gemästet Kalb geschlachtet, daß er ihn gesund wieder hat. Da ward er zornig und wollte nicht hineingehen. Da ging sein Vater heraus und bat ihn. Er aber antwortete und sprach zum Vater: Siehe, so viel Jahre diene ich Dir und habe Dein Gebot noch nie übertreten, und Du hast mir nie einen Bock gegeben, daß ich mit meinen Freunden fröhlich wäre. Nun aber dieser Dein Sohn gekommen ist, der sein Gut mit Huren verschlungen hat, hast Du ihm ein gemästet Kalb geschlachtet.

Er aber sprach zu ihm: Mein Sohn, Du bist allezeit bei mir, und alles, was mein ist, ist auch Dein. Du sollst aber fröhlich und gutes Muts sein, denn dieser Dein Bruder war tot und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist wiedergefunden.

Und wie ein Wunder verstand Siegfried Reich alle Schickung seines Lebens und verzieh sie seinem Gotte. Ja, wie ein Vater hielt er ihn geborgen, und hatte fast kein Recht mehr, ihm so zu tun, — und er spendete ihm doch die quillende Güte seines großen Herzens.

Von nun an war für Siegfried Reich alle Gefangenschaft nur noch ein offenes Tor. Er wuchs vollends in Gottes Arme. —

Seltsamerweise kam ihm nie ein Zweifel, warum doch damals Gott seine Hände von ihm zog, — und wenn er doch daran dachte, entschuldigte er ihn.

Das war wohl, weil er noch nicht begriff, wie brennend-lauter Jammer ganz nahe vor ihm stand. Denn ganz rasend überjochte ihn dann die Stunde.

*

Der Verteidiger besuchte Siegfried Reich einmal und sagte ihm, daß er Berufung eingelegt habe und daß er hoffe, die Wiederaufnahme des Verfahrens zu erzwingen. Reich dankte ihm kaum dafür.

Er, — ganz untergetaucht in die Geheimnisse Gottes, — zerwühlte stündlich trunkener die dunklen Worte des heiligen Buches, — in rasender Gier, damit man ihn nicht plötzlich unvollendet davon wegholе, — denn er knüpfte seine tiefste Seligkeit an diese Offenbarung.

Schwellende Triumphlieder umzückten ihn, — und Gott ging ihm nahe vorüber.

Aber inniger erwuchs ihm jene Verheißung:

Lasset uns essen und fröhlich sein. Denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig worden, — er war verloren und ist wiedergefunden worden. Und fingen an, fröhlich zu sein.

Hineingewirbelt in die rasenden Schauer dieser Liebe, verging er fast. Sein Herze grünte langsam wieder auf mit den ersten Sprossen einer jungen Saat. Seine Seele war eine Lerche, geborgen in der hohlen Hand Gottes. Und war sich brünstiger

denn je der Erlösung gewiß, — denn von Ihm kam ja auch dieser neue Ausweg, — das Gnadengesuch.

Als man ihm mitteilte, daß alles abgelehnt sei, zerriß er furchtbar. So stürzten verdammte Engel erdwärts. Abgründe brachen auf, — eisige Wasser in den innersten Schlüften, — aus weglosem Dämmer wuchsen ihm Gesichte entgegen, — und er begriff die bunten Fenster einer Synagoge, — aus seinem Munde entbrannte Klage gegen Gott, — steil, — unwiderleglich. — Auch die Erzengel am Throne erschraken vor diesem Grimme, und Er bedeckte sich, — entsetzt.

Denn Siegfried Reich hielt harte Rechnung.

Er zerfaserte sein Leben und durchsuchte jedes Staubkorn, um aus ihm Haß zu saugen.

Zwei Tage litt er so.

Endlich, — der Abend ging auf die Neige, — stand dieser ganze Jammer härter noch einmal auf und überwälzte ihn. — Er hing, die Arme auseinandergerissen, widerstandslos gegen das alles und duldete sehr.

Kindheit, — — ah, — geronnen in die fauligen Gossen der Judenstadt, — — enge Flüche, — — jede Straße bespie ihn: — Judenjunge! — Schläge schon damals. — —

Und die jungen Jahre, — — Gott, du täglicher Würger, — — Haß wie heißes Blei, — die Schulen zerfetzen ihn, — — die späte Jugend, — — drängende Mannheit giert in ihm, — — ah, Weiber, — sich ausgießen, — glüh in ihre Leiber, — — und sie verschlossen ihm ihren Schoß, — — du Jude! —

Hu, Gott, du ewig-lüsterner Quäler, danke ich dir dafür?!

Abgründige Verwirrtheit — entquoll ihm, — — böse Gedanken, — — Sünde, die Er in mich gebar, — — Sünde, die Er zuließ, — — du Verfluchter! — und in Sünde stieß, — in Mord stieß, — Blut stieß, — oh, — Hela Gyldendhal, — — und Thilde, — o Gott, du hinterlistiger Verräter, — Gott, — du peinvolle Geißel, — und entsetzlicher Feind, — ich hasse dich, — — ich möchte dich anspein, — wenn ich mich an dir rächen könnte, — ja, — — wie räche ich mich an Gott? —

Gerechtigkeit?

Bist du nicht der gerechte Gott, — der Ewige, — aus dem Anfang und Ende kreisend fließen? — Hahaha! — — Du? — der mich verriet? — Du? — der mit mir leiden müßte? — weil er Schuld trug, — geheimer Lügner, —

Gott, — zitterst du nicht, daß deine Teufel dich stürzen werden, weil sie dich verachten, — — du, — du, — —

Liebe von oben, — — sanfter Tau, — — ach, — und aller Liebe Liebe nur Gift und weißer Aussatz, —

Wie, — wie — — ich will, — oh, ich armseliger Mensch, — was kann ich diesem denn antun, — und auch mein Fluch ist stumm, — er verschließt sich vorher, — wenn ich ihn schlagen könnte, —

Siegfried Reich nahm die kleine Bibel und zerriß sie, — und streute ihre Blätter um sich, —

Gegen Mitternacht wurde er stiller.

Ich weiß, was ich tun werde, — ich will mich aus ihrer Hand nehmen, daß sie mich ihm nicht opfern können, — denn Gott stand deutbar vor seiner Seele wie der Baal im Tale Himnon.

Er machte aus seinem Hosenträger eine Schlinge und befestigte sie sorgsam am Gitter des kleinen Fensters, — er hatte dazu sein Bett dorthin gerückt, — dann legte er sich die Schlinge bedächtig um den Hals und stieß sich mit den Beinen ab. —

In jener Stunde stieg Gott, der Hohe und Erhabene, von seinem Stuhl und legte seine Hände aufeinander — und weinte. Dann winkte er dem Gabriel und nahm ihn mit sich und ging mit ihm hinab. Und stand ganz nahe bei Siegfried Reich, (und der Erzengel war neben ihm), — und sie bereiteten sich, des toten Juden Seele mitzunehmen.

Und als die Seele Siegfried Reichs aus seinem offenen Munde trat, schlug der heilige Gott sein Kleid voneinander und nahm sie heim an seine Brust. Und sie war endlich zu Hause und erwarmte an seinem Herzen und begann zu fragen:

Warum tatest du mir das? —

Da nahm Gott diese Seele und küßte sie mit dem Kusse seines Mundes. — Ja, — Gott, — du Ewiger! — waren in ihr Worte, — denn sie fing an, ihn zu begreifen.

Aber Gott hörte sie schon nicht mehr. Er fuhr

noch einmal über ihr verbranntes Herze, — und lächelte.

Da vergaß die Seele Siegfried Reichs alle Frage und neigte sich.

Und Gott hielt sie bei sich. — Und es war Morgen.

Die Himmel und aller Himmel Himmel kamen ihm entgegen.

GALIZIEN 1918

Will-Erich Peuckert

... Und er trug vor: Dir über Häupten
Und unter dir —
Da barst das Tor der alten Synagoge, —
Sie drangen ein, — wie Scharen böser Vögel,
Wie Gog und Magog, — und ihr Schrein
War hart und voller Flüche:
Judengesindel! — Schlagt sie tot! —

Der Alte zitterte: Die Thorarolle! —
Und barg sie in den Falten seines Rocks.
— Du! — Her! — Was da? — Gib her!
Erschlagt ihn! —
Kolben. Säbel. Fäuste.
Aus tausend Adern strömt ihm Tod,
Gerinnsel in das Silber seines Bartes, —
Gib her! — Du Hund! — Sohn einer Hündin! —
Her! —
Stöße in seinen Bauch, — bespien, —
Da! — eine Peitsche trifft den Ball
Des linken Auges, schmitzt es in den Dreck, —
Er windet sich zertrampelt, —
Und Töchter neben ihm, — geschändet,
Wie dieses Haus geschändet ist. —
Tränen um seinen Gott:
Herr! Rächer Israels! —
Erhöre! — Herr! erhöre!

Da neigt sich eine linde Güte
Auf ihn herab, — wie Tau,
Wie sanfter Tau von oben.
Er lächelt: — Die Schechina! — und verschied.

EXPRESSIONISMUS UND SOZIALISMUS

Von Herbert Kühn

Der Expressionismus ist ursprünglich kein Formproblem. Das Primäre ist die Wandlung des Geistes, die Änderung in jenem Urverhältnis, das bezeichnet ist mit der Beziehung von Ich zu Welt.

Wenn seit der Renaissance die Welt im Vordergrunde stand, wenn die Naturwissenschaften erwachten, wenn das Außen den Menschen ergriff und das Ich vernichtete — dann erwacht jetzt neu das Ich. Lodert. Rast. Der Mensch!

Maschinen, vom Menschen geschaffen zur Hilfe dem Menschen, Kanonen, Automobile, Eisenbahn, Luftschiffe, Telegraph — zu Nutzen dem Menschen, zu seiner Erhöhung — sie standen auf, erhoben sich über den Schöpfer — erschlugen ihn. Sein Wille zerbrach. Sein Bewußtsein schwand. Die Zeit stand auf.

Und alles, was der Mensch um sich gehäuft hatte zu seiner Hilfe, loderte wider ihn züngelnd empor. Der Himmel zerriß. Die Flammen barsten den Horizont. Die Explosion.

Der Mensch verging an der Materie. Wir starben an dem Ungeist: Krieg.

Und wir erwachten neu zu neuem Sein.

Der Weltkrieg ist die letzte Konsequenz einer Epoche, die das Ich vergessen hatte, einer Epoche, die sich vergangen hatte am Geist, einer Epoche, die sich darum selbst vernichten mußte.

Sie hatte den Geist getötet und Maschine, Technik, Material an seine Stelle gesetzt — Gott aber kann nicht getötet werden, und so erwacht er neu in dieser Zeit.

Aber Gott ist uns nicht mehr ein Außen — Gott ist inwendig in uns — wir tragen ihn — wir sind Gott.

Wir haben von neuem die Seele erobert, den Geist. — Aber wir weisen jeden Idealismus ab. Der Idealismus der Kunst ist nichts als eine gewisse Steigerung des Materialismus. Idealismus ist nur möglich in einer Zeit, die — wie die Klassik — sensorisch eingestellt ist — die das Außen sucht, nur das gesteigerte, das verschönerte Außen.

Wir gehen einen ganz anderen Weg. Wir wollen

das Innen. Das Unmittelbare. Das Ursprüngliche. Das Autonome ist uns der Ausgangspunkt.

Gott.

Der Geist in seiner Erfüllung.

Und so gelangen wir zu dem, was die Zeit vor uns vergessen hatte — dem Menschentum.

Wir stellen es aus uns heraus. Wir schaffen es neu. Wir bauen an ihm, wir bilden und formen, um es mehr zu erheben, um es größer zu gestalten — um gewaltiger, leuchtender, lodernder zu machen das Eine, das in uns ringt, das Eine, das uns beschäftigt, das Eine, das uns erfüllt: der Mensch.

Fühlt man den gleichen Weg, den auch der Sozialismus geht?

Auch er nur ein Aufschrei, ein Stöhnen gegen die Materialisierung der Welt. Auch er ein Empören gegen Vernichtung des Ich.

Im Sozialismus erwacht der Mensch zu seinem Recnt. Der Mensch, der vorher geknechtet, ausgebeutet, gedrückt, in Qualen sah, wie ihn die Welt zerstörte. Der Mensch, der langsam zermahlen wurde vom Kapital, der Mensch, der langsam zugrunde ging am Liberalismus und seiner Vertrustung.

Die Materie hat uns vernichtet. Die Materie hat uns zermalmt. Die freudlose Arbeit, die der Mensch erfand, die Steigerung des Kapitals, die der Mensch erschuf — die Maschine — hat sich erhoben gegen den Menschen — hat ihn erschlagen.

Gott war getötet.

Aber Gott läßt sich nicht töten.

Gott erwacht ewig neu.

Jetzt ist das Ich aufgestanden. Hüten wir uns, daß es nicht wieder versinke, daß es nicht wieder vergehe vor Welt.

1910 begann die Revolution der Kunst. 1910 malte Picasso, 1910 Kandinsky, 1910 erschien die „Aktion".

Die Kunst geht ihrer Zeit vorauf.

Gleichwie die Philosophie.

Husserl, Bergson, Eucken, Simmel — jeder Name ein Wiederfinden des Geistes, ein Wiederfinden des Menschen.

Aber noch war die Zeit nicht gekommen.

Die Materie mußte noch ihren letzten Schlag vollführen, die Explosion, den Untergang — dann war auch für die Politik der Weg ganz frei für den Glauben an den Menschen — Sozialismus.

Auch der Sozialismus geht aus vom Materialismus, er überwindet ihn in sich. Feuerbach, Bruno Bauer, Strauß standen an seiner Wiege. Aber auch Fourier, Saint-Simon, Owen, Proudhon und Weitling.

Wie schreibt Engels schon im Jahre 1844?

„Gott ist der Mensch. Der Mensch hat sich nur selbst zu erkennen, alle Lebensverhältnisse an sich zu messen, nach seinem Wesen zu beurteilen, die Welt nach den Forderungen seiner Natur wahrhaft menschlich einzurichten, so hat er das Rätsel unserer Zeit gelöst." (Kritischer Auszug aus Carlyles Past and Present.)

Der Expressionismus ist — wie der Sozialismus — der gleiche Aufschrei gegen die Materie, gegen den Ungeist, gegen Maschine, gegen Zentralisation für den Geist, für Gott, für den Menschen im Menschen.

Es ist dieselbe Geisteshaltung, dieselbe Einstellung zur Welt, die nur nach den verschiedenen Erscheinungsgebieten verschiedene Namen hat. Es gibt keinen Expressionismus ohne Sozialismus.

Es ist nicht zufällig, daß sich die neue Kunst so stark der Politik öffnet, es ist nicht zufällig, daß es Zeitschriften gibt für Politik (Sozialdemokratie) und Expressionismus.

Es ist nicht zufällig, daß sich die neue Kunst ebenso gegen den Krieg, gegen Militarismus erhebt, wie es die Besten der Sozialdemokratie taten.

Wir wollen Menschlichkeit, Einheit des Geistes, Freiheit, Brudertum des reinen Menschen, und wir verachten Grenzpfahlwahnsinn, Chauvinismus, Nationalismus.

Wie Tolstoi ist uns der Patriotismus die widerwärtigste Form der Gemeinheit, der Kleinheit, der Lüge. Aus diesem künstlichen Gezücht erwächst die Niedrigkeit der Gesinnung. Notwendig.

Wir verachten den Patriotismus, wir verachten den Krieg, wir verachten das Militärische — wir verachten die Kleinheit, die Engheit, die sich künstlich strafft, die sich in die Brust wirft — dem anderen ein Spott.

Wir verachten den Imperialismus, das Habenwollen, das Hurraschreien, die süße Frucht des Kapitals.

Denn wir h a s s e n das Kapital, weil es der Ursprung, die Wurzel ist, weil es der Anfang ist des Weges zum Untergang.

Noch haben wir keinen Sozialismus. Noch stehen wir vor dem gemeinsamen Feind: Kapital — aber die Zeit wird kommen, da der Geist weiterdringt (der Geist kann nicht besiegt werden durch Bajonette), die Zeit wird kommen, da die letzten Mauern stürzen, die Zeit wird kommen, da in alle Herzen dringt der laute Ruf: M e n s c h l i c h k e i t !

Wir grüßen euch, ihr französischen Brüder, Genossen, Vereinte — dich, Barbusse, und dich, Romain Rolland, dich, J. P. Jouve, und André Gide, Henri Guilbeaux und Martinet, Duchamp und alle die anderen.

Wir grüßen euch, ihr Italiener, ihr Tschechen, Polen, Russen, Finnen, Engländer und euch, ihr Inder.

Die Künstler gehen ihrer Zeit vorauf, sie bereiten den Boden, sie graben die Herzen, sie streuen die Saat.

Ihr arbeitet an dem gleichen Ziel, es ist e i n Geist, der uns vereint, es ist ein Strom, der durch uns alle geht — ein Strom, der die Welt erfassen wird und der sie ändert in ihren Festen, ein Strom, der nach den Sternen greift.

Wir wollen eine neue Welt. Eine bessere Welt.
Wir wollen den M e n s c h e n !

VERKUNDIGUNG

Herbert Kühn

Matt Abend naht. Sie geht in blassen Schatten.
Umrandet blau von sanfter Farben Bahnen.
Ihr Antlitz zagend. Tage dumpf ermatten.
Sie schaut erzitternd ihres Leibes Ahnen.

Und ihre Augen werden Angst und Not.
Sie birgt sich scheu. Ein Tier geduckt.
Der Himmel flammt. Grell Blitz erzuckt.
Sie kann nicht fliehn. Die Erde loht.

Hell Schein strahlt auf. Die Berge glühn.
Sie fühlt den Engel und sein sanftes Wehen.
Weit Himmel offen. Leid Vergehen.
Aus sich erwachsend sieht sie rings die Erde blühn.

EINZUG IN JERUSALEM

Herbert Kühn

Die Dörfer weichen. Haine nahn.
Auf breiten Straßen bunt gewandet Menschen gehn.
Hoch Dächer golden in die Luft getan.
Aufblühend Zinnen seines Tempels stehn.

Die Augen trinkend suchen ihn zu fassen.
Er naht. Er naht. Sie grüßen ihn.
Weit Palmen breitend. Hände hoch aufwachsen.
Sie singen. Jubeln. Alle Wege knien.

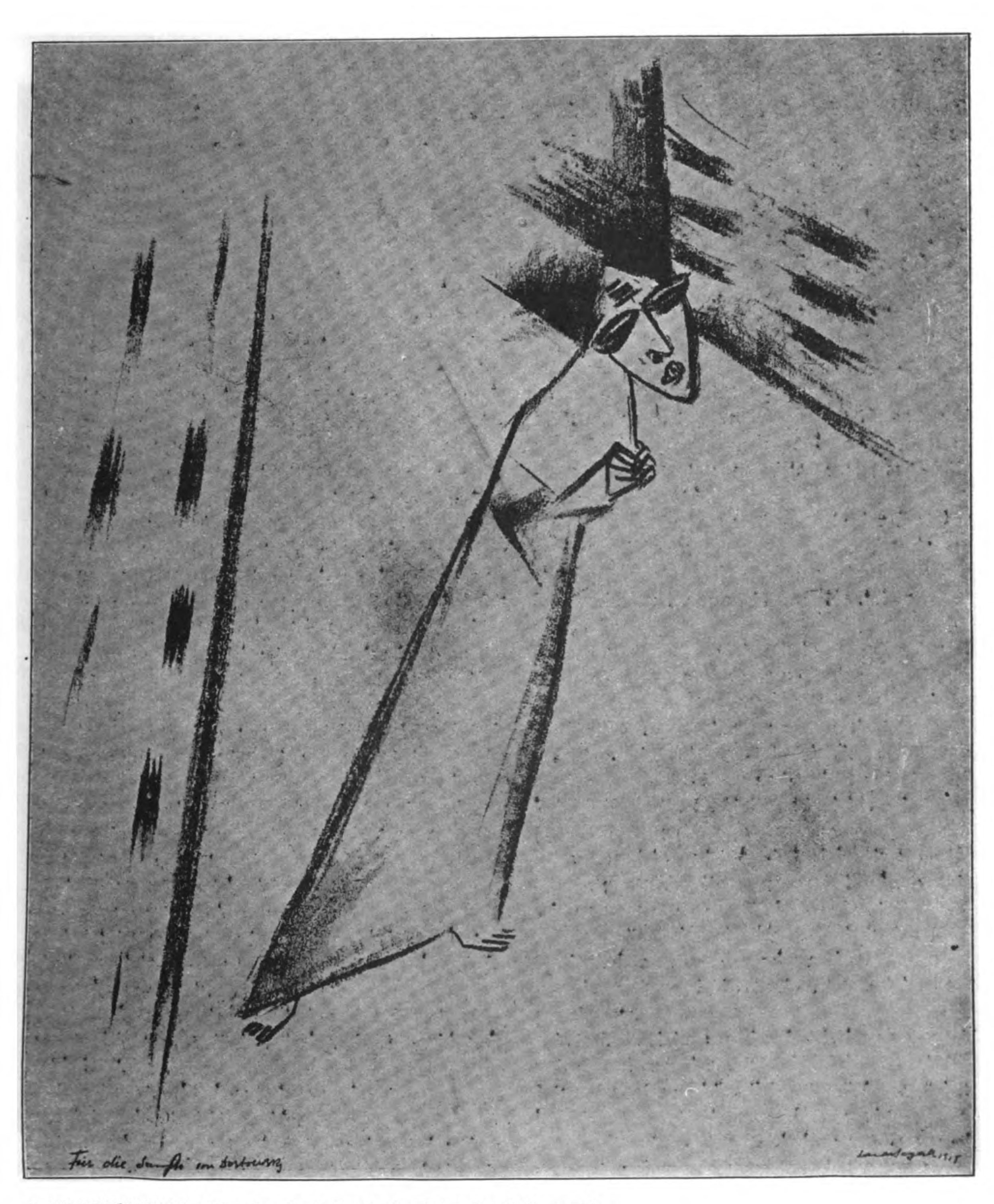
Die Sonne tanzt ob seinem Haupte.
Rubinen Strahlen glühen Blut.
Er zieht hinein. Groß Tore wölben.
Das Meer der Stadt ertrinkt in seiner Glut.

LASAR SEGALL

Von Will Grohmann

Sakja-Muni, der glückliche Königssohn, kennt nicht Krankheit, Alter und Tod. Seine drei Begegnungen mit dem Kranken, dem Greis, dem Toten, unser aller Begegnungen, lehren ihn das gemeinsame Menschenschicksal, und aller Trost stirbt. Den Seelenkräften bleibt nur, vom Leben zu befreien. Der Inder überwindet auch den Tod und beweist in verwandelter Gestalt jedem Jahrhundert die salomonische Weisheit. In Tolstoi erlebt er die Hinrichtung eines Menschenbruders, und der Sinn des Lebens birst. In Lasar Segall wandelt er in den Straßen Wilnas und schreit auf, der Mensch leidet noch immer, und Gott und der Teufel kämpfen um seine Seele. Wird auch hier ein reines Gebet eine weiße Lotos aufblühend zum Himmel wachsen lassen und eine Seele retten?

Die weiblichere Menschlichkeit Hindustans lebt



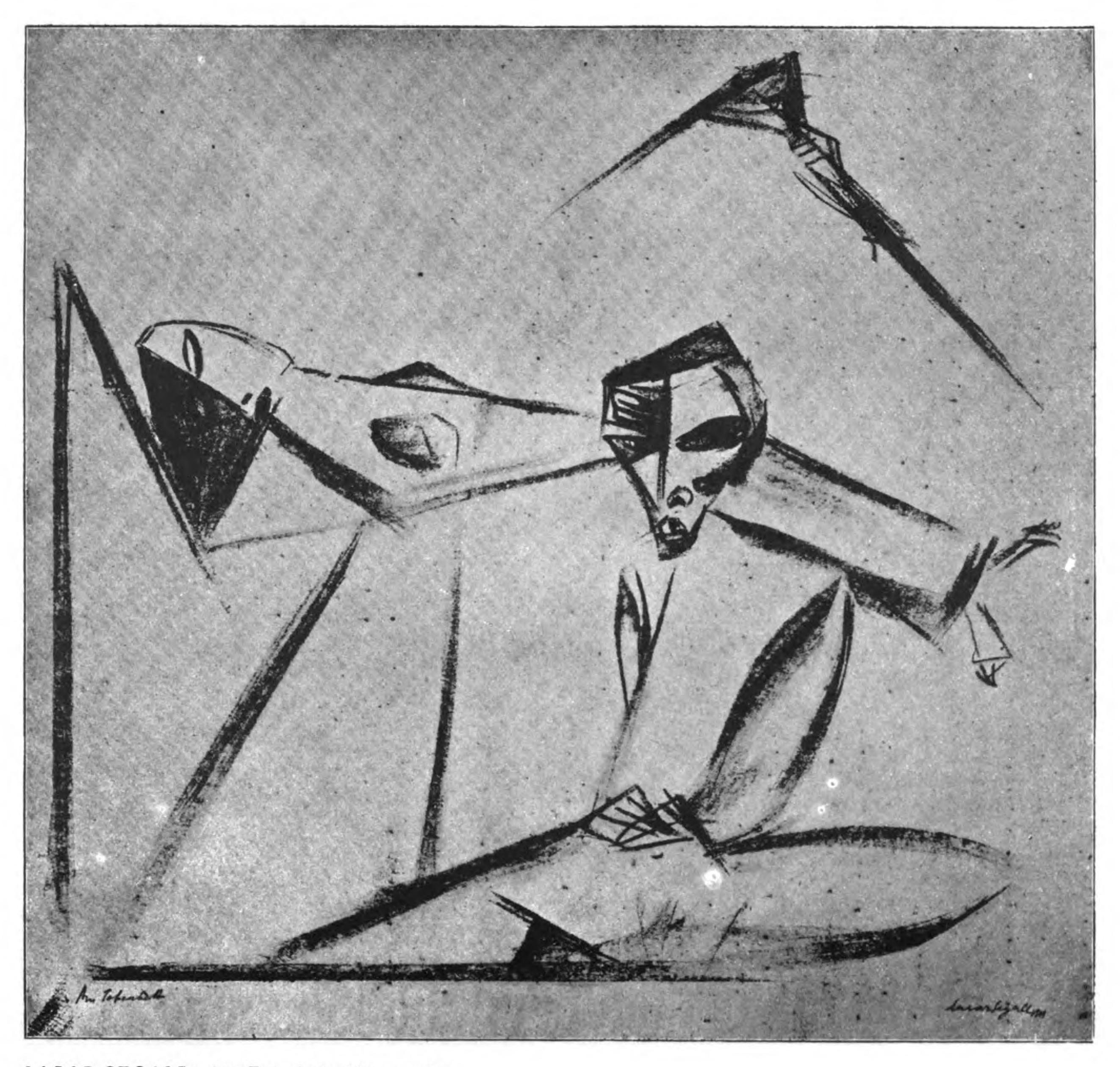
LASAR SEGALL: Für die „Sanfte“ von Dostojewsky, Lithographie



LASAR SEGALL: Im Atelier, Gemälde



LASAR SEGALL: Der Tod, Gemälde



LASAR SEGALL: Am Totenbett, Lithographie

in den religiös versenkten, allverstehenden, allbrüderlichen Menschen dieses Ostens, verschmilzt glühend alles Getrennte. Der Mensch, der ein Paradies in seiner Seele hat, soll doch nicht einsam sein. Auch nicht der Mörder, die Dirne, der Gehetzte. Die Welt ist aus den Fugen, aber ihr alle seid schuld. Nur e i n e Erlösung: Mitleiden, Lieben. Du wärst besser als die anderen? Ist Gott nicht auch im verächtlichsten Geschöpf? Steige hinab bis zum chaotischen Grund des Menschen und sieh selbst. Menschenleid ist Gottes Leid, ist eignes Leid. Sei gut! Fühle dich verantwortlich für jede Ungerechtigkeit dieser Erde, für Armut, Bedrückung, Wahnsinn. Turgenjew hört zum erstenmal irgendwo bei Berlin das Trillern der Lerche mit vollem Bewußtsein. Hat sie auch Segall in seiner Heimat nicht gehört, wo hörte er ihren Gesang? Und wenn das Ringen mit den Menschen aufhörte, wann das mit sich, mit Gott?

Man versteckt sich dortzulande nicht hinter allerlei Leistungen. Im mystischen Schauen erweist sich des Erlebens Stärke. Hinter jedem unendlicher Hintergrund, die unermeßliche Natur, das endlose Weltgeschehen, zahllose Möglichkeiten. Wie, wenn man die kleine Wirklichkeit ganz überspränge? Angesichts dieser Welt, wo bliebe da Kunst um der Kunst willen! Führen hier bewußte Formen, Vernunftkonzentration ins Innere der Welt? Wer wagte hier, die Form vom Lebensinhalt zu trennen? Die Künstler des Ostens versenken sich, und die Kunst ist ihnen kein Problem. Letzter Sinn und intuitives Erleben zwingt auch Segall, gerade so und nicht anders zu gestalten, läßt ihm keine Wahl.

Tolstois Ethik der Kunst ist ihm nahe. Die Kunst ist das Herz der Welt, von dem alle Blutströme ausgehen und zurückfließen. Sie führt zur letzten großen Einheit. Sie läßt erleben, wie die Natur in dem einen Menschen zum Mörder, im anderen zum Heiligen wird. Aus sich heraus, in alle hinein geht der Künstler, ein aus Liebe ewig sich Verwandelnder, ein die Menschen Verwandelnder. Überall manifestiert sich das Sittliche, springt über, gewinnt den ersten, den zehnten, die Menge. Segall ist ein großer Mittelsmensch, sein Werk macht viele frei.

Mit fünfzehn Jahren beginnt seine Pilgerschaft. Deutschland, Frankreich, Spanien, Südamerika. Arbeiten bleibt ihm Gnade. Rembrandt, Israels, Goya erschüttern ihn. Er kann auch so. In ein paar Stunden malt er eine überzeugende Impression, aber er läßt billige Triumphe den anderen, er stellt nicht aus. Es ist nicht seine Wahrheit, es ist die Wahrheit eines anderen. Kunst ist ihm Wahrhaftigkeit. Kein Schein hat ihn je verführt. Auch auf den Pariser Boulevards bleibt er bei den verpflichtenden Eindrücken seiner armen Heimat. Ihre Bettler, ihre Verhungernden, Auswanderer, verfolgte Juden, Kranke im Wartezimmer des Arztes, Sterbende, das sind seine Begleiter. Mütter der Gefallenen, von der Arbeit Müde und andere Mühselige und Beladene. Alles Gegenständliche in größter Intensität. Noch bestehen die Naturformen, aber der Ausdruck der Linie interpretiert den Sinn des Gegenstandes. Im Rhythmus der Striche und der Flächenverteilung liegt das Letzte, aber aller Ästhetik ist Segall feind, und so pilgert er weiter. „In der Eisenbahn": die Erwartung in hoffenden Farben. Zwei Menschen vor einem Dorf am Sonntag: die erste Fassung noch sinnlicher in Kolorit und Thema. „Hunger": nur die Farbe trennt die Mutter mit dem toten Kind vom Stein.

Immer mehr treibt die Qual des Problems zum Schaffen. Alles Menschliche fließt durch ihn hindurch und faßt in seinen Bildern Wurzel. Die innere Dämonie des Lebens packt ihn, er meistert sie. Alle spüren jetzt eine Beziehung zu dem Allgemeinmenschlichen seiner Aussagen. Er folgt Ekkehart, zerbricht die Sprache und damit die Dinge, die Wirklichkeit wird Durchgang für eine höhere Geistigkeit, die Menschen werden Gefäße von Seelenzuständen. Ihren Beziehungen erwachsen Symbole. Er bevölkert die Erde mit seinen Gestalten.

Nirgends ist Raum für Ästhetik, für Technik, Geschicklichkeit, Farbe, überall die schmucklose Herrschaft des Ausdrucks. Durch die Sinne kannst du ihn nicht erleben. Sein letztes Bild: „der Tod". Kein Geschehen wie bei Chagall, kein Erschrecken, nichts Vorübergehendes. Das Ergebnis, die ewige Wirkung des Vorgangs auf den Men-

schen. Steinern schwillt die Maske des Todes, lastet auf den Zurückbleibenden, deren leer ausgeweinte Augen die Welt aushöhlen. Trotz der Mutter, sie wird weiter arbeiten; Hoffen der Tochter, ihr Blau verrät sie. Anklammern an ein letztes Materielles, nur das Grundgerüst der Dinge ist da. Im „Atelier" angestrengtes Rot des schöpferischen Menschen vor der schwarzen Leere des Raums; zwei grüngelb gespannte Frauengesichter aus der anderen Welt, die vorwärts stoßen. „Kaddisch" und „Mann und Weib" entstammen derselben seelischen Temperatur (s. Märzheft). Keine Fabeln, im Einzelschicksal das Ewige. Kein Dabei, kein Raum, keine Landschaft.

In den Lithographien selbstquälerische Beschränkung auf den inneren Klang. Aber kein Flüchten in Musik. In den sieben Blättern zu Dostojewskis „Sanfter" der ganzen Dichtung erschütternde Melodie. Dasselbe behutsame Tasten, Sichbesinnen, Wiederansetzen. Man greift sich an den Kopf, versteht alles und versteht doch nichts. Was zwei Menschen angeht, ist rätselhafter als was Hunderte betrifft. In den wenigen herzlos geraden Strichen, im vielen Weiß der Blätter die ganze Qual dieses lautlosen Kampfes. Im „Mord" sprang die Uhr zur Seite, im „Pogrom" schrie das Schwarz laut auf, in der „Sanften" nur das feine Geäst wachsender Striche.

Segall predigt in allen Arbeiten sein Evangelium des Leids und der Liebe, und ist doch kein Künstler wider Willen, er ist wie Dostojewski ein Künstler aus innerer Not.

WILHELM LEHMBRUCK †

Von Margarete Stegmann

Lehmbruck ist von uns gegangen; der Schöpfer der zarten, nach der Erfüllung des eigenen Wesens, über sich selbst und die Welt hinausstrebenden Gebilde hat uns freiwillig verlassen. Er muß jahrelang schon auf des Messers Schneide gewandelt haben. Letztes Jahr besuchte ich ihn in Zürich. Er war nervös, gequält. „Die Schweiz bekommt Ihnen nicht. Gehen Sie so bald als möglich nach Deutschland zurück!" riet ich. Allein die Rückkehr war keine Rettung; sie führte zur Katastrophe. Der erlöste Geist frohlockt: er hat erreicht, was alle Werke des Lebenden erstrebten und nie voll errangen: er ist ganz er selbst geworden, frei von jedem Zwang der Materie. Aber der Tote steht vor unserer Tür und klagt an. Warum haben wir die Not des Lebenden nicht gesehen? Warum mußte er — mit einem Innenleben, das in seiner Zartheit, mit seinem Mangel an urwüchsiger Kraft der Gefahr des Erstarrens schon lange ausgesetzt war, den brutalen Eingriffen einer Wirklichkeit preisgegeben sein, der er nur mit dem schlechteren Teil seines Wesens verhaftet war? Kurz vor Ausbruch des Krieges war er aus Paris zurückgekommen (ein Teil seiner Werke ging nachher durch die Kriegsunordnung verloren); im dritten Kriegsjahr ging er in die Schweiz, um nun in Deutschland sein Schicksal zu vollenden. Diese äußere Heimatlosigkeit war der Ausdruck der inneren Ruhelosigkeit. Man erinnere sich an seinen sterbenden Krieger, der in der höchsten Qual mit der rührenden Selbstverständlichkeit des Naturtriebes seinen Kopf in die Erde bohrt wie das Kind in den Schoß der Mutter. Wer hat diesen Schrei nach Ruhe verstanden? Wir Kunstbetrachter, wir Kunstkritisierer und -genießer, dienen wir nicht auch einem Götzen, einem Moloch, der Menschen verschlingt? Haben wir gelernt, hinter dem Kunstwerk, im Kunstwerk den Künstler zu sehen? Und im Künstler den Menschen, der nicht zuerst um der Kunst willen da ist, dem vielmehr die Kunst Gestaltung des eigenen Menschtums sein soll; der der Menschheit schenkt, weil er in seinen Problemen die ihren zur Lösung führt? Hilft unsere Kritik den Künstlern in ihren inneren Nöten? Wer hilft ihnen, den Erlösern, in ihren innern Nöten? Sie geben uns; wann wollen wir verstehen, daß auch wir nicht nur Nehmende, sondern auch Gebende sein müssen, Gebende an Liebe und Verständnis?

O, wir brauchen Menschlichkeit, viel Menschlichkeit! Sofort! Wir können nicht warten damit bis „nachher", bis eine alte Welt zusammengestürzt ist und eine neue erstand. Lehmbrucks Geist klagt an und

drängt. Wir können mit der Befreiung des Geistes nicht warten, bis die Materie entweder gestaltet oder — vernichtet ist. Die geistige Ordnung der weltlichen Dinge ist jetzt das Dringendste; sie kann nicht durch die materielle geschaffen werden, nur das Umgekehrte ist möglich; sie darf ihr weder zeitlich noch an Wichtigkeit nachgestellt werden. Wir müssen sofort eine irdische Welt schaffen, aus der Menschen wie Lehmbruck nicht „auszuwandern" brauchen!

ERINNERUNG AN HODLER

Von Hermann Kesser

Am Pfingstsonntag 1918 ist Ferdinand Hodler in Genf gestorben. Ein Freund, ein aufgehender Zürcher Maler, brachte mir die Nachricht auf den Sonnenberg herauf. Sie stand, fünf Zeilen, am Ende eines Extrablattes mit langen, eintönig - stupiden Kriegstelegrammen; und rief mich nach vielen Jahren, in denen ich selten Malern und Bildern zugewandt war, vom Bau eines erstmals brennenden Dramas zu Ferdinand Hodler zurück.

Er schwieg, mitten in der Rede, der verfluchte robuste Geldverdiener; es schwieg der rüttelnde Bruder und Flammendenker, den der Geldmensch in die Irrenzelle pressen will; es schwieg die heimlich erleuchtete Frau; starr und dunstig wurde die Gartenszene: Aber draußen ritt der müde Ferdinand Hodler, quer über glühenden Abendhimmel auf apokalyptischem Schattenpferd der untergehenden Sonne entgegen, groß und gewaltig; und in feierlichen Wolken hingen seine zeitlosen Gestalten.

Ich sah sie an. Sie stimmten ein noch nie gehörtes Unisono an, sangen Trost zu, sangen die stupiden Kriegstelegramme fort und klangen auf die Kanonenerde herunter. Ihr fugiertes Gloria-Thema: „Die Welt fängt im Menschen an!!" (Einen Händedruck, Werfel!)

*

Zu oberst am pandämonischen Himmel: Der weiße Tell! (Weg mit allem, was opernhaft um das Wort flattert!) Die Hodlersche Erscheinung mit den michelangelesken Moseszügen, der Hodlersche wolkenzerteilende Gott mit der Armbrust tritt vor, mit begeistert gehobenem Arm, und schallt seinen Aufruf aus: „Der Mensch ist frei! Die Welt ist frei!" Noch niemals ist solcher Ruf auf Leinwand gebracht worden!

Rings um den Wecker und Anführer wogen die Hodlerschen Frauen; die seligen Liebesfrauen; die rhythmischen Sternfrauen; die Mutterfrauen in Glück, Kind, Opfer und Tod; wogen über asketische Paradiese, über betende Blumenhügel ergriffene Männer und Mädchen; wachsen auf dem unendlichen Eros-Land die Erwählten empor, die reinen, nackten Gefäße, die Erhalter von Sinn und Gefühl; und atmen auf wirklichkeitsfernen Teppichen hörbar ihr Ewig-Menschliches hin. Wirklichkeitsferne! Darum sind die Bilder so leer an Nebensächlichkeiten!

Dazwischen hingestreckte Leiber, gefesselt von Nacht und Tod; aufgebäumte Leiber, zur Sonne sich richtend, geweckt vom Tagheil des Lichtes und Seins.

In trüber Nebelschlucht sitzen die Kläger und Murrer und stoßen Seufzer. Die Hodlerschen Greise auf der Bank der Enttäuschten und Lebensmüden, zerbeult, geschlagen und lahm, höhnen den weißen Tell: „Der Mensch frei? Der Mensch ist Unglück und Alter!"

Es sind nur wenige Gruppen; neben ihnen — die Zahl der Aufrechten ist Legion. Zwischen den Aufrechten und Getretenen klopft der Marschtakt von Speerzügen: Die Schweizer Söldner, zum damals dynastischen europäischen Kriegsbetrieb ausvermietet; unfähig, sich zu Haus zu ernähren, zum freiwillig - unfreiwilligen Schlachthandwerk verdammt. (Ein schattiges Kapitel, dieser passive Fremdenverkehr, obzwar, wie hervorgegangen ist, nicht schattiger als gleichlaufende gewesene und spätere jüngste Europa-Zustände.) Aus ihrem Dasein stammt aus Hodlers Hand „Marignano", Fresko im Zürcher Landesmuseum; ein menschlich-tragischer Augenblick der internationalen Schweizer Kriegsarbeiter. „Wir wollen uns nit grausen lan!" In der verlorenen Schlacht protestieren die

Schweizer durch Kameradschaft gegen das Schicksal, laden die Sterbenden auf und ziehen, die Brüder auf dem Rücken, umundumschlagend davon. Landsknechte mit einer Ahnung roten Kreuzes im Herzen (?!), Landsknechte mit Herz. (Ich sehe sie so.) In den Wandbögen rechts und links ist mit Blutschrift eingemalt: Ein sterbender und ein verstümmelter Fechter. „Schrecklich war es“, sagt die Schrift, und so, nicht historisch geputzt, ruft sie auf die Waffenausstellung herab.

Auch diese Schrift zeigt sich schimmernd am Himmel, auf dem der weiße Tell zu oberst strahlt. Und es zeigt sich unweit von ihr jener heiße Aufbruch der Jenenser Studenten 1813: Weil er, weit weg von koloriertem Patriotismus, den Aufbruch der immer bereitwilligen Tatjugend bedeutet und jeden Tag Vorbild für neues Geschehen werden kann; weil er nie widerlegt werden kann. (Wo ist im Blick von Jahrzehnten ein geschichtliches Bild dieser Art? Haltet neben diese Verkündigung, neben diesen zeitlos-großen Aufbruch von Menschen und Pferden, was euch gefällt!)

Über den Jenenser Studenten, über der Marignanotragik, über matten Greisen, seligen Männern, komischen Tänzern und heiligwerdenden Frauen, über den Exklamator Tell spannt sich ein Rand von kaltblauer Schönheit: Olympisches Bergland, Hodlersches Alpengefild, stummes Naturepos. Er hat die Berge aus der wärmlich verkleinerten Abstimmung, aus Freischütz-Dramatik, Sennen-, Sturm- und Sonnen-Episodik nah zum kühlen und mächtigen Himmel gerückt. Er, der Maler Ferdinand Hodler, gab den Bergen und den Bergseen das Gesetz der Größe zurück. Er malte sie als Erdgrenzen; als Grenzen mit dem Unberührbaren und Unermeßlichen, als metaphysische Vorzonen der Unendlichkeit, als Sinnbilder seines eigenen Wesens. Sie rahmen ein; rahmen ein das brausende Hodlersche P a n d a e m o n i u m.

*

Ferdinand Hodler, der Berner, internationaler Summierer, durchaus Schweizer und europäischer Schweizer, ist der Inbegriff eines europäischen Geistes. Es muß das aus mehreren Gründen festgestellt und unterstrichen werden.

Ferdinand Hodler, der Hingestorbene, ist ein Instinkt gewesen. Er begann und schuf und wurde ein Werkzeug neugeistigen Lichtes. Er ahnte, als er begann, selbst nicht, was die Idee mit ihm vorhatte. Er gab sich oft mißverständlich, als Knecht der Form, und war es nicht. Er war noch viel tiefer, als er selbst witterte.

Kein jäher Entdecker ist er gewesen. Er war genialsten, zähen und unbestechlichen Erfindern gleich, die sich immer wieder zerstören — bis zum Ziel. In seinem Werk fehlt das Schwebende, Hinverschwendete, Leichtflügelige. Es ist schwer und mühsam ausgeboren. Es ist einsiedlerischer Monolog (mit gepreßten Stellen). Es ist enthaltsame Stilinsel. Es ist mitunter, für sich betrachtet, scheinbar gefühlskahl. Abstrakte, nicht stets verklärte Musikalität. — Und es kann das alles nicht anders sein.

Ferdinand Hodler, Parallelist, Maler und Religiosus, der tapfere, unüberwältigte Atlas, mußte seine Last allein tragen. Er stand ausgesondert und einsam; ohne gelobtes Land unter den Füßen; in abblühender Welt.

Mehr als er getan hat, war mit Malerei in dieser allerdumpfsten aller Übergangszeiten nicht zu vollbringen! Michelangelo, Raffael, Tizian, Rubens, Rembrandt: sie alle waren Erben; um ihre Flügel wehte Geisthauch einer Geistzeit.

Ferdinand Hodler, der Schweizer, trug sich aus armem Zeitraum empor; Träger seiner selbst und der Schichten, die er durchstieß. Er stieß durch Kamine und Schluchten — bis zur Paßhöhe. Nicht stieß er, der helle Vorbereiter und Wegweiser, mit einer mittragenden Gegenwart zusammen, mit einer Zeit, die sein Wesen, gerade sein Wesen, beschwingt hätte. Er war allein. Allein.

Unangreifbar steht er zwischen zwei Jahrhunderten als Beschließer und Eröffner im Paßtor.

Herableuchten wird er in Zukunft und neue Welt:

Als Bejaher des Menschen, als Heiligsprecher des Menschen.

DIE KUNST DER GEMEINSCHAFT

Von Boris Kuschner

Noch ist nichts über Kunst im Zustand des Sozialismus bekannt. —

Das Jahr der sozialistischen Revolution, ein so stürmisches, fruchttragendes, an Errungenschaften auf dem Gebiet der Ökonomie, Sozialpolitik so reiches, hat die Kunst wenig berührt. Keine wesentlichen Perturbationen, keinerlei sichtbar neue Grundlagen. —

Besorgnis um das „Erbteil" der Bourgeoisie läßt Zärtlichkeit durchblicken, recht unproletarisch. Zaghafte Schritte für Demokratisierung und Popularisierung dieses „Erbteils". Versuche, neue Kräfte zur künstlerischen Produktion heranzuziehen, leider ungeschickt, führten nur zum kleinbürgerlichen Dilettantismus der Proletkulte. Wortschwall über Diktatur und andere Losungen revolutionärer Ideologie. Das ist das kurze, aber erschöpfende Gesamtbild. Wir wissen nicht das geringste über ein Kunstleben der sozialistischen Zukunft.

Unser Rückstand und unsere Schwerfälligkeit sind wohl gesetzmäßig bedingt, und es liegen genügend entschuldigende Umstände vor. Doch nicht darum handelt es sich. Ich beabsichtige weder zu beschuldigen noch zu rechtfertigen, noch überhaupt zu erklären. Nur eine Tatsache möchte ich hervorheben. Nämlich die Tatsache, daß wir, revolutionärste Sozialisten, die ein ganzes Jahr hindurch die alte Welt so ins Wackeln gebracht haben, daß sie durch keine Remonteure und Restaurateure zu beruhigen ist, wir, die bereits auf vielen Gebieten vollendete, ausgesprochen sozialistische Formen geschaffen haben, wir — haben keinerlei soziales Kunstleben vorbereitet.

Wir wissen von ihm gerade eben soviel als unsere klugen alten Demokrätchen der guten vorkommunistischen Zeit: wir wissen, — sie wird sein — kollektivistische, gemeinschaftliche Kunst.

Aber selbst mit diesem so primitiven Gedanken verstanden wir nichts Besseres anzufangen, als uns und die anderen irrezuführen. Also — die Mehrzahl der Sprechenden oder gar Schreibenden drücken ihre einzige Erkenntnis falsch aus, wenn sie sagen: Die Kunst wird eine gemeinschaftliche sein. Diese ungenaue Bezeichnung und die Undurchdachtheit der Idee führen zu lauter Mißverständnissen.

Die Bezeichnung „gemeinschaftliche Kunst" wird dabei ganz wörtlich verstanden, als eine der Gemeinschaft angehörende und auch von ihr als einem Ganzen geschaffene. Aus dieser falsch formulierten Behauptung wird folgende unlogische Folgerung gezogen: In der Zeit des Sozialismus wird jedes Kunstwerk von vielen zugleich geschaffen werden.

Es existieren zwei Möglichkeiten des Zusammenarbeitens. Nationale Verteilung der Produktion oder genossenschaftliches Zusammenwirken. Die erste Form des Zusammenarbeitens wird zur Verindustrialisierung der künstlerischen Produktion führen, dazu, daß mittels äußerster Detaillierung die Arbeit eines jeden bei der Ausführung des Kunstwerks Beteiligten zu den technisch einfachsten, daher mechanischsten Handhabungen reduziert wird. Eine solche Art des künstlerischen Schaffens würde ganz neu und von allem vorsozialistischen sehr verschieden sein. Unerhört würde sie aber der Grundforderung: Einheitlichkeit der Komposition und Ausführung, widersprechen; Grundforderung, die noch von niemandem bestritten worden, festgelegtes unerschütterliches Gesetz im Bewußtsein des Künstlers. Es ist deshalb sehr verständlich, daß diese sozialistische Arbeitsform den Revolutionären der Kunst Zweifel erregt, Mißtrauen; zuletzt beklagt er den Untergang der bürgerlich individualistischen Zeit.

Mit der zweiten Form des künstlerischen Zusammenarbeitens, dem genossenschaftlichen, steht es auch nicht besser. Zwar widerspricht sie keinen Grundprinzipien der Kunstarbeit, doch ist ihre soziale Wesenheit und auch ihre Neuheit fraglich. Das genossenschaftliche Zusammenwirken ist tatsächlich seit jeher bekannt.

Unter Mitwirkung vieler entstanden alle Werke der sogenannten Volkskunst, von Homer bis zum Arbeiterlied. Alle romanischen und gotischen Architekturen des Mittelalters. Die Fresken der Sixtinischen Kapelle, des Mailänder Doms, die Schlösser von Versailles. Theater- und Zirkus-, Opern-, Orchesteraufführungen.

Also wird der Sozialismus hier nichts Neues bringen, und es bedarf keines sozialistischen Prinzips, um gemeinschaftliche Produktion zu zeitigen.

Glücklicherweise ist der gordische Knoten nicht schwer zu lösen. Und das Geheimnis der Gemeinschaftlichkeit ist leichter zu erraten, als die Uneingeweihten vermuten. Es genügt, die Worte zu befestigen und die Begriffe auseinanderzuhalten.

Vor allem muß man feststellen, daß die soziale Gemeinschaft als ein quantitativ unbegrenztes Ganzes zu verstehen ist, als die Gesamtheit der gegebenen Gesellschaft. Jede quantitativ begrenzte Gesellschaftsgruppe, wie groß sie auch sei, ist schon keine Gemeinschaft, sondern nur ein Kollegium. Das Kollegium ist aber ein Teil der Gemeinschaft, ebenso wie das Individuum ein Teil des Kollegiums ist. In der Kunst, als sozialem Kulturgebiet, sind zwei voneinander verschiedene Momente zu unterscheiden.

Das Moment des künstlerischen Willens, der ästhetischen Empfängnis, der das Erscheinen des Kunstwerkes erfordert. Das Moment der Verwirklichung der künstlerischen Idee. Die gesellschaftliche Form der künstlerischen Produktion ist in dem Verhältnis dieser beiden Momente zueinander bedingt. Folgende Fälle sind möglich: Der Künstler ist selbst Quelle des ästhetischen Willens. Der in ihm gereiften Idee kann er entweder eigenhändig reale Form geben, wie der Maler sein Bild malt, oder an der Spitze einer organisierten Gruppe von Ausführern, wie der Dirigent im Orchester.

Das ist das anarchistische Prinzip, Ideal der individualistischen Kunst; das gewünschte, aber nie völlig erreichbare Ziel aller Kunstbestrebung der kapitalistischen Bourgeoisie.

In manchen Fällen können sowohl die Idee, als auch der Wille zu ihrer Verwirklichung zwischen mehreren verteilt werden. So kann man keinen bestimmten Baumeister des Berner Domes nennen. Die Kirche ist das Werk der Ulmer Schule. Manchmal kann auch ein Künstler der Vollführer des Willens mehrerer sein. Das ändert nicht das Wesen der Sache. Bedenken wir die durch ihre charakteristische Eigenart bekannten Kunstwerke, die mit dem Namen Leonardo da Vinci in Verbindung stehen. Diese namenlosen Kunstwerke können oft sowohl Leonardo selbst als auch einem seiner Schüler zugeschrieben werden. Der Wille, der sie hervorgebracht, ist der gemeinsame einer Gruppe von künstlerischen Persönlichkeiten, verschmolzen in den Begriff Lombardische Schule. Das ist die Möglichkeit der kollegialen Kunst. Eine typische Form für alle Klassendemokratien, feudale, kleinstädtische, kapitalistisch bourgeoise.

Weder das individuelle noch das kollegiale Prinzip können die Grundlage des sozialistischen Kunstlebens

geben. Sie sind nur dort denkbar, wo die ästhetische Kultur durch einen engen Kreis von Eingeweihten begrenzt ist.

Im Sozialismus, wo die Kultur der Kunst und der Wille zu ihr Anteil großer Massen ist, kann kein einzelnes Individuum als selbständiger Träger der ästhetischen Idee erscheinen. Im sozialistischen Gesellschaftszustand entspringt die Idee eines Kunstwerkes dem eigenen Bewußtsein der Massen und nimmt ihre Form unter dem Diktat des Gesamtwillens an.

Jedoch die Gesamtheit kann als unbeschränktes Ganzes nicht der Vollführer ihres eigenen künstlerischen Willens sein. Es ist Trennung notwendig zwischen ausführendem Organ und Träger des Vorwurfes. Der Wille ist dem ausführenden Apparat aber überzuleiten.

Die Kunst der Gemeinschaft wird also eine solche Form annehmen müssen, bei der zwar die Idee in der Masse entstehen kann, die Verwirklichung aber im Willen auf die Ausführenden übertragen wird, gleichviel, ob dies ein Einzelner oder ein Kollegium ist.

So ist die Kunstform sozialistischer Kunst nicht durch eine Produktionsmethode bestimmt, sondern aus der Natur des Gesamtwillens heraus. Da im Sozialismus die Kultur Eigentum der breiten Masse, das heißt der Gemeinschaft wird, so wird es auch die Kunst.

Hierbei ist die Frage belanglos, ob die Ausführung des Kunstwerkes in der Hand eines Einzelnen oder eines Kollegiums liegt, oder ob endlich die soziale Menschheit auf eine uns noch rätselhafte Weise das Problem der einheitlichen Komposition und Ausführung lösen und die Möglichkeit finden wird, Kunstfabriken ins Leben zu rufen.

BÜRGERLICHE ZWISCHENRUFE

Im vorigen Aufsatz „Die Kunst der Gemeinschaft" habe ich die Behauptung aufgestellt: Im Sozialismus wird die Idee des Werkes im einigen Bewußtsein der Masse geboren, und erhält ihre Form unter der Diktatur des Gesamtwillens. Die mit bürgerlichen Vorurteilen Behafteten werden sich beeilen, eine Reihe von Zwischenrufen hören zu lassen: „Also wird die Freiheit des Schaffens und die Ehrfurcht vor den ewigen Idealen der Schönheit abgeschafft und der niedrige Geschmack des Pöbels auf den Thron erhoben? Der Künstler wird die Größe seiner Schöpfungen nicht seinem Genie, seinem Talent und seiner Inspiration verdanken? Wird der selbstzufriedene Laie seinem Meister vorschreiben, was und wie er zu schaffen hat? Die Künstler werden zu Tagelöhnern und Schwerarbeitern!" und so weiter und so weiter. Ich sehe kein Ende der erbosten Fragen. Wahr ist der alte Spruch: Ein Dummkopf fragt mehr, als zehn Kluge beantworten können. Aber die Klugen hätten es viel zu leicht auf der Welt, wenn sie es umgehen würden, Dumme aufzuklären.

Daher will ich es versuchen, soweit ich kann, wenn auch nicht auf alle, so doch auf die wenigen, hier von mir angeführten Kardinalfragen zu antworten.

1. Soll die Ehrfurcht vor den ewigen Idealen der Schönheit abgeschafft werden? — Was versteht ihr unter Schönheit? Etwa die Schönheit der griechischen Statuen? Die ist schon längst verdrängt worden von den unschönen Gesichtern der Skulpturen Donatellos bis zu den in jeder Hinsicht häßlichen Gestalten Rodins. — Oder die Schönheit der homerischen Gesänge? Von der haben sich schon die bürgerlichen Romantiker losgesagt. Sollen wir denn die Götzenbilder, die die französische Revolution gestürzt hat, wieder aufrichten? Vielleicht sind die ewigen Ideale nicht so viele Jahrhunderte alt, und wir können sie näher suchen. Zum Beispiel die geschlachteten Ochsen eines Rubens, von denen sogar den nicht allzu zimperlichen Fleischermeistern des 17. Jahrhunderts übel wurde. Ist das noch nicht genug? Wir können etwas aus der neuesten Zeit herausgreifen. Vielleicht die „Lippenpomade" eines Severjanin*? Immer noch nicht das Rechte? Nun, ich will nicht bis zum jüngsten Gerichte im Staube des Altertums kramen, um die darin verborgene Ewigkeit zu suchen. Mögen die der ewigen Schönheit Nachtrauernden dieselbe genauer bezeichnen, dann werde ich mich befriedigender darüber äußern, ob sie abgeschafft zu werden braucht. Vorläufig sage ich aber, sie braucht es nicht, da es nie irgendwelche ewigen Ideale in der Welt gegeben hat.

2. Wird die künstlerische Inspiration abgeschafft? Die Theorie von der Inspiration ist das Resultat der rechtlosen Stellung des Künstlers in Klassengesellschaft und seiner grenzenlosen Ausbeutung durch die Mäcene und Nutznießer der Kunst. Die Künstler selbst haben es sich eingeredet, daß zum Schaffen ein bestimmter Zustand nötig sei, so etwas wie die Ausgießung des Heiligen Geistes. Und dies alles, um die Aufmerksamkeit der Ausbeuter auf sich zu lenken, um nicht auf eine Stufe mit Narren und Clowns gestellt zu werden. In der kapitalistischen Epoche war die Inspiration ein Lockmittel für Kauf- und Handelsleute. Die Inspiration ist ein leeres eitles Märchen. Im Sozialismus, wo jegliche Arbeit ehrenvoll und gerecht eingeschätzt wird, bedarf es keines gemeinen Betruges.

3. Werden Genie und Talent abgeschafft? Nein. Sie steigen bloß herab von den Höhen des Himmels, aus den mystischen Unerreichbarkeiten, auf die herrliche, wohlorganisierte sozialistische Erde.

Man wird ihnen nicht erlauben, als Quelle besonderer Einkünfte zu gelten gleich einer Grundrente. Sie werden aufhören, Werkzeuge der Hochstapelei und des noblen Hintergehens zu sein. Alle Talente und Genies werden nationalisiert und unter verschiedene Bezirke verteilt.

4. Wird den Künstlern die Freiheit des Schaffens gelassen? — Es waren Ausbeuter, ihre Gehilfen und die Ausgebeuteten. Von den Herren Ausbeutern sagte man: Ruhen aus, speisen und lassen sich empfehlen. Von ihren Gehilfen sagte man einfacher: Schnarchen, fressen und sind dahin gegangen, wohin man sie geschickt. Die Leistung des Ausgebeuteten wurde als Arbeit bezeichnet. Der Gebildete fürchtete, von seinem Herrn als einfacher Arbeiter angesehen zu werden.

Und sie gaben ihrer Leistung die lächerliche dumme Benennung — Beschäftigung. Die Künstler sind noch weiter gegangen und haben eine noch raffiniertere Bezeichnung erfunden. Sie arbeiten nicht, sie beschäftigen sich auch nicht, sie schaffen.

Dort, wo es weder niedrige noch höhere Arbeit geben wird, werden alle diese Unterschiedsbezeichnungen ihren Sinn verlieren. Alle werden zu Arbeitern, der Schlosser so gut wie der Dichter, und in der Arbeit werden sie die gleiche Freiheit genießen.

5. Werden der niedrige Geschmack des Pöbels und die selbstzufriedenen Laien den Meistern der Kunst vorschreiben, was und wie sie zu schaffen haben? Im Sozialismus wird es keinen niedrigen Geschmack mehr geben. Weil der höhere Geschmack aufhören wird, das Privi-

* Moderner russischer Dichter.

legium einer Gruppe von Usurpatoren zu sein und zum Eigentum der Masse wird. Es wird keinen Pöbel mehr geben. Die soziale Gleichheit wird jede Arbeit veredeln. Natürlich kann man einem selbstzufriedenen Laien auch in der Natur begegnen, jedoch nur als Ausnahmefall. Nicht mehr herdenweise wie in der bürgerlichen Gesellschaft. Einzeln jedoch sind die Laien ungefährlich.

6. Wie wird es möglich sein, den Gesamtwillen der Gemeinschaft den Künstlern zuzuführen? — Einige werden sagen: Die Künstler haben immer die Wünsche derjenigen Klasse, die die Früchte ihrer Arbeit genossen, erfüllt und stets den Druck eines fremden Willens verspürt.

Wenn die Kunstwerke allen Werktätigen zugängig wären, dann wird auch das Vorrecht der Beeinflussung auf die Gesamtheit übergehen. Die Künstler werden ihren Herrn wechseln, weiter nichts. Die so sprechen, werden auf eine Methode hinweisen, wie man der Künstlerschaft eine ihr fremde Ideologie und einen fremden Willen einimpft. Das ist die Methode der Ausbeutung und des Zwanges.

Andere werden ausführen: Die Künstler werden selbst in den Arbeiterbestand der Gemeinschaft der Sozialisten eintreten. Und werden sich als seine Mitglieder an der Formung des Gesamtwillens aktiv beteiligen. Diese Erklärung deutet auf eine andere Methode der Unterwerfung des Individuums unter den Willen vieler. Es ist die Methode des Zusammenarbeitens.

In der Klassengesellschaft fanden beide Methoden ihre Anwendung. Die Methode des Zusammenarbeitens für diejenigen Künstler, die das Glück hatten, der hochstehenden Klasse anzugehören. Die Methode des Zwanges für die, die der abhängigen Gesellschaftsgruppe entstammten. In der sozialistischen Gesellschaft werden Abhängigkeit und Zwang wegfallen. Nur eine gleiche Zusammenarbeit wird möglich sein, aus dem schöpferischen Willen der Masse heraus — Kunst in Gehirne und Herzen der Menschen einzuprägen. Die Künstler werden von niemandem mehr, auf keine Weise, Vorschriften, Befehle und Aufträge erhalten.

Dabei darf ihnen, wie auch bisher, der naive Trost gelassen werden, der ganze Reichtum ihrer Ideen sei ihre eigene Erfindung. Es ist also leicht, die Zwischenrufe der Bourgeoisie zu beantworten!

Aus dem in Petersburg erscheinenden Wochenblatt „Die Kunst der Kommune", herausgegeben vom Kommissariat für Kunst. In Moskau gibt die Abteilung für Kunst desselben Kommissariats das Wochenblatt „Die Kunst" heraus.

KURT GLASER: MUNCH

Verlag Bruno Cassirer, Berlin

Das Buch hat einer geschrieben, der fühlte, daß Zeitwende nahe war, vor sich den ins unbekannte Weite gerichteten neuen Weg erblickte und dann ohne Zaudern an die Gestalt herantrat, die am Beginn der Weggabelung stand, in ihr den Führer erkennend und sie als solchen ansprechend. Von denen, die früher an Munch herantraten, ihm folgend oder an ihm weiter hinaus vorbeischreitend, von der Generation, die nach seinem Werk in Deutschland auftrat und ihn heute fast vergessen hat, ist der fast Sagenhafte eigentlich niemals als der zum Führen Berufene proklamiert worden. Es ist ein Zufall, daß ihn die „Alten", seine einstigen Gegner, genauer kannten und bezeichnend für die augenblickliche Situation, daß er von den Impressionisten verstanden und hochgeachtet ist. Für die Jugend ist der Name Munch der eines riesenhaften Helden, um dessen Gestalt sich Vorstellungen über allerlei Kämpfe aus der eisgrauen Werdezeit des Expressionismus spinnen, die sie aber letzten Endes nun nichts mehr angehen. Die sichtbaren Entscheidungen, die der Westen brachte, kühne Kriegsrufe, immer wieder im Osten ertönend, ließen die Botschaft des Sendlings aus dem Norden weniger wichtig erscheinen. Man wußte um sie, hörte ehrerbietig zu, dankte und eilte Ereignissen nach, die überall früher als zu Haus eintraten, — und wird es sich gefallen lassen müssen, als stets zu spät Eintreffende auch künftig wie brave Handwerker, Auswirker und solide, aber langweilige Überdenker anderenorts geborener Einfälle und Ideen betrachtet und empfangen zu werden. Gewiß, wir wollen und können nicht zu Munch zurückkehren. Jede Rückwärtsschau ist heute gefährlich. Nur: Munch's Werk enthält und spricht das aus, was auch der Expressionist besitzt und ausdrückt, die starke subjektive Affektation; — aber es umfaßt auch das Letzterem Fehlende, das Wissen um den Zusammenhang der Welt der Objekte. Es ist, als stände Munch außerhalb der Not eines Erkenntnisdranges und Ausdruckszwanges, der dieses Wissen verleugnen muß, nicht einbeziehen darf, um zum Absoluten vorzudringen. Musik, Architektur und Klee und Kandinsky ziehen im Umkreis dieses Zieles, nicht der andere sogen. moderne Expressionismus, der sich aus der strengen, reinen Logik des Kubismus (geistiger Extrakt alles Wesentlichen architektonischer Schöpfung!) die Formen für seine Abstraktionen entleiht, ohne das deutliche Bewußtwerden einer Welt der Objekte, die nicht eingehen will in die Abstraktion, aufheben zu können. Munch wußte das, er ging auf diese Welt zu, in sie ein, ohne sich an sie zu verlieren, gab ihr von seiner Leidenschaft, ließ sie nach seinem Rhythmus kreisen. Die Bewegung seines Bewußtseins ward ihr Gesetz. So wird das Bild der Welt uns immer wieder neu geschaffen. Den, der das gute Buch über diesen Künstler schrieb, erfüllte Zuversicht, die aus profunder Kenntnis der Werke und ihres Wesens Art kam: es werden bald wieder viele zu jenem kommen, dem Ding-Gestalt und Sinn nicht auseinanderfiel; — nicht — um schülerhaft zu lernen, sondern wie zu einer Bestätigung einer „neuen" Wahrheit. —

BÜCHERLISTE FÜR WESENTLICHE LESER

PAUL WESTHEIM: Die Welt als Vorstellung — Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam.

BRUNO TAUT / ADOLF BEHNE / PAUL SCHEERBART / BARON: Die Stadtkrone — Eugen Diederichs Verlag, Jena.

ALFRED WOLFENSTEIN: „Die Erhebung", Jahrbuch für neue Dichtung und Wertung — S. Fischer Verlag, Berlin.

MAX BROD: Das große Wagnis — Kurt Wolff Verlag, Leipzig.

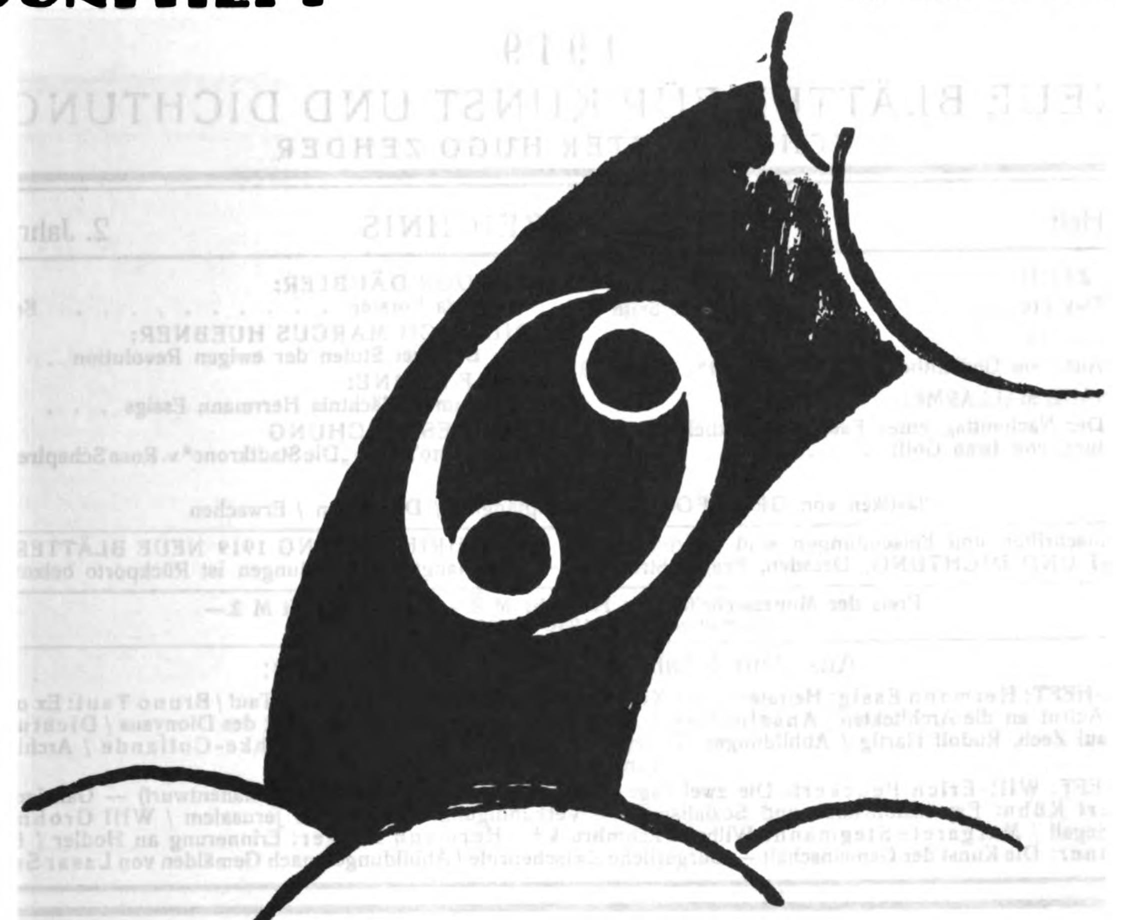
REINHARD GOERING: Der Zweite — S. Fischer Verlag, Berlin.

ROBERT MICHEL: Der heilige Claudius — S. Fischer Verlag, Berlin.

JULIUS BAB: Der Wille zum Drama — Verlag Oesterheld & Co., Berlin.


DER CICERONE
HALBMONATSHEFT FÜR KÜNSTLER
KUNSTFREUNDE & SAMMLER
• DAS NEUE •
PROGRAMM
hat aus dem Organ eine
GROSSZÜGIGE MODERNE
KUNSTZEITSCHRIFT
gemacht, die der expressionistischen Kunst, der Kunstpolitik und dem Sammelwesen Raum gibt.
In der Rubrik
DIE ZEIT UND DER MARKT
ist ein ungeheures Tatsachenmaterial verarbeitet.
Probehefte versendet
KLINKHARDT & BIERMANN, VERLAG LEIPZIG

JUNI HEFT JAHRG. 2





NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DRESDEN

KRAUS REPRINT 1970

1919
NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG
SCHRIFTLEITER HUGO ZEHDER

Juni-Heft — INHALTSVERZEICHNIS — 2. Jahrgang

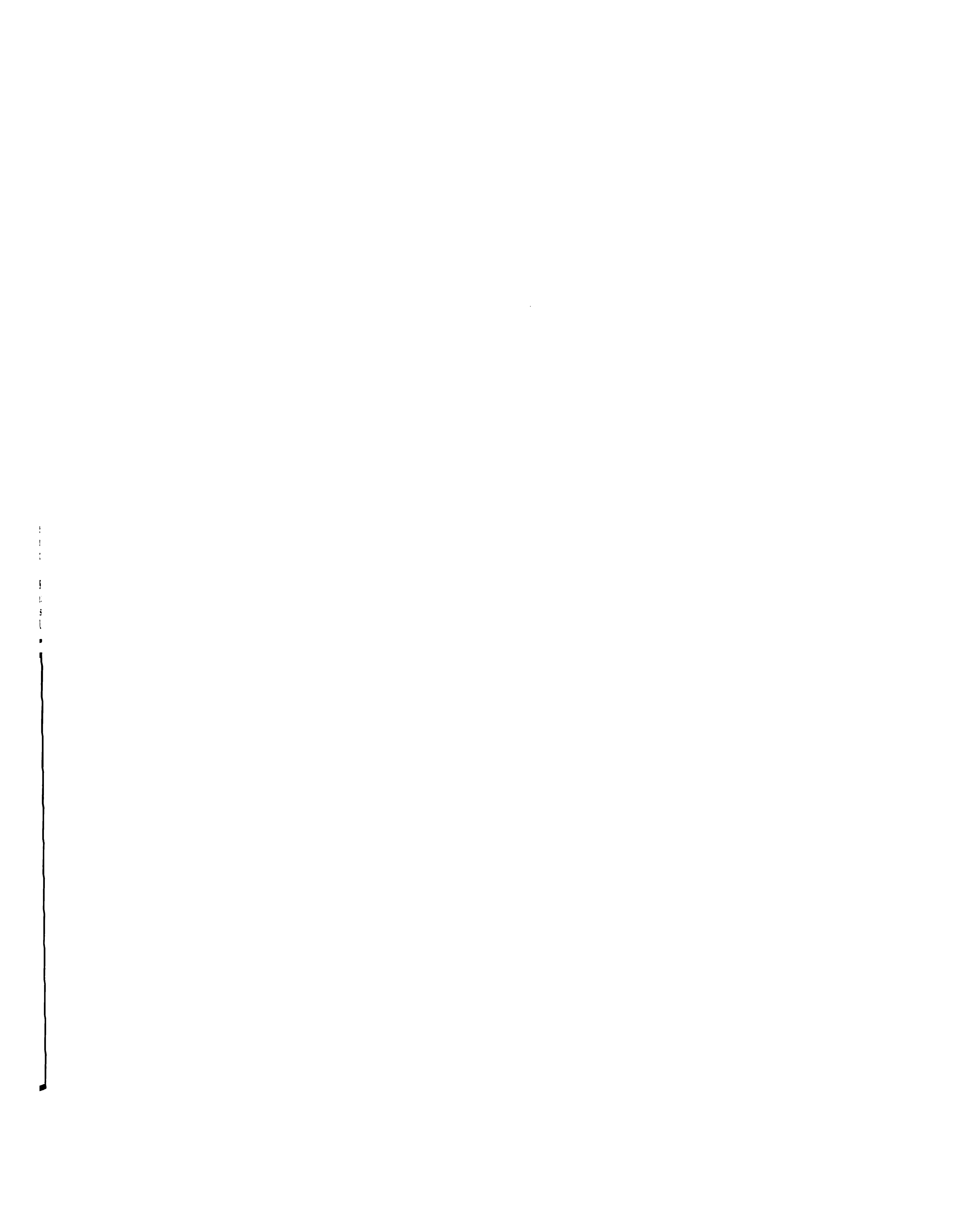
Alle Zuschriften und Einsendungen sind zu richten: An die SCHRIFTLEITUNG 1919 NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG, Dresden, Prager Straße 13 — Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

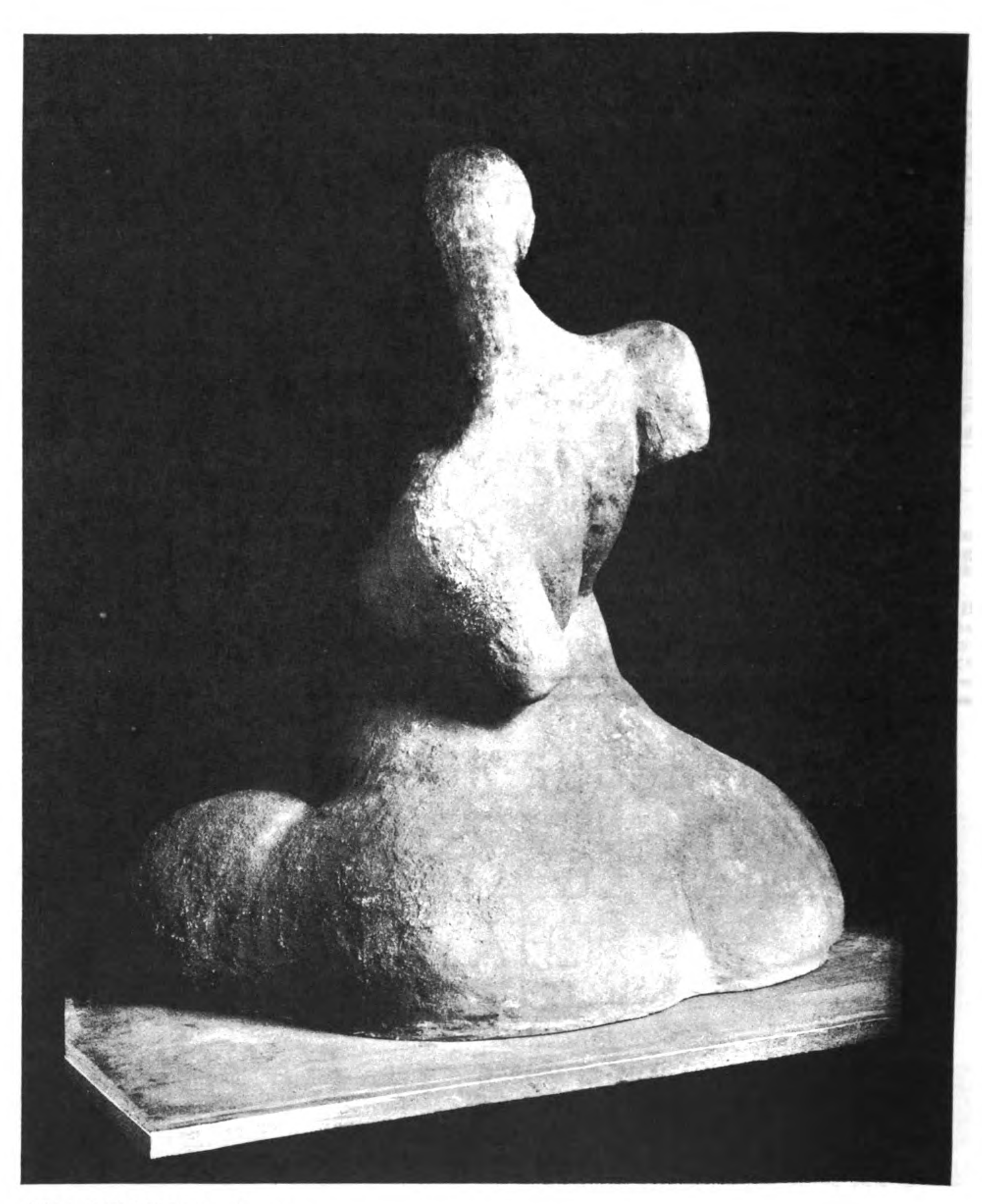
Preis der Monatsschrift: Das Halbjahr M 9.—, das Einzelheft M 2.—
Titelblattentwurf von ARNO DRESCHER, Dresden.

Aus dem Inhalt des April- und Mai-Heftes:

APRIL-HEFT: Hermann Essig: Heiraten! oder Xilinde Holly / Adolf Behne: Bruno Taut / Bruno Taut: Ex oriente lux — Aufruf an die Architekten / Anselm Ruest: Von Geburt, Tod und Wiedergeburt des Dionysus / Dichtungen von Paul Zech, Rudolf Hartig / Abbildungen: Holzschnitt „Freiheit" von C. v. Mitschke-Collande / Architektur von Bruno Taut.

MAI-HEFT: Will-Erich Peuckert: Die zwei Tage des Siegfried Reich (aus einem Romanentwurf) — Galizien 1918 Herbert Kühn: Expressionismus und Sozialismus — Verkündigung — Einzug in Jerusalem / Will Grohmann: Lasar Segall / Margarete Stegmann: Wilhelm Lehmbruck† / Hermann Kesser: Erinnerung an Hodler / Boris Kuschner: Die Kunst der Gemeinschaft — Bürgerliche Zwischenrufe / Abbildungen nach Gemälden von Lasar Segall.





GELA FORSTER: Empfängnis

(Abbildung der Vorderansicht im Märzheft „1919“)

1919

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DAS EREIGNIS

Von Paul Zech

Geht man östlich vom Niederrhein die breite Heerstraße hinauf, schrumpfen die braunen Äcker krumm zusammen. Heide und Schlehdorn flankieren die Gräben. Waldfetzen krümmen sich wie arme Mysterien. Steinadern laufen quer über den Weg, springen ins Feld und heben die Äcker höher und höher empor.

Unten der Fluß, gewaltsam in enge zerklüftete Rillen gezwängt, ist ganz schwarz, blau und grün von dem ausgestoßenen Unrat der Färbereien. Giftiger Brodem entsteigt dem Gewässer und beklemmt den Atem aller Kreatur. Geistert eine irre Angst uferentlang.

Und die Menschen, tagsüber in dumpfe Löcher der Werkhäuser gepfercht, leben ein greises Fronleben wie eine strenge mönchische Religion. Sie kleiden sich in stumpfes Schwarz, geben ihren Kindern biblische Namen und sind kalt und verschlossen in Gesprächen mit den fremd hierher Gereisten.

Dreimal in der Woche versammeln sie sich im Gebethaus, hören die strafende Prophetie des Predigers und werfen sich zerknirscht in den freudlosen Tag. Ihre innere Ergriffenheit ist eine Wabe voller Buße und ein Murmeln —: Erlöse uns von dem Übel!

In breiten Stromstürzen bricht es hernieder und schluckt alle abseitigen Geschehnisse im Wirbel hinunter. Es dünkt allen unnütz und töricht, darüber zu grübeln. Alles ist zu gleicher Zeit so nebensächlich. Gott formt alle Dinge so unmerklich zu einem begrifflichen und widerspruchslosen Sinn, wie aus einer lauen Juninacht ein Sommertag wird. Es ist ein Meer des Schweigens dazwischen und die nebeneinander kreisenden Reize breiten sich in der Stille so ungestört von aller anderen Bewegung aus, als wäre etwas ganz besonders Merkwürdiges um die Stunden, Tage und Jahre in diesem zeitlosen Tal nur für die Abseitigen.

Nur einmal fiel ein dumpfer Schlag in die graue Monotonie ihres Friedens. Lauter als das Geräusch der über Schienen hinratternden Räder war der Mißklang, den das Aufschlagen des Ereignisses verursachte. Es lenkte mit seiner Schwere den Pendel-Mensch in eine unerhörte Schwingung, der die Sprache, die hier gesprochen wurde, keinen Namen wußte und das Gefühl keine Farbe. Sie vernahmen es und erfaßten es nicht. Sie fühlten es auf der Zunge brennen und schmeckten es nicht.

Und dieser unerhörte, Wellen und Spritzer schlagende Stein war Sahra Wallbrecker.

Sie stand damals in der Zwanzigermitte. Drehte den Webstuhl wie alle anderen Mädchen in der Stadt. Singend und mit frommem Augenaufschlag.

Sie war hager, blaß und sommersprossig. Das Haar ohne Kämme, nur von wenig Nadeln gehalten.

In der Weberei sprach sie nur das der Arbeit Gemäße. Ließ sich von den jungen Männern niemals heimbegleiten, voller Furcht vor etwas Fremdem. Paare betrachtete sie mit Entsetzen. Vor ein paar spielerischen Hunden erbrach sie sich.

Zuweilen duldete sie den Vetter neben sich her. Der war verwachsen und hieß Josua Carnap.

Er hatte ein abstoßendes Gesicht. Seine Stirn war von einer bösen Krankheit zerfressen. Aber die runden wässrigen Fischaugen flammten immer auf, wenn er neben Sahra schritt. Mit affenhaft langen Armen fieberte er hin und her und forderte liebendes Erhören in alles Erflehte hinein, das der Spiegel seiner Sinnlicheit stellte. Und eine Fäule hatte sich mit der Zeit in seinen Mund gefressen, die fremd in dieser Stadt war und darum anderen nie bewußt wurde.

Sahra aber sprach zu ihm immer hart und ohne Wärme. Wurde er hündisch zudringlich mit Gebärden, dachte sie ihn strafend fort. Oder hob die Fäuste und schlug ihn, wenn er nach ihren Schenkeln tastete. Denn sie allein fühlte, daß sein Blut sah. Durch die schwarze Verkrochenheit und die Kleiderwülste ihre heiße, heimliche Nacktheit sah, die einem andern aufgespart war, dem sie den stumpfen Glanz ihrer Augen zuwarf. Lange und ohne Scheu.

Es war einfach unerklärlich, nach einem zu giern. Und bestärkte sie doch in ihren Vorsätzen: es zu Ende zu tun.

Sie verglich ihn mit den anderen Männern. Er blieb unbeschreiblich. Er hatte einen Schein um sein Haupt. Und obwohl sie nie Worte miteinander gewechselt hatten, lag seine Stimme ihr groß und mächtig im Blut.

Und das war der Prediger der Stadt.

Zu ihm hin glänzten betend dieses Weibes Brüste. Gähnten die bußbereiten Arme wie Zangen. Und jedes gesungene Lied, das nur in den Worten Gott galt, lenkte mit seiner Melodie den Ruf: „Zu mir!"

Sie sah sich in ihrem Stolz: jemand beherrschen zu dürfen.

Sie träumte davon. Viel und gern.

Sie mußte, seine Nähe fühlend, oft an sich halten.

Sie beobachtete ihn mit zergliedernder Analyse.

Sie hörte sich eisig lachen.

Und verkroch sich schnell mit Tränen hinter Gesangbuchseiten.

Und entschied schließlich: ich kann von ihm nicht lassen!

Aber der Prediger verstand das lange nicht. Sprach er mit Sahra, klapperten seine Lippen wie geronnenes Blut.

Als ein Paulus gewordener Saul hatte er sich in die Herrschaft dieser Stadt verbissen. Und in ihm, ihrem Erniederer, sollten sich alle verflogenen Wünsche die Säfte sammeln zu einem nie erahnten Blühen in Jesu.

Dachte, in diese Stadt gebrochen, schon nach wenigen Tagen: ich werde Unendliches ernten. Nie waren Menschen reifer zum Schnitt. Ich werde mit diesen den Papst aus den Angeln heben und meines großen Ahnherrn Martin Luther Gebäude mit goldenen Kuppeln krönen.

Er glänzte wie ein Schneesturm durch alle Häuser. Er war Tag und Nacht voller Betrieb. Zu Sterbenden holte man ihn, bevor man sich entschloß, den Arzt zu rufen. Mit der Hebamme flankierte er das Bett der Wöchnerin.

Die Schulkinder standen voller Furcht Spalier.

Sahra aber witterte magnetisch die schwebenden Lüste unter der Asche seiner falschen Askese, wenn sie im Betsaal hockte und seine Predigt ihr Blut zurückdämmte. Sie hörte das zwiespältige Pochen ihrer Schläfen wie einen fernen Donner.

Sie dachte: die Zähne zusammen, jetzt gerade! Er konnte ja ihr Gesicht nicht sehen. Sie preßte ihr Herz. Stieß die Fäuste hinein, daß es aufhöre.

Er schwebte auf feurigem Mantel über den Betern.

Sahra vergaß das Amen in solchen Augenblicken.

An jenem Abend aber, als die dunkle Wolke des Ereignisses über die Stadt fuhr und klirrend zerplatzte, stolperte sie wie eine Konfirmandin über den schmalen Fußsteg, der zum Betsaal führte.

Sie hatte eine weiße, schwüle Nacht verbracht. Ein Traum hatte an ihrem Blut gesägt wie hundert saugende Egel. Und das nüchterne Frostgefühl des Werktags hatte den Rest des Blutes hinweggespült und die Gelenke versteift.

Sie humpelte wie eine gezüchtigte Magd. Ihre Wangen aber strömten ein hektische Röte herauf. Entsetzen brodelte darunter. Wollte alles umfassen. Zitterte und zerbrach unter der Last. Es ging in

der Welt, die sie erahnte, schon etwas vor. Ihr Blick zerteilte die aufragenden Blöcke Fels.

Der Betsaal lag am nördlichen Rand der Stadt. Es war ein alter zermürbter Bau, durch einen Ritter Gustav Adolfs geheiligt. Lange Bänke aus rötlich gemaserten Eichen streckten sich durch den Raum. Auf dem schlecht gedielten Boden gärte der Schleim schwindsüchtiger Greise. Grüne Pilze wucherten in den Löchern, die das Schuhwerk der ekstatischen Beter hineingewühlt hatte. Aus einem schmiedeeisernen Leuchter, der wie ein löchriger Kessel von der Decke baumelte, fiel armes Licht und spiegelte aus den Vertiefungen die Früchte wie Blut herauf.

Sahra Wallbrecker öffnete geräuschlos die Tür und setzte sich, da der Saal schon gefüllt war, auf einen Stuhl unter der Kanzel. Sie sah sich nicht um und tat so, als wüßte sie nicht, daß jemand noch da war außer ihr. Sie nickte zerfahren vor sich hin. Hatte noch keine Sammlung und vom schnellen und unsicheren Laufen einen heißen, stoßweisen Atem.

Nach einer Weile hatte sie das Gefühl: Heute muß mir der Prediger eine Gewißheit geben...

Bis das Blut sich wieder krampfte und die Hände in ein Zittern brachte.

Da fing das Harmonium an zu tönen. Gequetschte Quinten überschlugen sich.

Sahra Wallbrecker fror.

Die anderen Menschen hielten die Gesangbücher fest in den heißen Händen. Ihr Lied flatterte unruhig durch den Raum. Schlüpfte durch die offenen Fenster. Stolperte hinaus auf die dunkle Gasse. Und blieb an den herabgebeugten Häusern hängen wie ein Vogelbalg, dem der Atem ausgegangen war.

Der Prediger erhob sich rasch und fuchtelte mit seinen schwitzigen Färberhänden in der Luft herum. Er sah hinunter in die aufgerissenen Gesichter der Betenden, bis er das eine fand, darin die Augen wir Irrlichter tanzten.

Er sprach von der Fleischeslust und von dem Fürsten der Sünde, der umhergeht wie ein brüllender Löwe. Er weissagte, daß das Gericht über Nacht kommen würde, und ein Keuchen ohne Ende wird sein unter der Skorpionengeißel des Satans. Es werden alle ohne Worte sein, so, als ob ihnen ein böses Fieber Gebet und Glauben wegschwären würde.

Um der Menschen willen hat Christus die Stufen der Angst überwunden und sich selbst entleibt und vor den edlen Eingang des hohen, reinen Gartens gestellt. Aber noch immer donnert die Sünde in starren raschen Läufen über die Zeiten hin, bis die herbeiposaunte Entscheidung des jüngsten Gerichtes scharf, ein blitzendes Beil, in dieses Dasein fällt und alles Ungläubige tötet, die Wand der vielen Heidenjahre zersplittert...

Er klappte das große Buch auf und las:

„Und ein starker Engel hub einen großen Stein auf als einen Mühlenstein, warf ihn ins Meer und sprach: Also wird mit einem Sturm verworfen die große Stadt Babylon und nicht mehr erfunden werden.

Und die Stimme der Sänger und Saitenspieler soll nicht mehr gehöret werden, und kein Handwerksmann einiges Handwerks soll mehr in dir erfunden werden, und die Stimme der Mühle soll nicht mehr in dir gehöret werden; und das Licht der Leuchte soll nicht mehr in dir leuchten, und die Stimme des Bräutigams und der Braut soll nicht mehr in dir gehöret werden; denn deine Kaufleute wären Fürsten auf Erden; denn durch deine Zauberei sind verwirrt worden alle Heiden; und das Blut der Propheten und der Heiligen ist in ihr erfunden worden und aller derer, die auf Erden erwürget sind."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Weib schrie: „Herr, nimm diese großen, feurigen Augen von mir!"

Es gab Tränentumulte. Die Männer ballten die Fäuste, und der Schweiß stand ihnen in großen Schaumflocken auf den Stirnen.

Des Predigers Gesicht aber blieb fest und entschlossen. Er schnarrte ein zermalmendes Gebet.

Die Gemeinde duckte sich tiefer.

Solche Schuld wie die der Kinder aus Israel abzuwälzen und Erleuchteter Wege zu ebnen, Satanas zu fliehen und Jesus zu dienen, war der Gedanke ihrer Zerknirschung, die Farbe ihres Ursprungs und die Kurve ihrer Vorsätze, die täglich neu gefaßt wurden.

Gehirnmassen der Rotsucht, noch denkend, aus

zerhämmerten Schädeln gestoßen, standen als ein verflucht Verödendes in ihren Tagen.

Wie begnadet, jetzt büßen zu dürfen!

Unter den Gewalten dieses Mosesmannes!

Zu einem hellen Feuer herauf, voller Zuversicht, Himmel ahnend!

Der Prediger ragte mit vorgebeugtem Körper von der Kanzel, und im Taumel sprach er nach, was die Gläubigen in der Ekstase des Blutrausches schrien.

Er wollte die Arme auseinanderreißen, meilenweit, und dann den geschwächten Haufen Menschen zusammenpressen wie einen Schwamm. Blut sollte hinausfließen. Breite Ströme Blut. Das faule vereiterte Blut der Sünde.

Er stand mit vorgeworfenem Schädel, Wolkenhaare um die Stirn. Seine Lippen mahlten gefräßig, und dahinter gähnte der Moloch.

Sahra Wallbrecker war verletzt. Unentrinnbar hatte sich die Rede des Predigers in ihre Seele gefressen. Unentrinnbar. Und allen fremden Sinnen fielen die Lebenskeime ab wie verbrannt. Ihr Körper dehnte sich aus der schlaffen Gedrücktheit und wuchs empor und bäumte sich ins Ungeheuerliche. Sie schlug alles nieder mit der Entflammung herausgewälzter Augen. Irgendeine Litanei zersägte ihre Zähne, daß sie wegsprangen wie Funken einer Rakete —:

„O unbefleckte Jungfrau! O Unbefleckte!... Erlöse mich!... Ich knie nieder vor dir!... Ich glaube... Du... Du.. Du... O Unbefleckte: Küsse mich! Frei! Sprich nur! Leuchte mir zu dir!

Ich glaube... Du... Du!“

Das Poltern der ausgelaugten Beter jagte an ihrer Betäubung vorüber wie ein Orkan. Pfeifend, johlend, gröhlend. Als wären nur Münder da und die nächsten Gesichtsstellen, die als ein Hereingebildetes ans Außen stießen, während die kärglichen Gepläne der Glieder zerfault am Boden lagen.

Schmerzhaft enttäuscht zerkräuselte sie die Stirn über den Augen. Ihr Gesicht kämpfte mit den Erschütterungen des Herzens und der Erschrockenheit im Gehirn. Ihre Arme griffen vorn über und zerdrückten die seitwärts abspringenden Knie.

Und dann stand der Prediger da.

Mit straff gezogenen Brauen und züngelnden Händen stand er da.

Und plötzlich knarrte ihr Handgelenk in seiner mulmigen Faust —:

„Sahra... Sahra!“

Sie schreckte auf. Hatte zugleich etwas Aufstoßendes, Gespanntes, zäh Horchendes. Und ihre Gedanken fuhren raschelnd auf und wurden hell im Horchen.

Und noch einmal schrie er: „Sahra... Sahra!“

Da sprang die Höhle ihres Geschlechts weit offen. Grellend rot und wie der Rachen eines bösen Tieres, gierig, aufzunehmen, was sich nähern würde. In den gefüllten Biegungen der Schultern gärte die Kraft: zu töten.

Da sie sich noch nicht erhob, wurden die Mienen des Predigers strenger. In den Augen war wieder der Ton des Jeremias. Der Mund versuchte zu strafen: Gott will es!

Log aber: „Deine Mutter wird sich ängsten, Sahra. Der Weg ist voller Schwärze der Hölle. Wir werden mit Gebeten das Wandern übersternen.“

Da stiegen sie den Waldhang hinauf.

In den verhängten Wipfeln funkelte der Vollmond wie ein reifer, geborstener Kürbis. Fledermäuse huschten vorüber. Spätnebel rieselte in zwirnigen Strähnen. In verwischten Schatten lag das Feld, und die Brücke schaukelte zitternd über den Fluß.

Sahra spürte etwas Fremdes ins Blut brechen wie den matten Widerschein einer ganz fernen Erkenntnis.

Sie riß sich für einen Moment von der Seite des Predigers. Schritt für Schritt von seiner Gemessenheit zurück.

Er merkte nichts davon. Seine Schläfen lagen im Kampf mit der Kühle.

Der Weg war lang. Der Weg zu Sahras Behausung steil hinauf.

Sie stolperten über die Baumwurzeln, die den Weg bekrochen und giftig zischten.

Ihre Bewegungen hielten sich in der Schwebe.

Weit öffneten sich ihre Gesichter. Der Nebel mischte sich mit dem grauen Blätterrauch der Gebüsche.

Sahra stolperte mit einem Fuß.

Da nahm der Prediger sanft zupackend Sahras Arm. Sie stützte sich schwer auf seinen Körper.

Der Mund seufzte wortlos —: „Laß mich doch nicht so allein . . .!"

Erleuchtend durchfuhr den Prediger die Suggestion ihres Gehirns.

Er begann, Schicksal um Schicksal seines Lebens zu erzählen. Hirnlos, kühl. Ein Monolog.

Sahra hörte schweigend zu. Die Kühle kroch über ihren Rücken und kroch hinauf und riß eine breite, rote Schramme durch ihr Gesicht. Und aus dem Klaffenden brach es ungestüm —: „O, einen Menschen haben . . .! Nicht immer so allein sein...! O, einen Menschen, warm und stark!"

Sie ächzte, wie ein zertrümmertes Schiff seufzt. Nach den Orgien mit vielerlei Wind seufzt. Und ihre Hand zerbrach die seine vor Unruhe und Begierde.

Danach sprach sie abgerissene Worte wie durch einen Schleier. Ein toller Schwindel nahm ihr alle Gedanken. Ihr Atem ging kurz. Wie tausendmal abgeschnitten.

Und auf einmal wußte sie es, daß dieses der Anfang war von jenem heimlichen Rausch, der ihren Körper in den Sommernächten verwüstete. Die tobende Erkenntnis traf sie unbarmherzig mit gewaltigen Stichen in den Lungen. Es flog ihr Atem in spitzen Feuerstrahlen.

Dieses Gefühl —: nicht auszuhalten.

Immer hatte sie es niedergekämpft in der Ekstase der Gebete. Aber dieser Augenblick machte sie wissend. Ihre Lippen zitterten gereizt. Die großen Pupillen zerrissen. Das Herz kroch herauf und blähte die Kehle auf —: „O, einen Menschen haben! Einen Menschen haben!"

Die Schenkel rieben die Röcke in Brand. Die ganze Erde flammte auf, und mit einem wilden Aufschrei stürzte sie sich in den Mund des Predigers.

Der preßte ihre Hände fest um seine Kehle. Überrumpelt, angesteckt, emporgerissen zu einem Turm. Die purpurne Welle schlug schreiend zusammen. Zwei Körper flogen wie geworfen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Nacht wallte in kalten Dünsten. Durch die grau verriegelte Mauer stapften klumpige Schritte. Auf dem steilgewölbten Hügel schnellte eine Silhouette empor, tauchte unter im Moos, wo die Zuckungen der Umschlungenen verrollten. Kroch näher und stellte einen runden, weißen Kopf an den Eichenstamm.

Dicht zu den Füßen der Zwei, die eine wirbelnde Einheit waren. Und die Schattensträhnen der verworrenen Wolken dunkelten tiefer herab. Die Eulen schrien sich heiser. Der Wind knarrte wie durch Eisentüren.

Da hörte der Prediger plöztlich fremde Atemzüge. Und als er in die weißen, leeren Augen Sahras sah, regte sich in ihm der schwarze Saft der Scham. Ein Eisenstück bohrte sich in sein Gehirn in wilden Drehungen.

Brüllend sprang er auf. Wie ein Tier, das sich losgerissen hat aus Ketten und Mauern, schlug er aus und stürzte den Abhang hinunter.

Der Wald verhundertfachte das Echo eines Geschreis, das nicht mehr Erde war.

Die Hölle tobte und schlug in den Himmel empor.

Sahra stöhnte.

Da reckte sich der dunkle Schatten zwischen den Stämmen. Der weiße Kopf schwoll an und schlug auf Sahra nieder.

Mit verwischten Augen sah sie sich um und sah das Unheil.

Sie dachte irr —: Ob der gesehen hat? Hat er gesehen? Was hat er gesehen?

Ihr Gesicht zog sich nach allen Seiten auseinander. Ihr Mund zerfloss mit jeder Bewegung. Und dann hob sie sich empor wie zu einem Tier und schrie —: „J o s u a !"

Der Bucklige lachte.

Eine Menagerie brüllte durch die Nacht.

Die Bäume stürzten ineinander.

Die Luft gefror vor Schreck.

Sahra packte zu.

Der Buckel lachte wilder.

Sie wälzte sich durch seine fingernden Schrau-

ben und warf ihm die Fäuste ins Gesicht. Kratzte und spie.

Josua Carnap drehte sich wie ein flügelschlagender Kreisel.

Dann verbiß sich etwas in seinem Rücken. Schlug ihn zu Boden. Er krümmte sich zusammen wie ein Igel und rollte den Abhang hinunter.

Klatschend schlug der zerschundene Körper in den Strom.

Die Wassermassen über ihm zusammen.

Der Mond fiel ins Schwarze hinab und färbte die Schatten blutig rot.

Sahra stand momentelang betäubt. Dann breitete sie die Arme riesenweit und flog den Abhang hinunter wie ein massiver Raubvogel.

Über Geröll, Gräben und Zäune.

Die Erde leuchtete phosphorbunt.

Fern zerschlug ein Gewitter die Trägheit der Nacht.

Am andern Morgen fanden Waldarbeiter Sahra ohnmächtig zwischen Weidengebüsch und Dorn. Der Schaum stand vor ihrem Mund wie gefrorener Schnee. Das ganze Tal lief zusammen.

Alte Weiber glaubten an ein Wunder.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Unten bei der Mutter lag Sahra wochenlang im Fieber. Und die spitzen, widerhakigen Worte, die dem offenen Munde entquollen, schossen durch die Stadt wie Brandpfeile. Sie nahmen den Tagen den grünmorschen Schimmer. Sie röteten die gewellte Fläche des Staunens. Sie hießen alle Weiber in die Blutflut tauchen im Wunsch nach einer von Gott verfemten Lust. Zwängten sie in Netze, in deren Knüpfenden scharfgespitzte Nadeln staken. Und sahen mit zärtelnden Augen des Wahnsinns in alles vor Schmerzen sich Krümmende hinein

Unter stierenden Gesichtern wurde Sahra langsam gesund. Verließ das Bett, Mutter und Haus und zog in die Wohnung des Predigers.

Er hatte sich inzwischen einen Vollbart wachsen lassen, und der Ruhm seiner Kanzelreden schwebte über die Provinz.

Dort lebt Sahra zwischen zärtlichen Liedern und harten Gebeten. Ihr Verstand ist verwirrt, und ihre Augen sind stumpf wie ein versiegter Brunnen.

Sie spielt in Abendstunden, wenn das Haus leer ist von Bewohnern, mit einer Holzpuppe. Einmal schlug sie diese Puppe ans Fensterkreuz und lag auf den Knien davor mit gelösten Haaren.

Durch die Stadt wehklagten Glocken —:

O, einen Menschen haben . . . einen Menschen haben!

AUS DEM GEDICHTBAND „DIE UNTERWELT“

Von Iwan Goll

Die Reue

Wie schlepp ich schwer an allen Bettelaugen,
Die an mir hingen, bleiern an mir rissen,
Stieg ich im Reisemantel lachend aus dem Zug der Welt,
Noch Gipfelflug ums Haupt und Ackergüte:
Dreizehn Hotelportiers erwarteten seit Jahren meine Ankunft,
Und Kutscher hatten nächtelang den kranken Gaul gestreichelt,
Daß er mich im Triumph und schnaubend aufwärts trüge —
(Sie grinsten trauernd meinen gelben Stiefeln nach)
Und Blumenfraun, die klein wie Veilchen knieten
Im Menschendickicht, tief versteckt das goldene Herz!
Doch ich zertrat mit meinem Fuß die ganze hingehaltne Liebe:
Ich küßte kleine Tanten des Geizes, streichelte Pelze, lachte dem Hund —
Die Menschen sah ich nicht, die mich verfluchten
Und mit den Bettelaugen mich verfolgten.

Die Kindesmörderin

Sie hatte schnell noch die Teller gewaschen,
Das Stück gestohlenen Zucker in Kaffee getunkt —
Da dachte sie daran, wie jemand sich umsieht, der etwas verlegt.
Ein schwarzer Hut schwankte im Fenster vorbei.

Sie lief in ihre Kammer hinauf, wo der Regen ans Herz pocht,
Und als der brennende Engel erschien, erschrak sie wie ein Kind.
Die Ärmchen vorgestreckt, die ganz erloschen sind.
Schon rollte das Laken rot unterm Bett hervor,
Und wie das kam, daß ein Bauernhaus im Morgen träumte,
Ein weißer Hund um Brombeerbüsche bellte;
Und daß die Brücke wie Wellen unter ihrem Schritte nachgab!
Über den Himmel fuhr der graue Gefängniswagen —
Und wie das kam, daß der Frühling blaßrosa an den Ufern hing,
Und sie nicht wußte, daß sie selber schwer,
Schwerer als das Laken hinplätscherte,
Hinlächelte in gütiges Wasser, mild und ohne Zorn.

Die tote Bürgerin

Die tote Bürgerin hat Mond wie wir alle!
Nur welkt die Amsel und blaue Aster in ihrem Arm,
Uns tropft der Rinnstein in Schuhe und Seele hinein.

Die tote Bürgerin mit ihren rosa Wölkchen!
Noch gestern sprach sie am Ladentisch vom Regen,
Hatte soviel Liebe für eine schwarze Mantille,
Es war eine Geranie rot in ihr Herz geschnitten!

Wie traurig müssen die Gardinen im Hof sein!
Sie haben Mond wie der steile Buchs um ihr Grab,
Und hier wie dort bröckeln Platanen im Herbst!

Die arme Bürgerin! nun ist ihre Schmachtwange blaß,
Die dicken Fingerchen tragen Glühwurmringe,
Es haucht die ganze Welt im Abend aus:
Die Bürgerin hat Mond wie wir alle!

Die Ahorn-Allee

Deine Ahornseele, seufzende Allee,
Und die meine sind so leise Schwestern!
Du und Ich von einer Ewigkeit.
Unsere städtischen Laternen werden brennen,
Und die Bürger werden abendwandeln.
Hinter Büschen schämt sich schon die Nacht.

Ahornseele, Menschenseele!
Unsre Pflicht ist's, über Brunnen schluchzen.
Höre doch den blauen Schutzmann schnupfen!

Der Weichensteller

All die kleinen, schmutzigen Tage beginnen wieder.
Jeder wandert trostlos in sein Schicksal zurück.
Vorortzüge tragen aus polternder Nacht
Augenlose Gestalten, schiefe Hüte
Und plombiertes Lachen in die gläsernen Städte.
Steif wie auf Photographien
Hocken Dame und Herr an der Portiere.
Pflückte er ihr den Kornblumenstrauß
Aus dem wogenden goldenen Mondfeld?
Ach, am Bahnhof schon wird alles welk!
Und der Weichensteller in seiner blauen Bluse
(Wie ein Engel mit lieblicher Trompete)
Teilt mit kurzen Zeichen die Wege der Menschen:
Er vielleicht allein weiß doch, wohin, wohin...

Die Säufer

O, ihr Verschwenderischen,
An die Abende der ganzen Welt so hingegeben,
In den Köcher eures Herzens
Alle Straßen der Erde spießt ihr.
Lachend, tanzend, bruderhaft
Schwebt ihr um die offenen Menschentore,
Unbewußt der tiefen Nachtschlucht
Und des Mords, der hinter allen lauert.
Engel der Asyle und der Bahnhofswarteräume,
Hell um eure Lumpenhosen
Flattern eure goldenen Flügel,
Ach, wer könnte noch wie ihr aus tiefster Menschenseele schluchzen!
Wer mit solchem Übermaß
Die liebende Erde an sich reißen!

Verbrecher

Selbst ihr mit dem schiefen Blick unter tropfender Gaslaterne,

Schwärende Nebel ums braune Aug' wie um die tiefsten Himmelssterne,
Selbst ihr, ganz aufgeschwemmt nächtlicher Schlechtigkeit,
Um deren herbe Faust fiebernder Finger des Traummädchens greift.
Stumme Pflastertreter, wie Toreros bleckend die rote Krawatt',
Schutzmänner und Nachtsybillen verfolgen euch durch die schnarchende Stadt.
Doch kommt auch ihr vor granitenem Dom zu stehn
Und hört eine tolle Orgel von den Türmen gehn —
Da steht ihr und erbleicht, zu feig für diese Nacht,
Selbst eurem Marderherzen ist mild ein Gott erwacht.

Möblierte Zimmer

Wir Götter, immer auf der Wanderung,
Enorme Berge Illusion im kargen Koffer,
Pochende Landschaften erregter Reise toll,
Von ungeduldigen Schreien der verbrauchten Städte schwer:
Nun ist ein neuer Himmel schon gemietet,
Ein Diwan seufzend unter unsrem Schlaf, der unter tausend andern seufzte schon,
Und eine huldvoll aufgebauschte Wirtin
Bringt blechernes Teetablett und die versüßten Abendgrüße.
Und fremde Freundinnen, am Fenster lehnend,
Die soviel Götter schon zu Menschen machten,
Auch uns, den Bettlern, ist ihr Herz gehörig!
Bis wir auch dieses Paradies verlassen
Nur einer Ansichtskarte unsres Glückes reicher.

DER NACHMITTAG EINES FAUNS

STÉPHANE MALLARMÉ:

Nachdichtung von Iwan Goll

Die Nymphen da will ich verewigen.
Hell
Schwebt ihr beflügelt Rot im Raum, wo noch
Die Schlafe dämmern.
Liebt' ich einen Traum?
Mein Zweifel, Schutt von alter Nacht, zergeht
Im zarten Zweiggewirr. Der Wald ist wirklich
Noch Wald. Nur ich, zu einsam, hielt für meinen
Triumph der Rosen ideale Schuld.

Denk nach!...
Sind diese Frauen, die du meinst,
Nur Wunschgebilde der erglühten Sinne!
Noch strömt der Zauber dieser schamhaft Kühlen
Aus blauen Augen wie ein Quell in Tränen;
Und die da schmachtet, wie im Widerspruch,
Wie schwüler Morgenwind in deinem Vließ!
O, wenn in Lässigkeit und Übermüdung,
Von Glut geschwächt, die kühle Frühe aufwacht:
Kein Wasser plätschert außer meiner Flöte
In Büsche ausgesprengtes Lied, kein Wind,
Der nicht aus meinem Doppelrohre schwölle
Und wie ein Regen platzend sich ergösse —
Das aber ist: aus klaren Fernen steigt
Der Atem reiner und erhöhter Kunst,
Begeisterung, die hin zum Himmel findet.

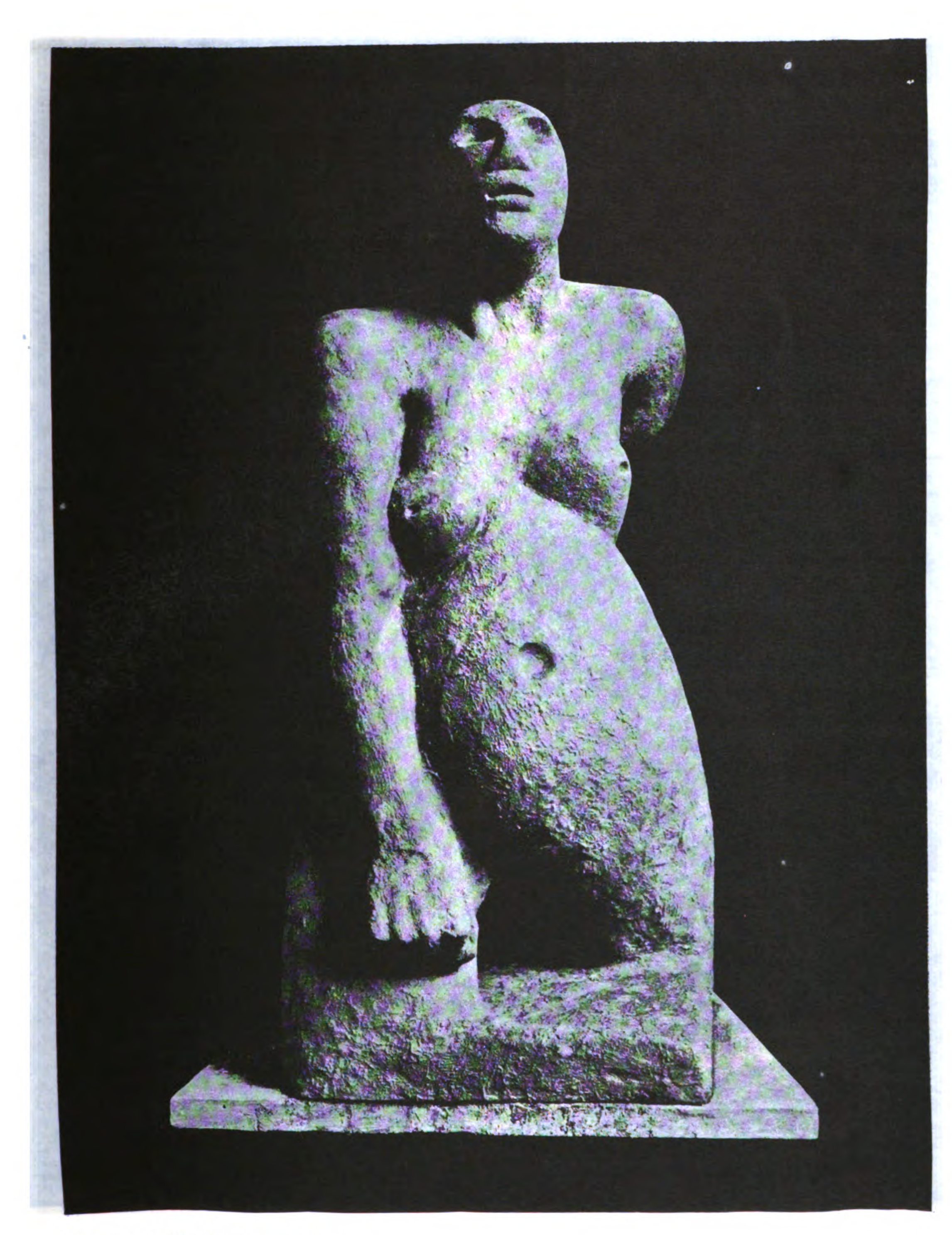
O Bucht Siziliens am stillen Weiher,
Die ich, wie Sonnen schäumen, wild zerstampfe,
Verschwiegen in der Blumenglut, erzählt:
„Wie ich das hohle Rohr hier schnitt, im Dienst
„Der Kunst; die Ferne schwamm in Gold, und Laub
„Ließ über Brunnen Weingewinde fallen.
„Da strahlte etwas Weißes: tierisch hin-
„Gelöst: und kaum, daß meine Flöte keimte,
„Stob's wie ein Schwanenschwarm, nein: wie Najaden
„Enttauchte es . . .
Und dumpf im wilden Mittag
Schwält alles hin dem, der zuviel gewollt:
Erfüllte Liebe und der Töne Einklang!
Und so erwach' ich in dem frühen Rauschen,
Allein und aufrecht, im antiken Licht,
An Keuschheit euer Bruder, reine Lilien!
Ein zartes Nichts, von Lippen hingelispelt,
Sind Küsse, die Treulosigkeit beschwören,
Wie anders aber brennt mir in entwöhnter Brust
Der süße Biß von einer Göttin Zahn:
Geheimnis, hingegossner Zwillingsflöte



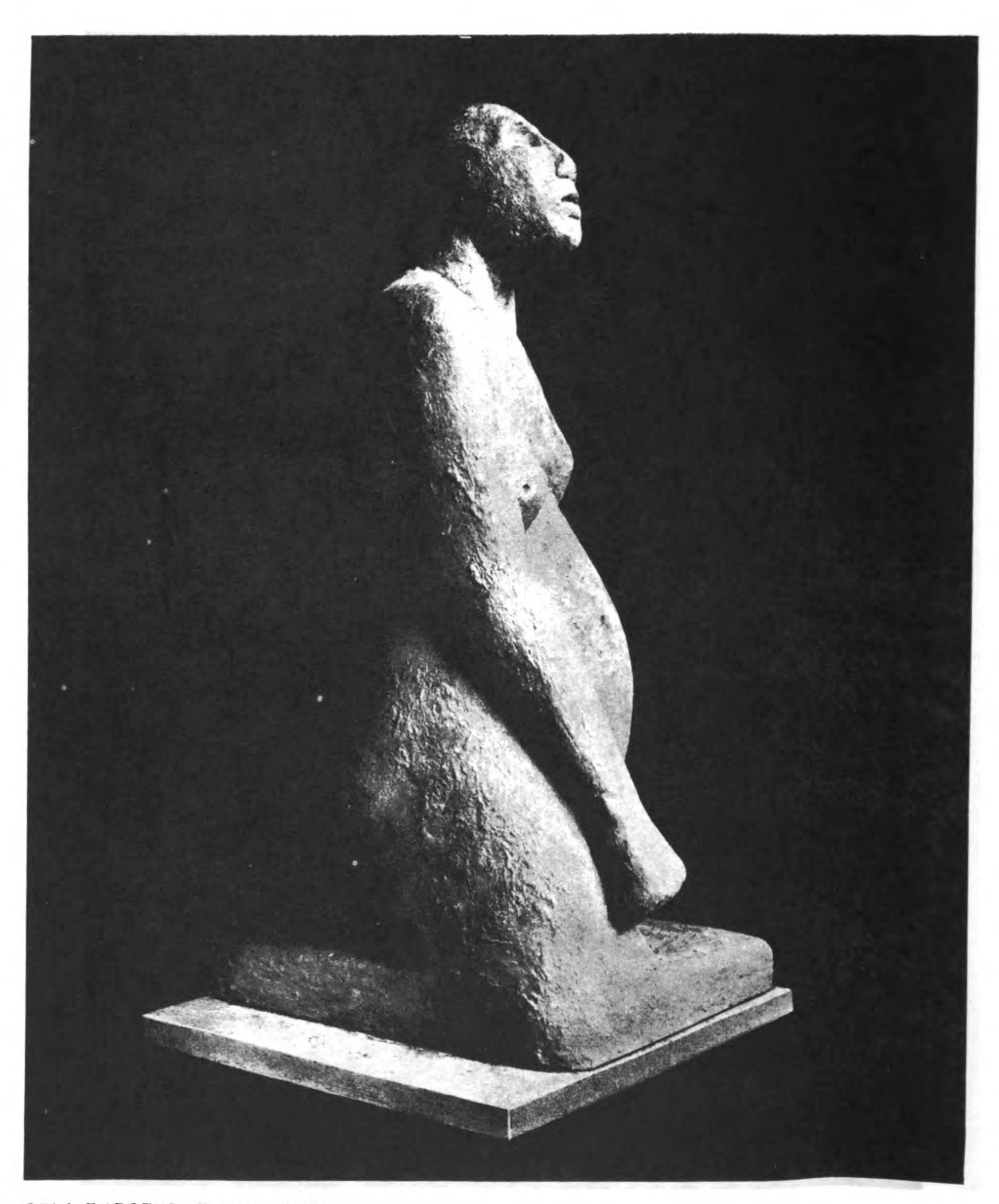
GELA FORSTER: Der Mann (Seitenans.)



GELA FORSTER: Der Mann



GELA FORSTER: Erwachen



GELA FORSTER: Erwachen (Seitenans.)

Vertraut, wenn sie im freien Himmel spielt:
Da lenkt sie auf sich der Erschrocknen Antlitz
Und träumt, in einem langen Solo, wie
Die Schöne sich betören läßt, sich selbst
In unserm gläubigen Gesang verwechselt.
Und also laut, wie Liebe singen kann,
Verfolgt man mit geschlossnen Augen fest
Von vorn und seitwärts seinen Traum und läßt
Die leeren, inhaltlosen Linien fallen.

O wärst du, Syrinx, du Verführerin
Zu Fluchten, wieder Strauch am See: Erwartung!
Ich bin so aufgeworfen, will erzählen
Von Göttinnen, und beim erregten Schildern
Die Gürtel von den Schatten wieder lösen!
Ganz wie nach dem Genuß von süßen Reben
Ich mein Bedauern, daß es aus ist, täusche,
Und lache und die leeren Trauben hebe
Und in die hellen Hüllen blase, neu berauscht:
Da schiel' ich, bis es Abend wird, hindurch.

O Nymphen, blasen wir Erinnerungen auf:
„Da stach mein Auge durchs Gebüsch und brannte
„Auf eurem Hals. In Wellen kühltet ihr
„Die Leidenschaft und schriet bis in die Wipfel.
„Der Haare herrlicher Erguß zerging
„In Helligkeit und Glanz wie Edelsteine.
„Ich eil' hinzu! Vor mir umarmen sich
„(Müd und verzehrt von Glück, zu zweit zu sein!)
„Zwei Schläferinnen, ganz in eins verflochten!
„Die raube ich, noch so umschlungen, eile
„In dies Gebüsch, das jeder Schatten meidet,
„Wo Rosen, nur noch Duft, zur Sonne schwälen!
„Und daß auch unser Taumel ihnen gliche.

Ha, das ist Lust! Entlodern! Wildes Jagen
Nach Jungfraun, die, vor Nacktheit ganz befangen,
Vor meinen Lippen flüchten; aber glühend
Schlürf' ich des Fleisches heimliches Erschauern,
Das die unirdisch Schämigen durchfröstelt
Und plötzlich ihre Unschuld, naß von Tränen
Und noch viel süßern Feuchtigkeiten, hinschmilzt.

„Ja, das beging ich: ihre falschen Ängste
„Verscheuchend, löste ich der Küsse Wirrnis,
„Die doch von Göttern so geschickt gewollt war:
„Und da ich glücklich in der einen Arm lag
„Und schon ein wildes Lachen kaum verbiß,
„(Mit einem Finger hielt ich nur die andre,
„Die nicht verstand und nicht erröten mochte,
„Daß ihre flaumenzarte Unschuld auch
„An ihrer Schwester Brennen sich entfache!)
„Wie schon mein Arm im dunkeln Taumel schwach wird,
„Entwindet sich die undankbare Beute
„Und hat nicht eine Regung für mein Seufzen!"

Nun wohl! Da werden andere mich locken,
Um meine Hörner ihre Zöpfe flechten:
Mein Blut, du weißt es, der Granatapfel,
Ist er nur reif, platzt auf und schwillt von Bienen:
Und unsre Leidenschaft liebt jeden, der sie rafft,
Schmilzt durch die unversiegbar große Wabe
Der Lust. Nun fällt der Wald in Gold und Asche,
Ein neues Fest steigt aus verloschnem Laub:
Ätna: zu dir ist Venus hingebeugt
Und schreitet unberührt durch deine Lava!
Dumpf schüttert Schlaf, und Flammen flackern aus!
Mein ist die Königin!
Und mein die Rache!
Die Seele aber ist verstummt. Ich sinke
Beschwert und müde in das Mittagsschweigen.
Jetzt schlafen! O, den Raub vergessen! O,
So schwer im heißen Sand, so lieb' ich's:
Die Lippen öffnen! Sternenweine schlürfen!

Adieu, mein Pärchen! Husch, dein Schatten schwindet.

GELA FORSTER *Von Theodor Däubler*

Wenn Chagall Köpfe herumfliegen läßt oder sie verkehrt aufsetzt, so liegt der Grund dazu nur darin, daß der Künstler zur Vehemenz seines Farbengefühls auch gewaltsame Vorgänge schauen muß und gestalten kann. Wenn Delaunay Häuser schief stellt, so handelt sich's um nichts anderes, als um eine endlich gemachte Entdeckung: ein durch Rahmen abgestreckter Raum kennt keine Logik, wie sie in der Unbegrenztheit der Natur

herrschen wird. Häuser, die sich um einen zentralen Bildkern schräg stellen oder die in gegebner Fläche eine entsprechende und dabei eigne Kristallisationsform annehmen, sind künstlerisch kein Unfug! Im Gegenteil: ein Rahmen verschaffe sich Geltung. Angeklammertbleiben an das in der Natur Gesetzmäßige empfinden wir nun allmählich als Pedanterie, wobei natürlicherweise nicht gesagt sei, daß man von jetzt an nicht auch in der herkömmlichen Form schöpfen könne. Der Kubismus schafft bereits die Grundlagen zu einer gewaltigen (nicht gewaltsamen) Organisation des Geistigen. Trotzdem: die moderne Kunst ist Revolution; und zwar nicht bloß künstlerisch gesprochen, sondern sogar politisch! Von Van Gogh an fühlten die empfindsamsten Gemüter sehr unheimlich die Erschütterungen, die wir nun seit fünf Jahren erleben. Alles ist ein Auftakt zu etwas Unerhörtem, wenn auch dabei zum Längsterwarteten! Der Mensch will sich in diesem Augenblick keinen Bedingungen fügen: er schreit auf. Zuerst bloß immer gegen etwas. Gegen alles, was besteht. Plötzlich aber schreit er auch dem zu, was er bereits für erreichbar hält. Unter schwersten Krämpfen!

Den Rictus bei diesem Vorgang hat kein moderner Künstler so kaltblütig erschlossen und gefaßt wie Gela Forster in ihrem „Mann". Das ist Aufstand! Brunsterfüllte, nach Lebendigkeit lechzende Naturen wagen ihn. Oft sind Propheten Asketen; aufrührerische Menschen Verächter des Sinnlichen. Aber bei ursprünglichsten Unterwühlern faulender Zustände, besonders bei den revolutionären Künstlern, steht das anders. Sie wollen befruchtend wirken: freiere, zugleich schönere Geschlechter sollen kommen! Ein unweigerlicher, ein herrlicher Eros beflügelt sie. Liebe, sinnlicher Rausch soll die Konvention, das Vernunftmäßige besiegen. In Leidenschaft schreit der Jüngling, wenn seine Stimme männlich wird, auf: er fordert sein Weib. Ist er ein ganzer Mensch, so packt ihn Verlangen nach erotischen Idealen, nach einem herrlicheren Leben für Kinder und Kindeskinder. Der Rebell ist immer erotisch: wenn er zugleich Künstler ist, meistens überaus sinnlich. So etwas steht in Gela Forsters Werk bereits vor uns. Die ganze Skulptur gipfelt in einem Schrei. Den Kopf hat die Bildnerin auf seine primitivste eiartige Schädelform reduziert: er ist zum Träger, sagen wir sogar: zum Offenbarer eines tragischen Mundes geworden. Augen, Nase sind in den Mund mit einbezogen. Die geschlechtliche und im Gehaben der Gliedmaßen auch seelisch ausgesprochne Aufwühlung dieses symbolischen Mannes drängten bloß einem künstlerischen Ziele zu: ein Kopf mit solchem Mund soll möglich, ja sogar als durchaus gegeben und logisch bewiesen gestaltet sein. Eigentlich eine Bronze! Trotz der fehlenden Unterschenkel und Füße. Auch Rodins „Schreitender" ohne Kopf ist ein Gußwerk. Das Haupt fehlt in diesem herrlichen Werk, damit man durch das Bewußtsein erschüttert werde: die Idee schreitet weiter, auch wenn der Kopf abgehauen ist. (Es handelte sich ursprünglich um einen Johannes der Täufer.) Bei Gela Forsters starkem Bildwerk entsteht machtvoll das Empfinden: fort mit den Füßen; der Schrei gellt (einmal ausgestoßen) durch alle Welt.

Rotluff Picasso hat Negerplastik tief begriffen; Schmidt-Rottluff hat sie ebenfalls gesehen. Gela Forster konnte sie inbrünstig schauen. Die Naivität in diesen Bildwerken wilder oder halbwilder Völker (ich spreche nicht von Skulpturen der Benin-Neger) wirkt auf moderne Künstler stärker als Statuen längst vergangner Rassen. Von einer Abhängigkeit von solchen Schöpfungen ferner, aber noch lebender Stämme kann jedoch in keinem Falle gesprochen werden.

Auch Gela Forsters weibliche Gestalten „Empfängnis" und „Erwachen" bringen uns ganz vertraute Erlebnisse zum Ausdruck. Dadurch wirken allerdings diese Bildwerke auch barbarisch, aber wuchtig und spontan geschaut, nicht erklügelt oder zusammengerafft und dadurch niederdrückend. Hochinteressant ist die Technik bei diesen weiblichen Gestalten: sie steht gewissermaßen im Gegensatz zu der beim früher beschriebenen „Mann" befolgten. Bei diesem fast elegante, dabei starke Rhythmik in geometrisierendem Sinn. Dem scharfgeschnittenen Kopf entsprechen, beinahe abgezirkelt, die beiden Hälften des Gesäßes.

Beim Weib, besonders im „Erwachen“, bleibt ein stärkerer Druck spürbar. Das Stilgefühl wird weniger angespannt. Die Behandlung der Haut in allen Fällen rauh, aber bei den weiblichen Gestalten in ausgesprochenem Maße. Gela Forster ahmt aber keineswegs die impressionistische Technik Rodins nach. Es handelt sich bei ihr auch nicht um eine hauptsächliche Behandlung der Haut wie bei Medardo Rosso. Dieser Künstler wollte Sonnenlicht bildhauern: ihm lag weniger an den „Menschen“; sie waren ihm höchstens Träger und Ertrager von Sonnenschein. Rodin verstand sich ausgezeichnet auf Schattenspiele. Er schuf seine Art, „Haut“ zu geben. Auch er fußte auf Rosso und Carpeaux. Gela Forster stellt uns wiederum mit ihren drei Bildwerken vor das Problem „Haut“. Sie hat es für sich bereits spannend und auf sehr selbständige Weise zu lösen gewußt.

DIE DREI STUFEN DER EWIGEN REVOLUTION

Von F. M. Huebner

Das Sein weiß nicht, daß es ist. Was geschieht, geschieht namenlos. Die Kräfte gehorchen einem Müssen, das träumt. Ohne Ausweg aus sich selber verrinnen Stunde, Tag und Jahr. Auf keine Ursache wartet eine Nachfolge; die Zukunft steht so still wie die Vergangenheit. Blind kreisen die Zwecke hierhin, dorthin. Sterben bricht nicht ab, und Gebären schafft nichts neu: eins kehrt sich um ins andere; das Gleichgewicht der Wage erlaubt kein Mehr, kein Weniger. Die Formen bauen sich unabgegrenzt gegen oben wie gegen unten; beständig überwältigt sie der Schlund des Leeren. Farbe, Dichtigkeit, Nebeneinander zerrauschen im Zusammenprall aller mit allem. Dem Stoffe fehlt die Artung. Aus der Zeit erquillt es von Raum, zerspleißend und immerfort zurücktauchend nach einer Mitte, die sich nicht findet. Der Stimmen Geächz überbietet sich bis zum Schweigen. Wandellos wirkt das Eine.

Zweiheit wird, weil das Sein zu erfahren verlangt, ob es ist. Es beansprucht Geltung, hinaus über diejenige bloßer Selbstgewißheit. Ein Auge soll sich auftun, welches auf dieses Sein hinblickt. Hebt sich die Übersichtlichkeit nicht durch Abstand? —

Aus dem Sein tritt das Ich. In ihm sondert sich das Sein von der eigenen Bürde. Das Unerkannte sträubt sich hierbei gegen sein eigenes Unterfangen, und die Geburt begleitet Trauer.

Gott, der das Ich ist, reift nunmehr in der Freiheit. Er enthält alle Gedanken. Das Sein, daher er stammt, durchflutet ihn ewig mit neuer Fülle. Als hellen Lichtstrahl läßt er die Unterscheidung über die Welt glänzen: Zeit teilt sich ab, Raum wird standfest, den Stoff ädert Schichtung und Gefüge, Gestalt reckt sich senkrecht, Tätigkeit mündet in Sinn. Die Mannigfaltigkeit schwärmt aus und ersehnt Benennung.

Gott weiß die Dinge. Seine Erkenntnis schuf sie. Seine Liebe hauchte ihnen als Mitgift Seele von einer göttlichen Seele ein. Nur vor sich selber harrt die Natur noch stumm und verschlossen. Ihre Einsamkeit macht sie schaudern.

Da ergeht ausbrechend das Wort, welches Fleisch wird. Des Wortes Gewalt stößt die Riegel zurück, — alles Vergängliche bekommt Lippen und Zungen. Berauscht genießt der Geist das Glück der Verwirklichung.

Dies ist not, damit Gott sich dem dunklen Sein entrücken und persönliches Leben gewinnen kann: Er muß den Sohn gebären. Damit entschreitet er der eigenen Verwunschenheit. Gleichwohl wurzelt dieses andere Ich völlig in der zeugenden Macht des Allgöttlichen.

Das Wort, welches im Fleische aufglimmt, bringt den neuen Tag. Im gebend-nehmenden Herüber und Hinüber zwischen Geschöpf und Schöpfer lüftet sich das uralte Geheimnis. Für beide entsteht die deutlichste Abspiegelung des Urbilds im Ebenbilde.

Gott bedarf des Menschen, wie dieser Gottes bedarf. Indem Gott sich in der Fleischlichkeit gebiert, hilft der Mensch mit seiner Seele, den Mittler zu machen, damit Gott vor sich zur Gnade der Person gelangt. Vielfalt erschimmert als Bild, weil sie im Menschen auf ihr Prägewachs trifft.

Der Mensch mit seiner Seele muß sich zwischen

Gott und den Abgrund des Seins stellen, welches beunruhigt und gierig nach Gott schnappt, um wieder als das alleinige Wesen von früher zu herrschen. Der Mensch mit seiner Seele soll die Leiter bilden, auf der Gott emporsteigen will zu einem entgegengesetzten Reiche, dem letzten Reiche des überwesentlichen Wissens.

Der Mensch hat dieselbe Herkunft wie Gott. In der Verborgenheit des Seins schlummert er als die dumpfe Möglichkeit wie alles übrige. Das Dunkle hält ihn warm und undurchsichtig; von allein will er nicht keimen. Erst muß Gott ihn denken, muß ihn locken, muß ihn emporgraben aus der Last des Wagerechten, gleichwie er sich selber schuf. Schritt um Schritt muß Gott Formung und Besonderheit setzen, wo das mütterliche Sein zähe am Zustandlosen hängt. Lebt wohl dann das Ich, so dehnt sich der Weg zur Verpersönlichung in Gott immer noch weit. Das Vermögen der Wahrnehmung will geübt sein. Gottes Gnade darf die Geduld nicht verlieren. Die Läuterung erfolgt gradweise! Tugend nach Tugend wird mühesam errungen mit Gebet, Bußetun, Selbstverleugnung, Empfang der Gnadenmittel. Bisweilen geschieht die Erweckung auch blitzartig: Eine Erschütterung von außen, Krankheit, öffentliche Niederlage, Verlust irdischen Guts oder die von innen heranstürmende Angst vorm Tode, die nagende Pein der Reue — also geschieht es, daß der Mensch sich an seine Brust schlägt.

Es ist der Mensch, der seiner gewahr wird. Er erfaßt sich, indem er Gott erfaßt. Gott steht in ihm auf, weil im Menschen der Mensch aufsteht. Die Person, Gegenstück des dumpfen Seins, bricht durch zu ihrer Geburt. Der Mensch trug sie aus; Gott ist ihr Inbegriff. „Gott ist uns innerlicher als wir selbst es uns sind." Überallhin strahlt das Erwachen. In den Bildern pulst Blut; auch sie sind erkannt vor sich selber, besondert, jedes ein eigenes. Das Glück schenkt ihnen Namen. Der Mensch spricht sie aus; und da er die Namen nennt, nennt er Gott. „In welcher Weise und unter welchem Namen der Mensch sich Gott als den Gebieter aller Lebewesen auch vorstellt, er wird immer das Richtige treffen. Die vielen Namen geben wir ihm seiner Erhabenheit und Vollkommenheit wegen, die wir mit einem einzigen Worte nicht beschreiben können." Die Welt frohlockt; das natürliche Wissen ihrer Gesetzhaftigkeit leuchtet ihr von der Stirne. Das erste Ziel ward erreicht. „Hierbei läßt die vorausgehende Gnade es bewenden. Nun aber beginnt die andere Gnade, nämlich das übernatürliche Licht."

Denn das Schauen und Namengeben kann sich nicht Genüge tun. Die Sehnsucht grimmt zu unsäglich. Die Erkenntnis will, daß ihr das, was sie erkennt, auch gehöre. Fremde Verantwortung soll allerwege zu Ende sein; wohin die Bewußtwerdung dringt, verlangt sie, ganz und allein zu herrschen. Nichts darf sich außerhalb ihrer halten. Die Ausbreitung der Macht ertönt als das Lebensgebot. Der Kampf ist unausbleiblich.

Gottes Begehren richtet sich auf den Menschen. Durch den Gewinst des Menschen und seine Seele gedenkt er den Kreis um sich abschließen zu können. Was der Mensch leistete, will Gott in sich selber vollbringen. Der Mensch und seine Seele soll nurmehr in Gott weiterwachsen, verloren in dem Ganzen als Teil ohne Abstand und Besonderung. Darum nähert sich Gott dem Menschen und wirkt auf ihn mit der schrecklichen Anziehungskraft dieser Nähe. Er läßt gegen den Menschen sein Anrühren, Betasten, Einsprechen andringen. Er zieht und rüttelt das Herz und bringt bald peinigend, bald liebkosend den Geist in Aufruhr.

Der Mensch kreist seinerseits lauernd und begierdevoll um Gott. Er möchte es jenem zu fühlen geben, daß des Feuers Licht er in die Welt brachte. Gott soll sein Reich vollends an die Söhne der Erde abtreten. Die Seele ist es müde, den Mittler machen zu müssen. Die Seele sieht ihr Urbild, und mit einem Griffe, scheint es ihr, könnte sie desselben sich bemächtigen für immer. Darum ruft und lockt sie Gott mit Tugenden und sanfter Bereitwilligkeit, daß er niederfahre und sich in sie entschütte. Dem Heischen Gottes antwortet das Heischen des Menschen. Gelüst ringt mit Gelüste.

Die zwei Gegner sind gleichmäßig stark. Ihre Hoffnung, daß der eine den anderen unterjoche, hat keine Aussicht. Den Sieg davontragen kann viel-

mehr nur, wer nachgibt. Wenn beide sich hinopfern, bleiben beide erhalten. Wechselweise müssen sie aus sich selber flüchten, um in ihrer Vereinung gemeinsam wieder aufzuerstehen.

Um dies geht es, daß jeder seinen besten Schatz, den er hat, ausliefern soll. Er soll die Brünne seiner Ichheit abtun, darin er gesichert und strahlend steht, um wieder entblößt und verletzlich unterzutauchen ins Sein. Diese Ichbewußtheit, welche das alte Sein des Anfangs aus seinen Flanken als Gott und Mensch hat heraustreten lassen, soll verflammen. Schon breitet sich, überflackert und unheimlich, die Dämmerung aus, darin die hohe Zweiheit, ohne eine Spur hinterlassen zu dürfen, in ihre künftige Einheit hinüberstirbt.

Gottes und des Menschen bemächtigt sich Trauer. Wo Reichtum und Stolz waltete, drückt jetzt die Armut und die Erniedrigung. Die Verlassenheit von sich selber quält so bitterlich, daß die Erleidensfähigkeit sich daran übernimmt. Das Widerstreben hört auf, eine gleichmütige Ergebung schließt die Wunden, die Stunde der Verschmelzung schlägt.

Gepeitscht vom Kummer ihres Todes und der Wollust ihrer Erneuerung, fallen sie liebend übereinander her, Gott und Mensch. Bei einem alten Mystiker heißt es, „Gott beugt sich in den Menschen nieder; hierdurch widerfährt uns die liebende Berührung. Des Menschen Geist preßt und schmiegt sich an Gott; hierdurch empfängt Gott die Berührung. Aus diesen zwei Berührungen entfacht sich in ihrem tiefsten Aufeinandertreffen ein Kampf der Liebesmächte; ein jeder Geist wird in diesem innigsten und hitzigsten Einanderheimsuchen aufs schwerste von der Liebe verwundet. Die beiden Geister, nämlich unser Geist und Gottes Geist, funkeln und leuchten, der eine in den andern, und jeder von beiden enthüllt dem anderen sein Antlitz. Dies läßt sie beide voller Liebessehnsucht trachten, ein einziges Paar zu werden. Jeder heischt vom andren alles, was er ist, und jeder bietet und reicht dem andern hin alles, was er ist. Und dies erzeugt die Verschmelzung der Liebenden".

Das Leben Gottes gießt sich fortab schrankenlos in den Menschen und wohnt in seinem Leben und hat es zum Eigentume; umgekehrt speist der Mensch mit allen seinen Säften und Kräften Gott, in dessen Grunde er liebegenießend ausruht. Die Welt der Bilder und der stützenden Gliederungen und der Gesetze säumt nicht, was sie schied und das Wissen über sich selber, welches sie spiegelte, dem Ganzen wieder zurückzugeben; die Mannigfaltigkeit verklingt liebend in den Hochzeitsgesang des einen Seins.

Es ist ein neues, ein höheres Sein. Die Gewalten wüten hier nicht brüllend und maßlos. Ein segnender Sinn waltet tätig und wesentlich von früh bis spät. Vollkommenheit schenkt sich an Vollkommenheit. Unerschaffenes Licht webt und fächelt lieblich um die träumenden Erinnerungen. Das Wort weht als der Odem aller und wiegt sich im Blau und preist das All-Eine. Keines Mittlers bedürfen mehr die Erscheinungen; sie berühren sich ohne Scheidewand; der eine Geist läuft als umschlingendes Band um die Gesamtheit der Schöpfung. Die Gaben und die Zuteilungen bilden nurmehr Zutaten der schon gewonnenen Seligkeit. „Der liebende Geist ruht in dieser Vereinigung jenseits aller Gaben; hier ist nichts als Gott und der mit Gott unmittelbar vereinte Geist." Das Lebendige bekränzt sich mit den Tugenden einer edelsten Lauterkeit.

Hiermit hält die ewige Revolution noch nicht an ihrem Ende. Eine Wiederholung derselben Vorgänge setzt ein, welche auf der Stufe des ersten Seins den Hervorgang der Ichheit bewirkt haben. Brodelnd und zuckend drängt auch das zweite, das sehnsüchtig erhöhte Sein zum Durchbruch in die Verpersönlichung. Die Einheit will ihrer selbst entwerden, und den Geist verlangt es, aufzuklimmen in sein überwesentliches Reich.

Dem Sein gegenüber öffnet sich hehr und überwesentlich das Nichtsein. Es umfaßt alle Formen, Mengen und Bilder und ist trächtig von deren Unsichtbarkeit. Das oberste Wissen und das oberste Besitzen wogen und durchdringen sich hier als ein gleiches Meer der Liebe über Art und Zeit.

Alsbald streift Gott und Mensch jegliches seiende Selbsterkennen von sich. Einer muß durch den anderen hindurch. Urbild stirbt in Ebenbild, das Unerschaffene macht sich zunichte im Erschaffenen.

Und indem das letzte Sein umsinkt, wächst **es**, **groß** und ichhaft und ohne Anhalt, in die dunkle Stille der höchsten Vergöttlichung. „Es begibt sich ein zerfließendes Untertauchen in die wesentliche Nacktheit.

In diesem grundlosen Strudel der Einheitlichkeit werden alle Dinge von genießender Seligkeit gepackt.

Der Grund aber bleibt gänzlich unbegriffen. Vor ihm müssen die Personen und alles, was in Gott lebt, zergehen.

Hier herrscht nichts anderes als ein ewiges Ruhen in der genießenden Umarmung liebenden Hinschmelzens."

OFFENES SCHREIBEN AN DAS MINISTER-KOLLEGIUM DER REPUBLIK SACHSEN.

Durch den Willen der Mehrheit des Volkes und seiner parlamentarischen Vertreter sind Sie berufen worden, den Neubau der Republik Sachsen zu leiten. Sie sind an die Spitze gestellt worden in der Erwartung, daß durch Ihre ersten Maßnahmen die schöpferischen Kräfte des Landes geweckt werden und willig teilnehmen wollen an dem zu errichtenden Werk. Sie wissen: die Welt ist in der Aenderung begriffen und neue Wege zu neuen Zielen öffnen sich und sollen begangen werden. Das gegenseitige Verhältnis der Menschen zueinander wird einer Revision unterzogen. Die politischen Führer bedürfen der Mitwirkung aller, die sich dieser Erkenntnis nicht verschlossen haben, um den Prozeß der Neuschöpfung zu vollenden.

Eines ist gewiß: die Gesellschaft, das Volk, der Staat haben die Bedeutung der Mitstreiterschaft der Kunst und der Künstler erkannt; sie haben es gelernt, ihre Werke als Symbole zwischenmenschlicher und kosmischer Beziehungen aufzufassen, aber auch in ihnen Vorzeichen kommender „Wirklichkeiten", Bausteine der Zukunft zu sehen. Schon vor dem Kriege standen die Schöpfer und Fürsprecher der jungen, revolutionären Kunst in den ersten Reihen der Kämpfer für eine sich bildende, bessere Welt. Sie werden auch heute nicht zurückweichen, wenn es gilt, das Errungene zu festigen, das noch nicht Erreichte zu erwirken.

Es ist anzunehmen, daß Sie die junge, fortschrittliche Kunst als einen Eckstein zum großen Bau betrachten, den Sie zu errichten gedenken, denn Sie haben nicht die Absicht, altes und schon verbrauchtes Material hierfür zu verwenden. Der Widerwille aller Fortschrittlichen, Starken und Selbständigen unter den Trägern der Neuen Kunst und den ihnen Gleichgesinnten gegen das bisher geübte System bürokratischer Bevormundung, ausgeübt von zum Urteilen Unberufenen, und gegen die durch keine sachlichen Gründe zu rechtfertigende Bevorzugung einer Kunst, welche nicht mehr vom Rhythmus der Gegenwart getragen wird, ist stark. Sie werden schon erkannt haben, daß in allen Fragen staatlicher Kunstpflege die mit ihrer Lösung betrauten Stellen von Männern eingenommen sein müssen, die sich durch Kenntnisse nachweisbar legitimiert haben und in enger Fühlung mit dem Leben der Kunst stehen. Es geht also nicht an, daß Entscheidungen in Sachen der Kunst von äußerlich bevorrechteter Seite gefällt werden, der die Beschäftigung mit Kunst ein bloßes Nebenbei in einer Reihe gleich ernster Arbeiten ist. Die Kunst verdient es, daß, soweit der Staat sie fördern kann und zu fördern gewillt ist, ihr in der Reihe der obersten Aemter ein besonderer Platz eingeräumt wird, den nur eine vom Vertrauen der Künstlerschaft getragene Persönlichkeit beziehen darf. Diese wird es verstehen, geeignete Mitarbeiter heranzuziehen und in ständigem Verkehr mit der Künstlerschaft zu bleiben. Der Bezirk des Volksbeauftragten für Kunst (im umfassenden Sinne), der entweder selbständig im Kultusministerium amtiert oder dem Gesamtministerium gegenüber verantwortlich ist, hört da auf, wo die Freiheit der Kunst beginnt.

Das neu einzurichtende Amt für Angelegenheiten der Kunst — man gibt sich gerne der Hoffnung hin, daß Sie ein solches geplant haben — steht vor einem reichen Programm (Volk und Kunst, Kunst und Kunsthandel, Verlagswesen, Denkmalpflege, staatliches Bauwesen, das Zusammenfassen der Unterrichtsanstalten für Kunst, Kunsthandwerk und Architektur zu einer einheitlichen Kunst- und Handwerks-Gemeinschaft, Pflege eines internationalen Austauschverhältnisses, staatliche Kunstsammlungen, Schutz geistigen Eigentums u. a.), welches nur im Hinblick auf die Geisteshaltung aller fortschrittlich Denkenden zu prüfen und dann zielbewußt zu verwirklichen ist. Die überreichen Vorschläge der anderenorts entstandenen Kunsträte, Kunstkammern (auch die organisatorische Tätigkeit des Kommissariats für Kunst in Rußland) sollten zugleich als Unterlage dienen. Die Organisationen der Künstlerschaft als solche können wohl befragt werden, sollten aber keineswegs mitbestimmend sein. Der „Akademische Rat" ist auch in seiner neuen Aufmachung mehr als überflüssig.

Mit einer Forderung aber, deren Erfüllung weniger ein Akt selbstverständlicher Gerechtigkeit wäre, als daß sie eine vorauszusetzende Kenntnis der Materie beweisen würde, tritt die Neue Kunst an Sie heran. Sie verlangt die ihr zukommende Berücksichtigung bei der Aufnahme neuer Werke in die staatlichen Sammlungen der Gemäldegalerie, des Kupferstichkabinetts, des Albertinums. In Deutschland, Frankreich, Italien, Rußland usw. hat sie sich ihr Daseinsrecht erkämpft, das ihr nur noch durch kurzsichtige Nichtbeachtung reaktionärer Kunstbehörden geschmälert wird. Die sachkundige Pflege alter, historisch gewordener Kunst (es gilt: ars una!) soll nicht unberücksichtigt bleiben und von denen ausgeübt werden, die sich dem Studium vergangener Epochen vorwiegend gewidmet haben, ohne sich den künstlerischen Werturteilen der Gegenwart verschlossen zu haben. Doch schreitet man überall zur Gründung von Sammlungen, welche lediglich Werke der Gegenwart aufnehmen sollen, seien sie nun als besondere Museen oder als Sonderabteilungen schon bestehender gedacht. Der Wunsch nach dieser für die Gegenwart allein möglichen Lösung der Museumsfrage im Interesse der lebenden Kunst besteht auch für die Republik Sachsen.

Allein: zum verantwortlichen Leiter der staatlichen Sammlung Neuer Kunst, welche die Monumente der lebendigen, sich stets erneuernden Kräfte der Gegen-

wart und der Zukunft aufbewahren soll, kann nur eine Persönlichkeit als geeignet erscheinen, die den Kampf um diese Kunst an der Spitze mitgekämpft hat, die ihr Fürsprecher und Richter zugleich war, die, obwohl sie die historische Bedingtheit aller Kunst erkannte und ihren inneren Zusammenhang, sich zu den künstlerischen Symbolen der um eine bessere Zukunft ringenden Jugend bekennt. Kein Doppelseitiger und bloßer Mitmacher, kein längst Ueberholter und aus halber Neigung Bestätigender darf dort zu finden sein, wo der Führer, der Schöpferische stehen sollte. Die Neue Kunst erwartet von Ihnen die Berufung eines solchen Führers in sein Amt. *H. Zehder.*

ZUM GEDÄCHTNIS HERRMANN ESSIGS

† am 21. Juni 1918.

„Herrmann Essig ist ein bedeutender Mensch" ... das war der letzte klar vernehmliche Satz, den Herrmann Essig sprach.

Ein Wahrspruch, ein reines, helles, ungetrübtes Urteil, in nichts dadurch beeinträchtigt, daß er selbst das Urteil abgab ... vielmehr, daß er klar über sich selbst urteilen konnte, ist bewunderungswürdig und kann unseren Glauben an seine Urteilskraft im allgemeinen nur bestärken. Er „hielt" sich nicht für einen bedeutenden Menschen, er wußte kaum, was Eitelkeit ist, wenn er auch von ungebrochnem Ehrgeiz war. Er hatte die Gewißheit, er hatte die Erkenntnis, daß sich durch ihn Bedeutendes verkörpere, und er fühlte die Verantwortung, die Verpflichtung, es auszusagen. Er hätte das ihm gegebene Geisteslicht geschmäht, verunehrt, wenn er es nicht hochgehalten hätte. Bevor sein Augenlicht erlosch, hielt er das Geschenk noch einmal mit letzter Anstrengung empor; er war nicht nichtig, er war ein Ausersehener. Sein letztes Wort handelte nicht von seiner Person, sondern von dem Pfande, das er hat verwalten sollen, und er mußte es aussprechen, daß ihm das Pfand heilig gewesen war.

Nichts Individuelles, Menschlich-Allzumenschliches liegt in Herrmann Essigs letzten faßbaren Worten, sondern eine ungeheure Objektivität: Herrmann Essig ist ein bedeutender Mensch. Adolf Behne.

BRUNO TAUT: DIE STADTKRONE

mit Beiträgen von Paul Scheerbart, Erich Baron, Adolf Behne und 72 Illustrationen. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1919.

Wie Aristoteles nach Städten verlangt, in denen man nicht bloß sicher und gesund, sondern auch glücklich wohnen könne, träumt Taut, der bekannte Architekt, von einem neuen Stadtbild mit sichtbar betontem, weithin ragendem Mittelpunkt. In seinem außerordentlich anregenden Buch bringt er vierzig glänzend gewählte Beispiele alter Stadtbekrönungen, die der Antike und dem Mittelalter, Europa und dem Wunderland Indien angehören. Doch kann nur eine Neuschöpfung, geboren aus den Bedürfnissen unserer Zeit, dem Stadtbild seinen Wert und seine entscheidenden Züge verleihen. Wie einst, wird es auch heute gelten, eine „Stadtkrone" zu schaffen, mit anderen Worten: die wesentlichen Gebäude, in denen sich das geistig-künstlerische Gesicht der Stadt manifestiert, zu einem weithin sichtbaren Ganzen zusammenzufassen, um die Wirkung nicht durch Isolierung einzelner Gebäude zu verzetteln. Taut konstruiert den Grundriß einer in der Ebene neu anzulegenden Stadt, die durch keinerlei landschaftliche Reize ausgezeichnet ist, und verschmilzt Kristallhaus, Opernhaus, Bibliotheken, Theater, Museen, Lesehäuser, Pavillons, Kioske, großzügige Freitreppen usw. zu einer imposanten Einheit. Um diesen ins Grün eingebetteten Mittelpunkt lagern regelmäßige Häuserblocks. Anwendbar sind seine Grundsätze auch auf Erweiterungen und Umbildungen vorhandener Anlagen. Sie sind getragen von höchster Bewunderung für Architektur, „die höchste Kunst sein sollte. Sie entsteht nur aus einem starken Gefühl und spricht auch nur zum Gefühl. Der Kopf kann bestenfalls regulierend wirken, sie selbst, ihr innerstes Wesen, kann nur aus dem Herzen erblühen, und dieses allein müssen wir sprechen lassen."

Behnes Untersuchungen über „Wiedergeburt der Baukunst" gipfeln in einer grundlegenden Unterscheidung zwischen der Malerei des Mittelalters, die ihr Gesetz von der Architektur empfangen hat und Flächenmalerei war und der sie ablösenden, die sich vom Zwang der Architektur freimacht, um dem Zwang des Gegenständlichen zu verfallen, zwischen Vorder- und Hintergrund unterscheidet und sich Bühnenhaftem nähert. In der unnaturalistischen Malerei des Mittelalters hat sich das Gefühl ausgewirkt, „daß aller Maßstab der Kunst nicht der Mensch ist, sondern die Sterne."

Zwei Dichtungen von Scheerbart „Das neue Leben" und „Der tote Palast", seinem phantastischen Nilpferdroman „Immer mutig" entnommen, bilden den Rahmen des Buches. Sie sind gewissermaßen Richtlinien dafür, daß ein Kunstwerk angestrebt wird, das sich nicht im Formalen erschöpft, sondern eine Auseinandersetzung mit dem Sinn der Welt ist. Rosa Schapire.

BÜCHERLISTE FÜR WESENTLICHE LESER:

IWAN GOLL: Die Unterwelt — S. Fischer Verlag, Berlin.

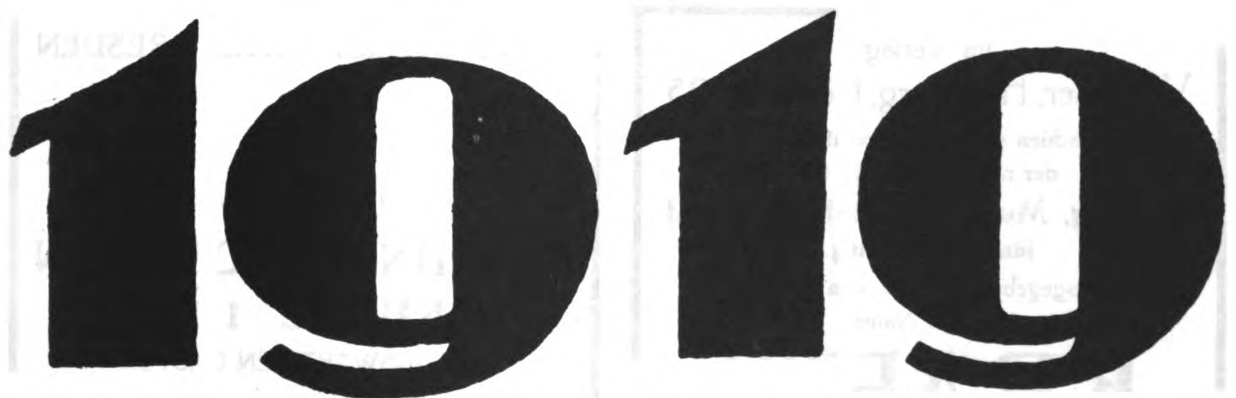
PAUL ZECH: Jahrbuch 1917/18 „Das neue Pathos" — Verlag Tieffenbach, Berlin-Steglitz.

MAX HERRMANN-NEISSE: Verbannung — S. Fischer Verlag, Berlin.

E. A. REINHARDT: Tiefer als Liebe — S. Fischer Verlag, Berlin.

Verlag: Emil Richter / Druck: Petzschke & Gretschel / Für die Schriftleitung verantw.: Hugo Zehder / Sämtlich in Dresden

JULI HEFT JAHRG. 2



1919

A. D.

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DRESDEN

KRAUS REPRINT 1970

1919
NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG
SCHRIFTLEITER HUGO ZEHDER

Juli-Heft — INHALTSVERZEICHNIS — 2. Jahrgang

Alle Zuschriften und Einsendungen sind zu richten: An die SCHRIFTLEITUNG 1919 NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG, Dresden, Prager Straße 13 — Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Preis der Monatsschrift: Das Halbjahr M 9.—, das Einzelheft M 2.—
Titelblattentwurf von ARNO DRESCHER, Dresden.

Aus dem Inhalt der letzten drei Hefte:



1919

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

GESCHMINKTE

Von Friedrich Sebrecht

Eine Viertelstunde nach acht begann das Spiel. Es begann alle Abende um die gleiche Zeit. Nur der Name des Ortes, in dem gespielt wurde, war gewechselt. Tobende Kleinstädtemusik wurde hier wie dort von einer mystischen Ruhe besänftigt. Die Säle mochten einander gleichen wie ein Gewohnheitstag dem andern: dieselben verrauchten Wände, die gleichen ermatteten Lampen und der eine traurig schwelende Kronleuchter, der achteinviertel erlosch. Aber vor allem immer die nämliche schwirrende Menge, wogend fast feindlich, ein Meer starrender Köpfe, eine vorläufig noch gebändigte Gefahr, die aber einmal drohend aufzustürmen vermöchte.

Ich war in letztem Augenblick gekommen und wußte nichts, als daß ein Lustspiel gegeben werden sollte. Irgendwo lachte auch jemand, ein schrilles Auflachen, das im nächsten Augenblick verschlungen war von Stille. Die Worte auf der Bühne tönten und hallten zurück. Witze sprangen. Aber der Liebhaber, der eben sich vor seiner Dame neigte und galante Dinge flüsterte, hatte so müde Augen, daß ein Schein davon auf das Gesicht der Dame fiel. Sie wollte schelmisch tun, aber ihr Mund verzerrte sich und sie preßte die Worte, als ob sie Tränen in ihnen verhüllen müsse. Und der Vater, der sie überraschte — der rote Hosenstreifen rief unzweideutig: er ist ein General (ich glaubte dem Hosenstreifen mehr als ihm) — trug seine verwaschene Unform mit der Würde eines Hausdieners; ich sah es voraus, er würde über seinen schlendernden Säbel stolpern; es geschah notwendig und ein bedrohliches Lachen brach auf aus der Flut der totenstummen Zuschauerschaft, und der arme General wäre fast um seine Fassung gekommen, aber im letzten Augenblick besann er sich und quittierte das Lachen, wie man ein Geschenk quittiert. Es war am Ende in dieser Welt doch möglich, daß ein General über seinen Säbel stolpert, dachte er und verlor sofort sein Stichwort. Denn seine Augen ängsteten plötzlich um die Augen der Dame, die der Theaterzettel als seine Tochter wollte. Der Dialog mußte jetzt wie ein Feuerwerk auftanzen; aber die Kugeln, die sie warfen, waren blind und verglommen, ehe sie geleuchtet hatten. Irgendwo blitzte wieder das schrille Lachen. Ein paar andere rollten dumpf nach. Auch diese mochten gelacht haben. Jetzt vorn eine langgezogene, spindeldürre Frau. Sie hielt die Düsterkeit einer Irrenhäuslerin in den Augen. Krampfhaft mühte sie sich, auf ihren Füßen schwebend zu scheinen, und sie wiegte den Körper wie ein flatterndes Segel. Ich wußte plötzlich, warum sie es tat. Denn sie sagte mit einem Ausdruck, der ohne Inhalt war: Ich bin Fürstin Anastasia — — Fürstin Anastasia — —. Die Dame der Welt legte ihre Handschuhe ab. Sie hatte große verwelkte Hände. Auch der Schein der Bühne deckte ihre Ausgemergeltheit nicht zu. Die Fürstin wollte sich mit lässigen Bewegungen in einen Sessel sinken lassen; aber ihre pfahldünne Figur trotzte und beschrieb einen beängstigenden

Haken mit weit aufeinander eckenden rechten Winkeln. Sie schien es zu fühlen und hatte ein schmerzliches, schon oft gelächeltes Lächeln bereit, das sie gönnerhaft dem General schenkte, während ihre Augen verlassen in dem betäubenden Licht einer Rampenlampe Hilfe suchten. Der General war ein alter Schwerenöter; er wußte, mit welchen so und so frisierten Scherzen man Fürstinnen aufwarten darf. Und er scherzte, während um seinen Mund leise Abwehr zuckte. Auch diese Szene ging hin. General und Fürstin hatten ein erlösendes Stichwort gefunden; und wie auf ein Kommando wurden sie, an Drähten gezogene Puppen, von dem Rachen der Mitteltür eingeschluckt.

Es geschah noch vieles und flog, ein Schattenspuk, an weiße Wand geworfen, vorüber. Schließlich legte der Liebhaber um seine Dame den Arm. Er tat es unsicher und tastete wie ein Tanzstundenjüngling. Ich hätte ihm wehren mögen, als ob ich der General wäre. Denn die Dame, die Worte süßester Glut hinströmte, schien sich zu biegen in dem kühlen Winde einer verhaltenen Angst, und der Liebhaber umschlang sie mit Blicken, die irgendein Dunkles begruben, Staunen, Frage, Trauer. Aber, als wolle er den Eisbann brechen, riß er sie um so heftiger an seine schlanke Brust und geriet in das Stammeln festlicher Worte; indessen es war, als ob ihm die Zunge versage. Kein Wunder: denn der papphölzerne Rachen der Mitteltür sperrte sich wie auf ein geheimes Zeichen und spie den General aus. Diesmal hob er den Säbel höher, um nicht zu fallen; ein General kann, was er will, und er stürzte auf die beiden zu. Einige Gelächter dröhnten. Ich begriff nicht, warum sie lachten. Denn mich überfiel jähe Furcht, er wolle die beiden ermorden. Er tat es indessen nicht. Er segnete sie. Er hüllte seine Tochter väterlich in angstvoll lange Armbucht, und küßte sie brünstig auf den Mund, ich fürchte, er muß sie gebissen haben, und die Hände des Liebhabers schienen zu zittern, als der General ihm die seinen tatzig feilbot. Das Gesicht der Fürstin Anastasia verlängte sich und wurde fast ein spitzer Strich. Ihr Mund deklamierte etwas von Glück. Dann fiel ein grauer Vorhang. Vereinzelt hoben sich plumpe Fäuste zum Beifall; wie magnetisch gezogene Trommelwirbel hämmerten sie auf die Stille des Saales.

Ich mußte nach dem Theater allein sein; wirre Bilder flatterten mir nach. Die Nacht war mir spielendes Wasser im Sommerwind. Drei Sterne schnitten ein hartes Dreieck in das undurchdringliche Dunkel der Himmelswölbung. Mir war, als ob eine Stimme neben mir ging. Fürstin Anastasia? Ihr Antlitz wurde immer gespitzter, stechender und schimmerte grün. Sie rang ihre ausgedörrten Arme, als ob sie von einer furchtbaren Tat wüßte und der Ausweg vermauert wäre. Gekettet schien sie. Und trug einen grauen Gefangenenkittel. Es konnte auch sein, daß man sie in das Irrenhaus verbannt hatte. Denn ihre flackernden Augen waren dort zu Hause. Ihr Mund blühte schmerzhaft; ihre Züge waren verjüngt — von gestern auf heute. Ich täuschte mich nicht. Als der General eintrat, lächelte sie ihm entgegen, wie einem längst erwarteten Freunde. Er hatte die Uniform abgetan; er hatte recht, was sollte sie hier. Sie aber, sie trug ihm ihr Lächeln entgegen und kredenzte es auf silbernen Händen. Er flammte auf vor ihr; alle Müdigkeiten fielen ab. Sie warfen sich Worte als bunte Fangbälle zu. Sie fingen sie auf und schienen sich in einem Tanze zu bewegen. Es war Musik zwischen ihnen. Es gab kein Welken. Die Wortbälle blitzten hin gleich Raketen. Da glitt ein Ball aus und schweifte ohne Richtung. Spielverwirrend. Man fühlte ein Zerbrechen kristallener Zartheit. Es blieb nichts anderes übrig. Aufbruch. Der General schnallte den Säbel an; das Lächeln der Fürstin erstarrte und wurde wieder gramhaft. Es muß ihr einmal ein kostbarer Traum zertrümmert worden sein, dachte ich. Der General verbeugte sich mit gesteiftem Rücken. Sie waren Masken, beide, als er ging. Eine Greisin blieb allein. Und ein Armleuchter brannte auf in einer anderen Zelle; vor dem betete ein uniformloser General.

Der aber verlor sich an seine Einsamkeit, und er bemerkte nicht das Liebesspiel hinter ihm. Wie sich Blicke aneinander entzündeten. Sie flüsterten

glühend und verbargen ihre Gesichter hinter Büchern: es waren Rollenbücher. Sie mußten es sein; denn man übte ein Stück. Warum nur Fürstin Anastasia immer nach dem General schielte? Er kniete doch vor dem Armleuchter und kümmerte sich nicht um das, was hinter ihm war. Beide wetteiferten mit dem Licht der Kerzenflammen. Sie hatten viel zu flüstern; aber ihre mühsam gesuchten Worte irrten dennoch umeinander. Warum wirft jetzt die Fürstin ihre steinernen Augen gegen mich? Ich bin kein General. Ich bin überhaupt hier nur im Schatten. Sie braucht nicht ihre Eifersucht gegen mich zu schleifen. Der General ist schon erschöpft genug. Sein Gesicht wurde weiß. Er schlägt ein Kreuz und winkt der Fürstin. Ob ihre Stunde dämmert? Keine Maske mehr! Sie möchte sich abschminken. Dann erst, wenn die Alten erlöst sind, werden die Jungen auferstehen zur Freude. So will es ein vertrocknetes Buch. Gleichviel! Das Buch hat schon viele auf dem Gewissen. Mögen ihre grünenden Sehnsüchte sich versehnen! Ihre Worte irren noch immer. Sie gibt keine Antwort. Warum schweigt sie jetzt? Die Stunde wäre da. Es müßte das große befreiende Wort gefunden werden. Ein Wind weht kalt an. Die Wachskerzen fachen ihre Flammen auf. Nein, Anastasia, nein, zwischen dem General und ihr schwingt nichts derart. Ruhe dich aus! Du hast keinen Grund, nachts zu wandeln. Du hast genug gelitten um ihn, soviel, daß du heute noch nicht sicher bist, ob du Grund hattest, überhaupt zu leiden.

Aber sie —, sie schweigt zu mir noch immer. Meine Worte tasten. Meine Worte wollen Weg in deine Seele. Du antwortest nichts. Du bist so stumm; nur der geheimnisvolle Strom fließt noch immer zwischen uns. Eben erkenne ich: wie sollte sie antworten! aus der Wildheit der Welt und der Verwirrung, in die uns die Dämonie jenes verfehlten Ballwurfes verstrickte, eine Antwort zu brechen, die uns beglückte, uns, nicht dich, nicht mich — es ist das Unmögliche. Eben darum sollte es geschehen. Aber es ist ja wahr: der General hat recht. Ich vergaß zu fragen. Ohne Frage ist keine Antwort, womit nicht gesagt sein darf, daß jede Frage in dieser Welt beantwortet werden kann. Wir sind Kinder unser Leben lang. Immerhin! Ich würde keine Frage versäumt haben, wenn nicht Anastasias gefährliche Blicke immer noch so schneidend, so hemmend vor mir schwebten. Die Worte, in die ich mein aufwirbelndes Bekenntnis kleiden will, klingen so stumpf und tönern. Ich bange, man glaubt mir nicht! Ich weiß, wenn ich den Mund öffnete und alle Gefühle hinströmte, die in mir singen, es müßte Klarheit anbrechen. Wir wären nicht mehr zum Versteckspielen mit uns selbst verurteilt! Ich glaube, irgendwo begänne von selbst ein Glockenspiel, um unserer Heimkehr zu läuten. Ich will warten, bis die Glocken zu läuten anfangen. Dann wird auch das Geheimnis zwischen uns offenbar werden und einen Namen finden. Es ist seltsam: wir werden verzagt, wenn für etwas Großes, Aufwühlendes uns ein Name fehlt. Als ob nicht alles Gewöhnliche einen Namen hätte von Geburt an. Und für das Größte scheuen wir uns, einen Namen zu wissen.

Nein, kein Name! Denn niemals reichte er in das Heiligtum, sondern er bliebe, staubbelastet, im Vorhof. Auch will ich vergessen, daß sie eine Prinzessin ist, an deren Arm ich traumgleich in den Abend gleite. Es ist ein milder Gedanke, daß wir hier von allen ungekannt sind und uns hierhin und dorthin bewegen dürfen nach unserer eigenen Melodie. Endlich tauchten wir empor aus dem flutenden Wirrwarr eines Daseins ohne Sein. Vieles wurde leichter. Wir lächeln das gleiche Lächeln: beide. Das Meer springt blau zu unseren Füßen. Ferne, blendend gewölbte Segel sind Träume. Jede Schwere sank. Der gelindeste Wind des gelindesten Südens trägt uns und schmeichelt. Wir hatten den Mut, Menschen zu sein. Das erhebt uns über alle Nachstellungen der Welt.

Du fürchtest, daß die Fürstin und der General sich verschwören gegen uns! Fürchte nichts! Du bist keine Prinzessin mehr. Dieses Kleid hast du in das Meer versenkt. Es blieb nichts übrig als du: das war unsere Erweckung. Da warfen die Glocken ihre Ruhe ab und läuteten das Leben ein. Schalen barsten von dem blonden Lichtgesang des Frühlings. Laß Anastasia verächtlich züngeln. Sie

wird in der nächsten Sekunde wieder das alte, vereiste Lächeln aufsetzen. Laß sie von diesem häßlichen Grün ganz überströmt werden. Nach wenig Worten wird sie gekühlt sein. Jetzt wurde sie gelb, und gelb ist die Farbe des Todes. Ihre Augen sind schon gestorben und sind leer wie die Schachte verstummter Vulkane. Bitter, daß wir auf eines Menschgeborenen Tod so warten müssen.

Ob sie einmal erfahren hat, was Leidenschaft ist? Es muß schon sehr früh gewesen sein. Der General hebt zur Ablehnung die rechte Hand. Es ist eine schmale Biegung, die seine Hand abzirkelt: der Handschuh, den er so krampfhaft hält, unterstreicht die Ablehnung. Sie erklären uns für schuldig. Wir haben gegen Gesetze verstoßen. Seine gehärteten Blicke dulden keine Abwege. Sie durchbohren unser Herz. Selbst das freie Meer kriecht wie ein demütiger Hund vor dem erstarrenden Wink seines schlohweißen Handschuhs.

Jetzt, gerade jetzt, da der Schuppen jedes Scheines abfiel, da das ewige Meer uns entschleierte, jetzt hätte ich gelogen? Vor dem Meere sind wir wie vor Gott gestanden.

Nun wendest du dich ab von mir. Willst du vor Aanastasia kapitulieren? Wie? Wir wären niemals so Lichtgekränzte gewesen? Auch nicht an der Riviera? — Niemals! Dann muß ich es geträumt haben. Freilich: Eine seltsame Aufpeitschung hatte meine Phantasie gestern angepackt, und ich rang um mein Leben. Ich Tor! Nein, ich habe noch immer nichts an Worten erfunden, um in sie das Blut meiner Seele zu gießen! Wenn ich eine Geige gehabt hätte! So mußte ich das Unsägliche, was jeden Nerv durchschwang, verschütten in einem Schweigen, das nun als Fels liegt auf meiner Sehnsucht und sie versteinert.

Ich ängste: ich habe mein Stichwort verpaßt. Und damit stürzte das ganze Spiel. Keine Brücke schlug sich über den Abgrund dieser entsetzlichen Stummheit. Und daß der eine Federball von den vielen aus der Bahn schnellte, das war nichts als die Folge davon. Die grauenhafte Magie von Ursache und Wirkung verwirrte uns tief und tiefer. So werden Kriege entfesselt, wußte ich.

Gewiß, ich tat unrecht. Aber wer will es mir nun zur Todsünde münzen?! Wer spielte nicht einmal, nichtwissend, Komödie mit seinem gemeineren Selbst? Müssen wir uns darum mit Haß strafen? Wir alle sind gekreuzigt, irgend einmal Masken zu schleppen. Aber wir müssen sie aufbrechen. Nur so kann der Frevel gesühnt werden. Ich habe dich gewiß einmal geliebt, — es ist tausend Jahre her, — und nun haben wir uns eine Sekunde lang gehaßt. Doch ich will, will das Eis aufschmelzen und meine Seele verkündigen. Das ist die Rettung.

Sie glauben mir nicht, Herr General? Es ist ein Brand entstanden. Wo? — Ich hätte das Irrenhaus angezündet? O nein, Exzellenz, ich tat es nicht. Es ist zu groß, als daß ein Sterblicher es in Flammen stecken könnte. Ich will nicht wieder in die Starre dieser Mauerneinöde gesperrt werden. Ich will nicht! Ich lasse das nicht zu! Nicht lebendig begraben unter so viel Lüge! Ich werde mich abschminken. — Ich werde erlöst sein!! Die Prinzessin — ich verteidige uns! — Der General wächst furchtbar auf. Er will mich erdrosseln — — — — Es wurde dunkler — — —.

Eine Flut von Fieberschauern umschäumte mich. Nachthimmel wogte herein. Das Fensterkreuz ragte als gespenstische Wehr wie über einem Grab. — Die Bilder von gestern kehrten mählich zurück und wurden zu gewisseren Umrissen, Wälder, die sich entnebeln. Eine Uhr hackte in den andämmernden Morgen. Ich wagte ein Lächeln.

Wenige Tage später strafte ich dieses Lächeln Lügen. Ich las, daß ein Schauspieler sich ertränkt habe. Ein Schwindel fiel über mich her. Ob es der General war? Oder der andere? Einer von beiden gewiß. Welcher? Ich erfuhr es nie. Es blieb eine Schicksalsfrage, ungelöst wie die Zukunft, der wir zuleben mit blinden Augen, tastend in die Mysterien unseres Selbst. Ich besann mich: Wie oft mögen die Schauspieler noch das gleiche Stück abrollen? Der eine, der sich für immer abschminkte, wird ersetzt werden; und wenn diese gingen, werden es andere sein — unterschiedene Masken, aber das gleiche Spiel.

TAGEBUCHBLATT

Von Anton Schnack

Drei Tage, zwei Nächte verrannen im Rachen
Der Zeit, die geht und pocht wie der Takt im Blut;
Drei Tage voll Himmel, voll Worte und Lachen,
Lärm auf den Straßen voll Menschenbrut.
Drei Tage voll Sinnen, voll Flüstern und Schauen,
Das Staunen wuchs groß im Blick meiner grauen
Augen, die blinzelnd die Frauen
Und alle Schönheit der Städte sehn.
In den drei Tagen lag vieler Winde Wehn,
Lag viel, das begraben um Stein und Geschirre,
In Fenstern glänzt, hinter Stirnen wohnt,
Lag Zucken und Schreien, lag rotes Geflirre
Der Lichter einer unendlichen Häuserfront. —
Zwei Nächte: Rauch hinter der Schale
Meines Gehirns, das in Zuckungen wühlt,
Viel Huren sah ich, viel fremde Gesichter,
Vergeilte, verrohte, verblaßte, zerfetzte,
Von Wahnsinn, von Narrheit, von Plattheit geätzte,
Und über allen das Spiel der Lichter . . .
Dann dies, dann das. Dann das letzte, dann Klingen
Zweier Seelen wie zweier Schalen voll Wein,
Die urplötzlich, geheim, in Scherben zerspringen;
Zweier Seelen: die eine ein Tier, die andre zu rein.
Dann verrann die Nacht, dann der Tag, und die Nacht fängt an
Zu verrinnen so wie die Verronnenen, und nichts bleibt da
Als die Lieder, die die Bläue meiner Seele sann,
Als sie in Einsamkeit hinter ihre Torflügel sah. —

ABEND

Von Anton Schnack

Abend, atmender; roter Pokal des Westens!
Aber bald tauchen alle Fenster zur Tiefe, um dunkles Blau zu schöpfen,
Unendliche Gewölbe bauen sich prächtig über hingeneigten Köpfen,
Die träumen: Sterne . . . Weibernacken . . . Blütenbüsche . . .
Straßen gehen durch das Glas . . . Wegweiser, weiße, leuchtend an den Kreuzungen . . .
Wäldernacht mit dem schwellenden Wehn der Wipfel . . . Steinbrüche . . . Grünes Wiesenmoor . . .
Mondbäche . . . Kleine Friedhöfe . . . aber da schattet ein Bauerntor
Mit erglänzenden Sicheln für die braunen Ackerflächen am Hügelhang —
Die Liebe ist losgelassen
Und zittert in den Gärten und wogt über die Weizenfelder;
Erde, der starke, wilde Zuhälter,
Duftet seltsam und hüllt alles in braune Süßigkeit . . .
Kleine Falter im Ried und das schwankende Licht der Leuchtkäfer,
Junge Sehnsucht ist roter Mohn geworden;
Alle Lilien sind Fleisch und flüstern mit heißen Liebesworten
Den schönen Sternen zu, die einsam sind . . .

DIE BEGEGNUNG MIT GINA

Von Anton Schnack

In ihrem Gesicht dies: Sterne, die Landschaft von Meran, ein Abend in Neapel, Gärten, Gewässer,
Glühende, goldene, mit gelben Fischen, Gewühl, Traumtiefe und Nacht, sehr hell gemacht von Mond;
Und ferner noch: der Glanz der Avenue, das Lächeln der Kokotten, Strandtage, blau am Meer und mittelländisch übersonnt,
Rauch, aufgesteilt, zerfasert, schwarz; in ihrem Antlitz: Wind aus Mirabellenhainen und Staub der Zimmetfässer. —
Ein Abend auch (in Südtirol), in Laubengängen Musik der Kaiserjäger, ich war dabei, ich ging vorüber, ich warf mit Rosen ins Gewühl, ich lachte laut, ich schwenkte meinen Seidenhut,
Sie auch, die dunkle, abenteuerliche, die übermüdete, die schwarze von Ägypten her, die in sich trug ein Blut,
Rot, voller Krankheit, ungeheuer heiß, ein Blut der Sinne, gärend, gierig, trunken,

Toll, brennend, und dies Blut in einem Leib, groß, schlank, sehr schmal und in den Hüften so:
Als fahre Wind durch Wiesen, nein, dunkler noch, durch reifes Sommerstroh —
Im Hintergrund war ein Gestirn in die Andunklung einer großen Nacht gesunken —
Dann Nacht und ich und dies Gesicht: vor einem Fenster, spiegelnd, und wie ein Blau auf Pergament, wie Licht auf Glas,
Wie Schatten, schwarz und scharf, grell ausgeprägt, und jenseits Gärten, ganz verwebt vom Samt
Der Dunkelheit und tief in Stille und ganz verleuchtet, silbrig von Fontänen; und also war der Grund,
Und vorn im Fenster wir, sehr spielerisch, so süß, vergoldet, theatralisch, groß, entfacht,
Und ganz mit dem beschäftigt: wie läge unterm Tuch die Haut, und dann auch dieses noch und das:
Wie wölbte sich das Knie?, hellrosig-rot?, wie glühe Flaum der Achsel?, goldbronzen, kupferig geflammt?
Wie böge sich Leib dicht bei Leib, gewölbt, gestreckt, und ganz umhüllt vom märchenhaften Blau der Südlandnacht? . . .

DAS WELTBEWUSSTSEIN UND DIE KUNST DES PRIMITIVEN MENSCHEN*)

Von Eckart v. Sydow

Wir sind es seit Rousseau gewöhnt, als Folge einer jeden Über-Zivilisation und Über-Kultur eine Reaktion für selbstverständlich zu halten: die Neigung zur Primitivität des Lebens. Vielleicht ist dieses Phänomen nicht so allgemein, daß man wirklich eine Gesetzmäßigkeit kultureller Entwicklung daraus ableiten könnte, — doch stellt es sich heute wieder mit ungeheurer Stärke ein. An allen Ecken und Enden unserer Kunstausstellungen sind es Typen primitiver Menschlichkeit, die uns umringen. Literarische Eideshelfer stellen sich ein: Worringer deutete eine Theorie der primitiven Geistigkeit an, — unter dem lebhaften Beifall der Zeitgenossen — und er bringt das primitive Weltbewußtsein in engsten Zusammenhang mit der abstrakten, geometrisierenden Kunst, als dem künstlerischen Ausdruck anfanghafter Menschlichkeit. Wer die Neue Zeit als sich gemäßes Schicksal fühlt, muß sich mit Worringer auseinandersetzen, dessen Auffassung des primitiven Lebensgefühles eine so ganz andere ist wie die früherer (etwa Rousseauscher) Generationen.

Bis zu Worringer herauf meint man mit dem Typus des „Primitiven" den in paradiesischer Unschuld und Unkompliziertheit heranwachsenden Naturmenschen, — ein großes Kind voll Arglosigkeit und Naturvertrauen. Worringer zeichnet einen ganz andersartig primitiven Menschen. Am Anfang, meint er, stehe die menschliche Seele der Außenwelt ratlos und verwirrt gegenüber; sie sieht sich vor einer rätselhaften Welt, deren Gesetzlichkeit ihr unklar und ein drückendes Problem ist. Ein Abgrund klafft zwischen Menschen und Welt. Wo auch immer der Mensch die Wirklichkeit berühren mag: der Eingriff in ihr Getriebe mißlingt ihm, da er den gesetzmäßigen Zusammenhang der Erscheinungen nicht begreifen kann. Das Gefühl, das ihn darum beherrschen muß, ist: Angst! Die Gottheit ahnt er als absolut Überweltliches, als dunkle Macht hinter den Dingen. So findet der Mensch auch bei ihr keine Rettung vor dem wilden Treiben der Wirklichkeiten und lebt auch als religiöser Mensch im Zustande „metaphysischer Verängstigung".

Nun beginnt die Rolle der primitiven Kunst klar zu werden: vom Leben und von der Gottheit verängstigt, sucht der Primitive im künstlerischen Werke „das Leblose, weil aus ihm die Unruhe des Werdens eliminiert und eine dauernde Festigkeit geschaffen ist." Der primitive Mensch geht aber aus „von der starren Linie in ihrer lebensfremden abstrakten Wesenheit", um eine von jener verwirrenden Lebensvorstellung freie Gesetzmäßig-

*) *Vergl. als Literatur: W. Wundt: „Elemente der Völkerpsychologie", Schurtz: „Urgeschichte der Kultur", Große: „Anfänge der Kunst", Preuß: „Die geistige Kultur der Naturvölker", besonders Lévy-Brühl: „Les fonctions mentales dans les sociétés inférieures", (ferner Vierkandt: „Anfänge der Religion und Zauberei" im Globus 1907, Stephan: Südseekunst", A. C. Haddon: „Decorative Art of British New-Guinea" usw.*

keit zu erzeugen. So wird die abstrakte Linie für diese Theorie zum Ausdruck des „Erlösungsbedürfnisses“ aus Zerrissenheit und Freudlosigkeit heraus. — Die Kunstgeschichte muß sich dieser Psychologie beugen: an ihrem Anfang steht die Ornamentik, erst nach ihrer Konstruktion ging der Mensch an die Auffassung der Wirklichkeit. — Aus der gemeinsamen Wurzel dekadenten Weltgefühles läßt Worringer verschiedene Bäume der ornamentalisierenden abstrakten Kunst hervorwachsen: die nordische Ornamentik, den romanischen und schließlich den gotischen Kunstwillen, — eine „erhabene Hysterie“ voll „Zerrissenheit und Friedlosigkeit“.

Man möchte meinen, daß diese ästhetische Kunstgeschichtsdogmatik Worringers nicht einmal in sich folgerichtig sei. Denn wenn die abstrakte Kunstwelt den Gegenstoß darstellt gegenüber der Ängstigung durch die Außenwelt, — woher stammt dann das „Fieberhaft-Zuckende“ der nordischen Kunst? Sollte man nicht von ihr eine ganz beherrschte Kunstübung erwarten? Aber sehen wir von dieser häuslichen Zwistigkeit logischer Dialektik ab! Wie sind die Tatsächlichkeiten?

Es ist von vornherein erstaunlich, daß Worringer so selten, fast versehentlich, Quellen-Belege für seine Thesen zitiert. Entweder, so muß man schließen, ist er die größte Autorität auf diesen Gebieten, — oder aber es handelt sich um Kombinationen ohne Beweismöglichkeiten. Leider ist die zweite Interpretation die richtige!

Denn die Einstellung des allgemeinen Wertgefühles dem Dasein gegenüber wird von den Sachkennern allgemein für den primitiven Menschen als entgegengesetzt der Worringerschen Behauptung formuliert. „Die Zufriedenheit“ sagte W. Wundt, ist „der hervorstechendste Charakterzug der Primitiven“; oder, wie Schurtz sich ausdrückt, „...was die Naturvölker am schärfsten von uns unterscheidet, ... das ist das Gefühl ruhiger, stumpfer Zufriedenheit, sorglosen Frohsinns...“ Die äußeren Lebensumstände sind in der Tat meist derartig günstig, daß der Trieb des Willens zur Macht und zur Ausbildung von konsequenten Herrschsuchts-Instinkten gar keinen äußeren Anstoß findet. Der Naturzustand kann als ein „Friedenszustand“ bezeichnet werden. Die soziale Schichtung hat geringe Unterscheidungen, so daß auch die uns so beunruhigenden gesellschaftlichen Kämpfe fehlen. Solche Gleichförmigkeit der Innenwelt und der äußeren Existenzbedingungen bringt eine unüberwindliche Tendenz zum Beharren mit sich: Primitive sind Philister, — Menschen, in deren Stillstand System liegt. — Und die mannigfaltigen Reisebeschreibungen bis Gauguin herauf rühmen übereinstimmend den sozusagen idyllischen Charakter der primitiven Völkerschaften, der sich gründet auf „jene einfache Harmonie mit den natürlichen Bedingungen, die dem primitiven Menschen das Leben so leicht machen“. Und ein gewisser Kommunismus der Nahrungsmittel nimmt dem wechselseitigen Verkehr den letzten, in unserer Kulturwelt auch vom Zufriedensten noch gespürten Stachel des Daseins.

Das Egozentrische der modernen Kultur ist noch nicht da: alles fließt mit allem irgendwie zusammen. Denn wenn Worringer von einem schroffen Dualismus spricht, der zwischen Subjektivität und Objektivität der primitiven Geistigkeit klaffe, so irrt er sich in der fundamentalsten Angelegenheit dieser Problematik.

Es existiert der Unterschied, den wir heute zwischen Ich und Umwelt machen und in welchem alles, was mit dem sogenannten Dualismus zusammenhängt, wurzelt, für den Primitiven gar nicht! Denn das Denken der Naturvölker ist überhaupt nicht wissenschaftlich: analysierend und dann synthetisierend, sondern es ist synthetische Intuition. Der „Wilde“ lebt in einer ursprünglich-mystischen Welt. Das mystische Erleben der Wirklichkeit ist ja ein solches, welches die Dinge dieser Welt aus ihrer Gestaltung, die dem modernen Menschen als entfaltete Vielfältigkeit erscheint, wieder in die Einheit zurückruft, — vielmehr sie als solche auffaßt, die sich noch gar nicht zu so strenger und materialisierter Härte vereinzelt haben, wie wir dies annehmen. Das Prinzip der primitiven Denkerlebnisse ist die Identität der lebendigen Einheit. Diese Einheit ist keine abseits der Wirklichkeit im Jenseits lebende Gottheit, sondern ein

Leben, dessen Ausstrahlungen die Dinge sind; aber auch nicht so, als ob es eine Zentralsonne gäbe, deren Strahlenspitzen sozusagen die Erscheinungen wären, sondern so: daß die Welt als eine Totalität, als eine Ganzheit erlebt wird, in welcher das Einzelne verhältnismäßig belanglos ist. So ist etwa die Auffassung des Nacht- oder Tag-Himmels als eines Ungeteilten, Ganzen früher, als die Erkennung des einzelnen Gestirns. Man könnte etwa sagen: der Primitive glaube an die Allbeseelung der Welt. Und zwar so merkwürdig stark ist ihm dies Erlebnis zu eigen, daß Lévy-Brühl hierin das Grundgesetz der „Participation" fand: „Die Objekte, die Wesen, die Erscheinungen können (in einer für uns unbegreiflichen Art) zugleich sie selbst sein und etwas anderes als sie selbst. In einer nicht weniger unbegreiflichen Art äußern und empfangen sie Kräfte, Vermögen, Eigenschaften, mystische Handlungen, welche sich außerhalb ihres Seins bemerkbar machen, ohne doch aufzuhören, in ihnen zu sein." Für den Wilden ist also die Welt gleichsam ein ruhiges Fließen geistiger Aktivitäten, aus welchem in dünner Oberflächlichkeit das individuell Erscheinende aufschäumt.

Die Folgen dieser merkwürdigen Einstellung zeigen sich überall. Jedes Ding — auch das handwerklich Hergestellte — wird als ein Wesen gefühlt, das einer wirklichen Handlung fähig sei. Hier wurzelt innerlichst der Konservativismus der Naturvölker: wie kann man bei der Herstellung neuer, andersartiger Dinge wissen, welchen (vielleicht verderblichen) Einfluß sie auf die Menschen auszuüben vermögen?! — Was für uns eine bloße Wahrnehmung ist, trägt für die Wilden den Charakter eines Verkehrs mit verborgenen Geistern, von denen sie sich umringt fühlen, ohne daß dies ihnen (wie uns) als etwas Übernatürliches erschiene. So verwischt sich denn auch der uns geläufige Unterschied zwischen Mensch, Tier und Pflanze in einer höchst frappierenden Art und Weise. Der Totenglaube wurzelt hier: der Glaube an die innerliche Einheit einer Gruppe primitiver Menschen mit einer Tiergattung, Pflanzenart oder einem anorganischen Naturobjekt.

Es bildet dieses mystisch-magische Weltbewußtsein die Grundlage der primitiven Geistigkeit und lenkt alle und jede Äußerung ihres Lebens.

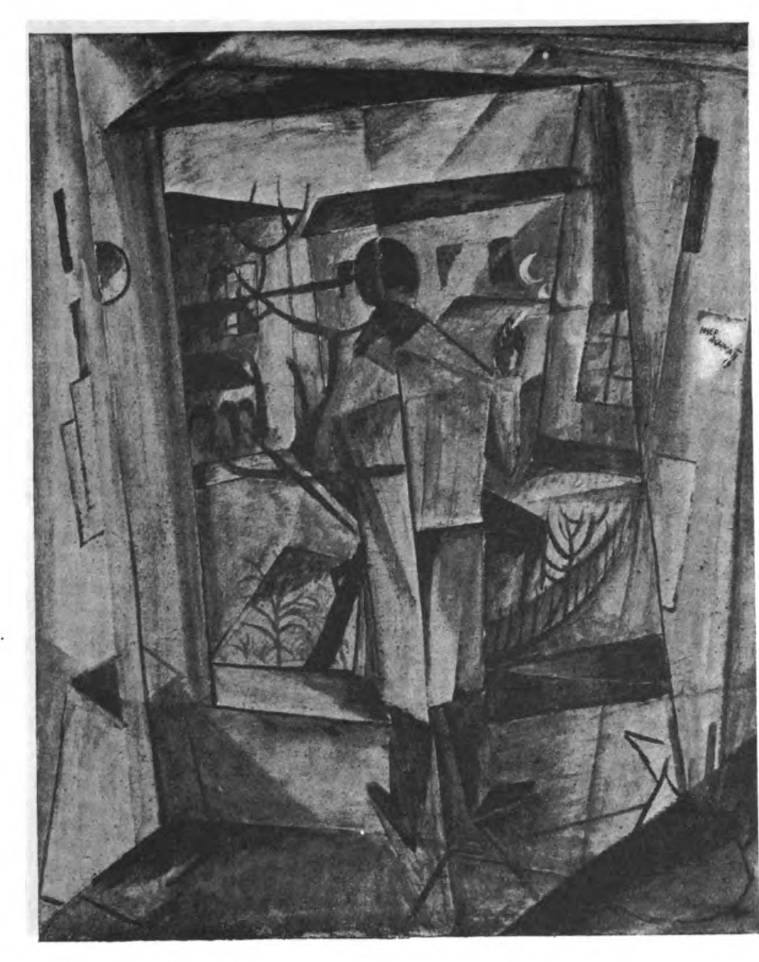
Wir möchten gern vom mystischen Welterlebnis der Naturvölker aus die formalen Eigenschaften ihrer Kunst begreifen. Doch stellen sich bald eigentümliche Schwierigkeiten dem entgegen. Freilich: eine Eigenschaft wächst wohl konsequent aus jener unmittelbaren Metaphysik in das Kunstwerk hinein: der Mangel an perspektivischer Darstellungsfähigkeit. Perspektive bedeutet doch Individualisierung der Einzelheiten, ihre Unterscheidung im Raume, ihre Anerkennung als Selbständigkeiten realer Art. Fehlt diese Anerkennung, fehlt jene Unterscheidung, — muß dann nicht das Flächenhafte des Kunstwerks die logische Folge sein?! Primitive Kunst bedient sich der zeichnerischen Silhouette.

Aber sonst scheinen die Naturvölker in ihrer Kunst so großen Schwankungen zu unterliegen, daß von einer Einheitlichkeit zunächst nicht die Rede sein kann. Denn gerade die wirtschaftlich tiefststehenden Jägervölker und Fischerstämme der Buschmänner und Eskimos haben eine zwar konventionelle, aber doch naturalistisch-konventionelle Silhouettierungskunst, die vor ziemlich komplizierten Darstellungen, wie der einer Walfisch-Jagd usw., keineswegs zurückschreckt. Eine Parallele zu dieser paradoxen Tatsache zeigt die große Menschheits-Entwicklung. Denn in der frühen Steinzeit sind es ebenfalls nomadenhafte Jägervölker, die eine stark naturalistische Kunst haben, während die abstrakte Stilisierung erst später bei seßhaften Völkern auftritt.

Höher stehende Naturvölker des stillen Ozeans erst sind im Besitze geometrisierender Linienführung und symbolisierender Darstellungsfähigkeiten. Die mehr oder weniger übereinstimmenden Angaben dieser Eingeborenen zwingen dazu, in zahllosen Arabesken, die man früher für reine Ornamente gehalten hatte, naturalistische Motive zu entdecken, wenngleich eine exakte Interpretation auf die unüberwindliche Schwierigkeit verschiedenartiger Auslegungen ganz gleicher Muster stößt; so hört man etwa gerade Linien als See bei Regenfall und Windstößen oder als Fasernetze oder als Korallenäste bezeichnen. Und doch behaupten die Ein-

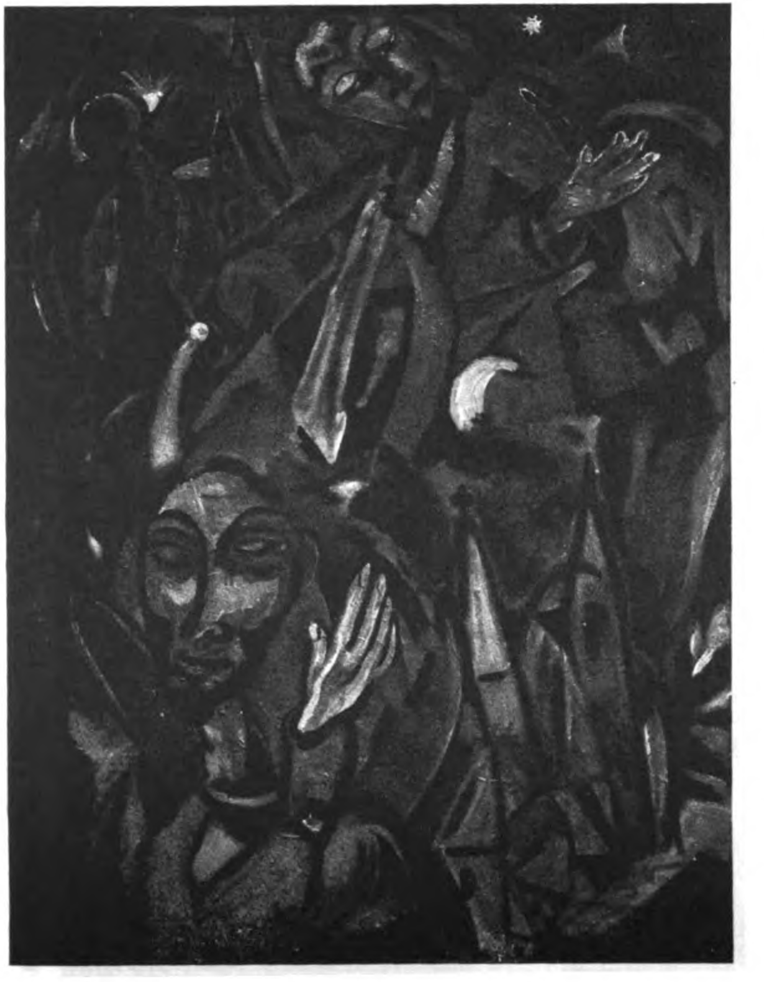


MAX BURCHARTZ: Flucht nach Aegypten
Mit Erlaubnis der Galerie Flechtheim, Düsseldorf





JOSEF ACHMANN: Am Fenster



OTTO GLEICHMANN: Symphonie



SCHMIDT-ROTTLUFF: Grünes Mädchen



OTTOLANGE: Volkslied



C. v. MITSCHKE-COLLANDE: Mein Sohn



KURT SCHWITTERS: Bild Iga-Lo



WILL HECKROTT: Der Kuß

geborenen, daß sie nachahmten! Das magische Denken mit seiner unmittelbar synthetisierenden Intuition mag hier eine Brücke bilden, da die Grenze zwischen den einzelnen Wirklichkeiten (in unserem Sinne!) für den Primitiven noch nicht existiert.

Dann treten aber wiederum bei den Negerstämmen von Benin so stark naturalistische Darstellungen von Menschen und Tieren auf, daß jede Gesetzlichkeit hinfällig zu werden droht.

Freilich nur droht. Denn schließlich überwiegt doch die Geometrisierung innerhalb der primitiven Kunstübung quantitativ so stark, daß man sie doch im allgemeinen als Kennzeichen hinstellen darf.

Und, was noch viel wesentlicher ist: die Anfänge der Kunst aller jener Kulturvölker, die es „zu etwas gebracht haben", bezeugt die Einstellung ins Geometrisch-Abstrakte und Un-Perspektivische. Hier ist eine viel größere Einheitlichkeit sichtbar, als bei den heutzutage als primitiv bezeichneten Naturvölkern, in der Stufe der „archaischen Kunst". Ob wir hier die alten Germanen oder Ägypter oder Griechen und Babylonier nehmen, der Grundtypus dieser Anfangskunst bleibt derselbe: ohne Perspektive mit strenger Schematik der Linienführung. Zur Interpretation dieser Frühkunst aus dem noch jetzt nachprüfbaren Weltbewußtsein der Naturvölker haben wir wohl das Recht. Dann aber lautet die Auslegung, zu der wir gezwungen sind, gerade entgegengesetzt der Meinung Worringers: mystisches Welterleben der Wirklichkeit dokumentiert sich in ihr! Keine Angst, sondern Ruhe! Keine Zerklüftung, sondern Einheitlichkeit! Keine Subjektivität, sondern Intuitivität!

Wo aber geschieht heute in moderner Welt-Zeit der Durchbruch abstrakter Tendenzen? Welches Volk gebiert sich neu? In russischem Geiste erwuchs die neu-europäische Religiosität: Dostojewski und Tolstoi! Aus russischer Künstlerschaft erhub sich die Sehnsucht zur reinen Arabeske als Ausdruckskunst: Kandinsky! In russischem Lande wird die Bekämpfung der beiden größesten Plagen der Menschheit am konsequentesten geführt: des wirtschaftlichen und des politischen Despotismus! — Und nun: ist nicht der russische Geist die Zufluchtsstätte mystischer Geistigkeit aller ihrer Arten und Ab-Arten? So schließt sich, scheint es, auch von dieser Seite her der Kreis des Beweises: in abstrakter Kunst dokumentiert sich äußerlich das mystische Welt-Bewußtsein.

„NOTRUFE", APHORISMEN*)

Von Friedrich Schwangart

I.

Abhandlung oder Aphorismus?

Der Aphorismus, wie ihn Nietzsche gepflegt hat, ist das Instrument für Denken aus Zwang, Leidenschaft, Fülle, produktives Denken, — in unserer gesamten Prosaistenzunft dagegen herrscht die Abhandlung, deren Apparat und Zeitaufwand dem vereinzelten Gedanken dient, — auch als Serienroman, Seriendrama eines Schriftstellers, als Serien-Abhandlung, einzige eines Gelehrtenlebens, über eine einzige Idee, ein System. Sie ist Instrument und Bedürfnis ärmlicher Produktion, einer mehr reproduktiven Geistesrichtung, reflektierender Geister. Ihr Recht hat sie da, wo zusammengefaßt, zurückgeblickt werden soll, und in der technischen und experimentellen Literatur.

Auch soeben, während sich die Ereignisse überstürzen, Instinkte um das Steuer ringen, Zufall als Schiedsrichter über Kultur sich meldet, Einblick, Einblick fürchterlich nottut, — auch da bewegt sich der Zeitgeist durchwegs in Abhandlungen (Aufsätzen); die führenden Zeitschriften bleiben apnoristischen Aussagen streng abgeneigt. Ihnen soll auch das Volk reif werden für den Apparat, — oder sich genügen lassen mit Schlagworten. Die himmelhohe Gefahr, — sieht man sie nicht? —

Der Aphorismus, den Nietzsche den Deutschen schenken wollte, bringt zur Begründung seiner Aussage mit, was dazu nötig ist. Er verdankt sein Dasein der Gabe des Einblicks, — sein Verfahren ist, das Ereignis des Einblicks nach Menschenvermögen getreu zu vermitteln. Seine Güte bestimmt sich nach der seiner Aussage und nach seiner

*) Die „Notrufe" werden im Augustheft fortgesetzt.

Treue in der Spiegelung des Einblicks. — Was jetzt sich „aphoristisch" gibt, ist in der Regel Alltagserfahrung, Auszug aus der Abhandlung, Witzwort.

Gefahren der Abhandlung: Zeitverlust der Kultur, Ermüdung edler, Zuflucht und zünftiges Versteck armer Geister, Schutz gegen „ungebildete" und ungeduldige — beides die besseren — Leser.

Abhandlung oder Aphorismus? — Das Schicksal stellt euch die Frage.

Einfachheit.

Nichts kann die Unsrigen mehr befremden als Einfachheit. — Gedanken, die restlos aussagen, — Dichtungen, die nichts zu erraten lassen, sind den Menschen der Mode wie unverständlich.

Zuerst werdet einfach! —

Und doch haben sie eine einfache Praxis: Ihr nächstbester Gedanke gilt ihnen als wahr, — und eine einfache Methode: der Analogieschlüsse auf bedachtlosen Voraussetzungen, — und eine einfache geistige Struktur: Ohne innern Konflikt. — Gemeinverständliche Belege zu alledem: Politische, wirtschaftliche Ansichten, öffentliche Meinung im letzten Krieg.

Zuerst werdet zwiespältig! —

Kritik am Systematiker.

Wir Systemlose suchen bei Systematikern der Weltanschauung systemlose Äußerungen, suchen dort nach dem, was jenen beiläufig, nebensächlich war. Wir bekennen frei, daß Feindseligkeit uns dazu treibt und fordern dafür Glauben mit der Behauptung, wir suchten auch nach Werten.

Im angesehenen Systematiker offenbart sich, wo er die Einheitsidee seines Lebens beiseite setzt und freien Eindrücken antwortet, oft ein schmächtiger Geist; wir wissen, so verrät sich sein wahrer Rang, wissen wohl um diese Gefahr für Systemmenschen. Uns lockt Schadenfreude.

Wenn wir diese Methode empfehlen, tun wir es auch der Wissenschaft zuliebe. Die Wissenschaft gewänne damit einen besseren Maßstab und ein Schutzmittel gegen Voreingenommenheit.

Drittens suchen wir also auch nach Werten. Denn wir lieben die Überraschungen, die uns Gegnern verwandt machen, suchen Entdeckungen, wo wir einmal Wahrheit entdeckten, aus Liebe zur Wahrheit.

Verelendung.

Marx und Engels sahen ihre Schützlinge in argloser Verfassung dem eingefleischten Gewinninstinkte und der unabänderlichen Brutalität des Kapitals gegenüber, — sahen sie Phrasen zum Opfer fallen, von der Einsicht oder Großmut der Herren Erleichterung hoffend, — und sie sahen zugleich die Sehnsucht ihrer Schützlinge auf ideale Güter gerichtet. Rettung sahen sie nur in der Aufklärung der Ihrigen über die Notwendigkeit einer materiellen Grundlage der Abwehr, über den Machtcharakter des Problems, und sie meinten, vor einer Erziehung der Ihrigen zu ähnlichen Instinkten, wie sie den Unterdrücker beherrschten, nicht zurückschrecken zu dürfen. In der Tat blieb wohl keine Wahl.

Marx und Engels erhofften die Rettung des Proletariats und den Kommunismus vom Zusammenwirken dieser Erziehung mit der fortschreitenden Verelendung einer materialistisch geschulten Überzahl. „Die Akkumulation von Reichtum auf dem einen Pol" war ihnen „zugleich Akkumulation von Elend, Arbeitsqual, Sklaverei, Unwissenheit, Brutalisierung und moralischer Degeneration auf dem Gegenpol. Der Pauperismus entwickelte sich noch schneller als der Reichtum." Die Bourgeoisie sollte „unfähig sein, ihrem Sklaven die Existenz selbst innerhalb seiner Sklaverei zu sichern".

In Wirklichkeit kam es anders: erstens kamen die proletarisch Gesinnten nicht zur Majorität. Zweitens bequemte sich das Kapital, unter dem Druck der Proletarier, die, materialistisch aufgeklärt, sich zur Durchsetzung materieller Forderungen organisierten, zu Zugeständnissen, die der Verelendung des Proletariats vorbeugten. Der materiellen Verelendung. Drittens wurde auch der geistigen vorgebeugt, insoweit, daß sie nicht zur Unwissenheit gedieh. Dies besorgten die proletarischen Führer. Ihnen wie denen der Bourgeoisie war „Wissen Macht". Man traf sich in der Wissenskultur. Die proletarische pflegte andere Ge-

biete, an Umfang wurde sie der des kapitalistischen Durchschnittes mindestens ebenbürtig, dafür sorgte ein redlicher Bildungshunger.

Doch es erstand eine andere, eine unverhoffte Art Verelendung: Die seelische. — Sie beherrschte das Kapital vor Marx und Engels, — im Proletariat war sie die unverhoffte Folge materialistischer Schulung. Die gleichsinnige Orientierung von Kapital und Proletariat machte die seelische Verelendung allgemein. Die große Mehrzahl beider Schichten verzichtete offiziell auf höhere Kulturansprüche, als gemeinsamer Gewinn zu winken schien, mit diesem Kriege. Alle Befreiungsgedanken waren tot. —

Eine Epoche der Herzensbildung und Persönlichkeitswerte haben wir eher in der proletarischen als von der bürgerlichen Schicht zu erhoffen, — denn die proletarische ist erst jüngst verdorben, darum nicht so gründlich, und die ethische und geistige Verderbnis zur Präponderanz des Gewinntriebs und Gewinnsinnes in den Individuen wird beim Proletariat nicht eingezüchtet, Ausleseergebnis sein wie beim Bürgertum; auch war in der Erziehung des Proletarats immer noch mehr Ernst und Tiefe: Man vergleiche nur bürgerliche und sozialdemokratische Feuilletons! — Ferner kann nur das Proletariat Ernst damit machen, den Gewinnanreiz als beherrschende Triebkraft, eine Hauptursache aller Entartung, zu beseitigen. — Darum bleiben die kommunistischen Ziele kulturell notwendig trotz der seelischen Verelendung im Proletariat.

Nur bedarf es einer schleunigen Umwendung zu höheren Erziehungszielen. Das wird nicht begriffen Volkstümliche Organe, die bis vor der Katastrophe in richtigem Empfinden Seelenwerte pflegten, gehen grundsätzlich zu rein wirtschaftlichem und politischem Inhalt über, weil wirtschaftliche Not jetzt vordringlich sei und weil eine Entspannung des Machtwillens ihrer Massen zu befürchten ist: in Tagen, in denen breite Massen im Proletariat, mit Berufung auf das böse Beispiel der anderen, kapitalistisch auftreten, mit Lohnforderungen um nächsten persönlichen Vorteil! — — In Kriegszeiten konnte man unter Vertretern bevorzugter Klassen zuverlässig den Kennspruch provozieren: „Sie wissen wohl gar nicht, daß Tausende heutzutag ohne Philosophie durchs Leben kommen“, — eine gleichwertige Bemerkung, gleichfalls zu wiederholten Malen, habe ich unter Proletariern gehört: „Wenn sie die Gelegenheit von Kriegsgewinnlern gehabt hätten, dann hätten sie ‚natürlich‘ geradeso gehandelt.“ — „Natürlich ist hier ganz kapitalistisch empfunden, und es ist höchste Zeit zu andern Zielen, wenn die Bewegung sich noch gegen den Gewinnanreiz richten und der Verderbnis entgehen soll. Wir befürchten jetzt die Alternative: direkter Rückfall in alte Zustände — Besitzwechsel und Rückfall.

Beiläufigkeiten bei den großen Kommunisten.

Engels beargwöhnte den Willen zum System. „Seit einiger Zeit schießen in Deutschland die Systeme der Kosmogonie, der Naturphilosophie überhaupt, der Politik, der Ökonomie usw. über Nacht zu Dutzenden auf. Der kleinste Doktor Philosophiae, ja selbst der Studiosus tut nicht mehr unter einem vollständigen System.“ (Friedrich Engels, „Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft“, Vorwort zur ersten Auflage.)

Einen Schritt weiter und dem größten „Doktor Philosophiae“ das Recht bestritten, — und Engels war in dieser Sache bei uns.

Marx und Engels, Kommunistisches Manifest, predigten im letzten Satz ihrer Schlußfolgerungen einen Individualismus. „An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen tritt eine Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist.“ — Unsere Fassung hätte gelautet: Die freie Entwicklungsmöglichkeit für alle wird die Vorbedingung der freien Entwicklung des einzelnen sein, — an die Stelle des alten bürgerlichen Subjektivismus trete der kommunistische Individualismus. Daran hätten sich die individualistischen Forderungen an den Kommunismus anzuschließen. Geltung der bedeutenden Persönlichkeiten als des Mittels zum Aufstieg wäre das Ziel.

ZU DEN BILDERN DES HEFTES

Es sind Reproduktionen nach Bildern, die in diesem Augenblick auf der ersten Gäste-Ausstellung der Dresdner Sezession „Gruppe 1919" zu sehen sind. Einen Überblick über die sehr verschieden geartete künstlerische Ausdrucksweise der einzelnen Mitglieder der Dresdner Gruppe gab schon das Märzheft des vorigen Jahrganges der Zeitschrift. Die Werke der Eröffnungsausstellung der jungen Dresdner sind jetzt in der Freien Sezession in Berlin zu sehen. Die Berliner Presse war oder tat so, als wäre sie aufs tiefste beleidigt oder, des steten Gereiztwerdens müde, umrankte sie die zu berichtende Tatsache, daß die Gruppe 1919 den besten Teil des Gebotenen darstellte (außer den Werken von Kokoschka, Feininger, Schmidt-Rottluff) mit ein paar Floskeln, Presseblüten am Grabe der Wahrheit. Es war lustig zu sehen, wie die Herren immer noch so taten, als wären Berliner Meinungen gültige Heiligsprechungen oder tötender Bannstrahl. Soll man es ihnen immer wieder sagen, daß, wie schon früher, so jetzt erst recht kein kultivierter Europäer ihr Wohlwollen oder Mißfallen als irgendwie belastend für den weiteren Lebensweg, geschweige denn als beachtlichen Wertmesser für ernsthafte Leistung, betrachtet? Werke von künstlerischen Persönlichkeiten wie Gela Forster oder Lasar Segall erheben nicht den Anspruch, sich zum erstenmal da öffentlich begutachten zu lassen, wo alle Erkenntnis zu spät eintraf. Mit Spreewasser getauft zu sein und einen Namen erhalten zu haben, ohne daß nicht vorher schon anderenorts Vorläufer Prophetie betrieben und den Namen laut genannt hatten, kann sich wohl kein Besonderer der jungen Kunst rühmen. Wohl aber allerlei Mitläufertum und geschickte Herrichter, die schließlich reizlose Versager werden. Die neue Dresdner Ausstellung bietet als Gesamtbild das dar, was bald das Bezeichnende aller expressionistischen Ausstellungen Deutschlands sein dürfte: trotz schlechteren Wiederholungen besserer Vorbilder ein durchschnittlich über Dutzendleistung hinausragendes Niveau und darüber noch einiges Bedeutende. Man hatte gut und gewissenhaft gewählt, die Gäste ihr Bestes darbietend. Es war immerhin interessant, eine Ausstellung zu durchschreiten, die nicht von der Absicht geleitet war, mit ein paar „großen Kanonen" von vornherein Stimmung für sich zu machen, dem schreibenden Kunstsnob und den feindlichen Parteiphilistern die Gelegenheit zur grundsätzlichen Opposition zu rauben. Künstler wie Kokoschka, Klee, Nolde, Kirchner sind nicht vertreten. Nun mag der Biedermann das Übermaß einiger Erscheinungen, an die er noch nicht zu glauben wagt, ruhig beklopfen und ihnen das Übliche wohlwollend-nörgelnd hinterrücks anhängen. Daß der Expressionismus kein Kunststil ist, kein Symbol eines vollkommen organisierten Wesens unseres Daseins, ist evident. Er hat vielerlei „Richtung". Wo hinaus? Die Frage wird beantwortet sein, wenn die in der Umbildung begriffene Menschheit die Kunst ihrer Sonderexistenz entheben und sie einfügen wird in die Bedürfnisse des täglichen Lebens. Es gilt, manches Vorurteil und viel Aberglaube zu zerstören.

BÜCHERBESPRECHUNG

PAUL WESTHEIM: „Die Welt als Vorstellung", Verlag G. Kiepenheuer, Potsdam-Berlin. — „Oskar Kokoschka", Verlag G. Kiepenheuer, Potsdam-Berlin.

Diese beiden Bücher werden viel gelesen werden. Sie sind wichtig in einer Situation, die einerseits Innerlichkeit verschenkt, wie man noch kürzlich „Stimmungen" kredenzte, bloß aus anderen Schläuchen, und die es andererseits ablehnt, artistische Forderungen zu stellen, um noch einmal die, die es angeht, glauben zu machen, es gäbe neben der güterproduzierenden europäischen Gesellschaft, zwischen ihren Interessengemeinschaften, noch eine Zunft, die Genossenschaft der Kunstbetreibenden, welche es ablehnen darf, daß an ihre Einzelleistungen die Frage nach ihrer Brauchbarkeit, ja überhaupt nach der Notwendigkeit der Mehrzahl der auf den Markt gesetzten Produkte gestellt wird. Das Buch Westheims von der „Welt als Vorstellung" ist heute für die Kunstkonsumenten, für das Publikum vielleicht das nötigste Buch. Heute, da der Expressionismus überall das Erbe der alten Sezessionen antritt, sich häuslich einnistet und da es bald keinen Dorfschullehrer mehr geben wird, der sich nicht an seiner Problematik den Kopf zerbrochen hat, kann das Buch schon den Anspruch erheben, all das wirklich Bewegende und Bewegte zusammengefaßt zu haben, was am Beginn der Umwälzung stand, diese hervorrufend. Unter dem allgemeinen Gesichtspunkt eines Weges zur Kunstbetrachtung, der, als wie zu seinem natürlichen Ziel, bei den Resultaten des Expressionismus landet und von seinen Monumenten aus Rückblick und Ausblick in die Welt der Kunst, die Welt als Vorstellung, geben will, werden die paar Namen genannt und wird auf die Schöpfungen derer hingewiesen, die bleiben werden, — wenn die bewußte und kecke Selbstzerstörung radikalster Oppositioneller zur Auflösung des „historischen Expressionismus" das Nötige beigetragen haben wird und der große Rest, seine Fälligkeit einsehend, zu nützlicherem Handwerk zurückgekehrt sein wird, — oder gar, einen schlechten Ausgang der guten Sache bereitend, den Markt durch Unterangebote und Reklame noch einige Zeit ermuntert. Doch wir wollen ja bessere Zeiten! Es ist fein und erstaunlich, wie Westheim die sich ihm Anvertrauenden vom Allgemeinen ins Besondere führt, von der „Kunst", diesem bald zum Tagesgespenst gewordenen Begriff, zum Kunstwerk, der höchst lebendigen und lebenspendenden Realität aus der Welt der Objekte.

Im Buch „Oskar Kokoschka" zeigt der Verfasser, der diesem wirklich bedeutenden Schaffenden Helfer sein will, „Helfer in dem Sinne, daß das geschriebene Wort die Welt, für die er vor allem schafft, die Mitlebenden, die im eigentlichsten Sinne Publikum sind, aufrüttele" — nach seinen eigenen Worten — „wie überhaupt Malerei und wie auch heute noch Malerei wird". In klaren und doch höchst bewegten Linien ersteht der Umriß einer Künstlerpersönlichkeit, die nicht einzureihen ist in die Gruppen des Betriebes. Es wird ein Werk gezeigt, das, trotz seiner fast absichtlichen Ausschließlichkeit gegenüber dem Stilwillen einer nun kompakt anrennenden Phalanx, zu überindividueller Norm gelangt. Weil Erlebnis aus den Worten spricht, ein Nahes in den Dingen, um die es sich hier handelt, wird das einzelne Werk zum Beweis der Existenz einer Persönlichkeit auch für den, der ihre Zeichen zum ersten Male sieht. Wie aus der Einzigkeit Kokoschkas sich Beständigkeit ergibt und Symbol eines Allgemeinen, ist aufgedeckt worden. Es gibt nur weniges über Künstler Geschriebene, das neben so viel Liebe auch so viel Verantwortung trägt. H. Z.

BERICHTIGUNG: Seite 52, Zeile 23, rechte Spalte im Juniheft muß beginnen: Picasso hat Negerplastik... (Theodor Däubler: Gela Forster).

VERLAG NEUE SCHAUBÜHNE

(DRESDNER VERLAG VON 1917)

DRESDEN-A. 20, Robert-Koch-Straße 9, Fernspr. 19747, Postscheckkonto Leipzig 34469.

DIE NEUE SCHAUBÜHNE

MONATSSCHRIFT FÜR BÜHNE UND DRAMA

Schriftleiter: Hugo Zehder

Halbjährlich Mk. 9.— Einzelheft Mk. 1.80

Heft 1—3 (werden einzeln nicht abgegeben) Mk. 9.—

MITARBEITER

Adolf Behne, Max Brod, Erh. Buschbeck, Theodor Däubler, F. K. Delavilla, Dietrich, Kasimir Edschmid, Alb. Ehrenstein, Herbert Eulenberg, Iwan Groll, R. Groetzsch, Alfred Günther, Maxim. Harden, Walter Hasenclever, Karl Hauptmann, Max Herrmann-Neiße, Camill Hoffmann, Arthur Holitscher, Herm. Kasack, Rudolf Kayser, Alfred Kerr, Herm. Kesser, Oskar Kokoschka, Paul Kornfeld, Herbert Kühn, A. Rudolf Leinert, Rudolf Leonhardt, Heinrich Mann, Leo Matthias, Wilh. Michel, Carlo Mierendorff, Alfred Neuman, Carl Otten, W.-Erich Peuckert, Alfred Polgar, Max Pulver, Walter Rheiner, Friedrich Sebrecht, Heinar Schilling, Leopold Stahl, Fritz von Unruh, Berthold Viertel, Oskar Walzel, R. Weichert, Friedrich Wolf, Alfr. Wolfenstein, H. Zehder u. a.

DIE DRAMEN DER NEUEN SCHAUBÜHNE

EINE FOLGE

I. WILL-ERICH PEUCKERT, Passion
Bühnenbilder von C. von Mitschke-Collande

II. MAX HERRMANN, Josef der Sieger
Bühnenbilder von Otto Schubert

III. HEINAR SCHILLING, König Rudolf
Bühnenbilder vom Autor

IV. FRIEDRICH WOLF, Das bist Du
Bühnenbilder von Felixmüller

V. MAX HERRMANN, Die Laube der Seligen

Preis geh. Mk. 5.— Vorzugsausgabe Mk. 10.—

Das Theater wird zur Tribüne, von der aus die Ziele verkündet und das Wesenhafte unseres Menschentums erklärt werden. Es soll Ausdruck unseres Willens sein, dem wir eine Verkörperung auch im Bühnenkunstwerk geben wollen. Die Symbolik der Bühne, aufsteigend aus dem Geiste der Dichtung des neuen Menschentums, muß Gestalt annehmen. Dichter, Schaupieler u. bildende Künstler werden sie morgen erschaffen.

VORZUGSDRUCKE

DES DRESDNER VERLAG VON 1917

Die Papiermisère veranlaßte diese dritte Reihe von Veröffentlichungen in buchtechnisch einwandfreier Form, Großquart, Bütten. Einzelwerke des Hauptautoren, die sich zu anderweitiger Veröffentlichung nicht eignen, erscheinen als einmalige Drucke in kleiner Auflage.

Erster Vorzugsdruck in 300 num. Exempl. in einmalig. Aufl.

WALTER RHEINER, Kokain
Novelle mit sieben Zeichnungen von Felixmüller
Nr. 1—100 signiert Mk. 20.—, Nr. 101—300 Mk. 15.—

Zweiter Vorzugsdruck in 25 numer. u. siegnierten Exemplaren auf Bütten, in Batik geb., einm. Aufl. f. Subskrip. (vergr.):

DIETRICH, Aus jungen Tagen

Dritter Vorzugsdruck in Vorbereitung:

CARL HAUPTMANN, Der abtrünnige Zar

Vierter Vorzugsdruck in Vorbereitung:

HEINAR SCHILLING, Erik Wiking

Fünfter Vorzugsdruck in Vorbeitung:

WALTER RHEINER, Das kleine Paradies

DER KOMET

Herausgegeben von DIETRICH

Das einzige prägnante, wahrhaft unabhängige u. unliterarische Flugblatt Europas im Kriege und während der Revolution. Preis 10 Pf. Die numerierte Vorzugsausg. (50 Expl.) Mk. 1.—
Bisher erschienen 8 Nummern, Nr. 1 ist vergriffen.

ÜBER NEUE KUNST

EINE SAMMLUNG

Preis geh. Mk. 1.50

I. HEINAR SCHILLING, Die schöne neue Kunst
II. FELIX STIEMER, Morgen, 2. Auflage
III. GERHARD AUSLEGER,
(II und III erscheinen Sommer 1919)

HEINAR SCHILLING

STUDIEN I—IV, 320 S. . . . . . . Mk. 10.—
MEINUNGEN I—III, 110 S. . . . Mk. 10.—
DIE FÜNFZIG GEDICHTE, Einmalige Sonderausgabe auf Bütten, fast vergriffen Mk. 10.—

DRESDNER VERLAG VON 1917

DRESDEN-A. 20, Robert-Koch-Straße 9, Fernspr. 19747, Postscheckkonto Leipzig 34469.

DRESDNER VERLAG VON 1917

DRESDEN-A. 20, Robert-Koch-Straße 9, Fernspr. 19747, Postscheckkonto Leipzig 34469.



MENSCHEN

BUCHFOLGE
NEUER KUNST
ZWEITER JAHRGANG
LITERATUR, GRAPHIK, KRITIK

Herausgeber und Schriftleiter:
HEINAR SCHILLING

Die Zeitschrift erscheint in zwanglosen Sammelheften, deren jedes mehrere Wochennummern enthält. Im 3. Quartal 1919 werden 25 Nummern ausgegeben, der Bezugspreis beträgt Mk. 10.—, unter Kreuzband Mk. 10.50.

Der erste Jahrgang der MENSCHEN (Monatsschrift für neue Kunst) kostet Mk. 10.— einzelne Nummern (6-10) Mk. 1.—

Der zweite Jahrgang kostet einzeln:
Heft I (Zeitschrift für neue Kunst Nr. 1-6) . . . . Mk. 3.—
„ II (Erstes Heft neuer Lyrik) . . . . „ 3.—
„ III (Gela Forster-Heft) „ 1.—
„ IV (Sonderh. „Kräfte"-Gruppe Hamburg) . . Mk 10.—

DIE SCHÖNE RARTIÄT

MONATSSCHRIFT NEUER KUNST

Herausgeber: GERHARD AUSLEGER
und GEORG TAPPERT

3. JAHRGANG

Die Zeitschrift erscheint in einer numerierten Auflage von 300 Exemplaren. Sie enthält lediglich literarische Erstdrucke in Originalgraphik, deren Platten (Stöcke) vernichtet werden. Zu den ersten 10 Exemplaren werden die graphischen Arbeiten signiert und koloriert, diese Ausgabe kostet pro Heft Mk. 20.—.
Die gewöhnliche Ausgabe kostet vierteljährlich Mk. 6.—.
Vom ersten Jahrgang ist Heft 1-4 vergriffen, Heft 5-9 kosten Mk. 30.—.
Der zweite Jahrgang kostet vollständig Mk. 40.—, ohne Heft 2 Mk. 30.—.
Ein Probeheft, enthaltend 4 Nummern, kostet Mk. 10.—. Einzelnummern werden nicht abgegeben.

MITARBEITER:

Literarischer Teil: Gerhard Ausleger, Franz Richard Behrens, Petr Bezruc, Richard Blunck, Kurt Bock, Bess Brenck Kalischer, Otakar Brezina, Max Brod, Karel Capek, Hedwig Caspari, Jakub Deml, Theodor Däubler, Dietrich, Alfred Döblin, Kasimir Edschmid, Albert Ehrenstein, Herrmann Essig †, Rudolf Friedmann, Rudolf Fuchs, Eugen Georg, Manfred Georg, Iwan Goll, Oskar Maria Graf, Hans Harbeck, Henriette Hardenberg, Karel Hlávazek, Paul Heim Hennings, Kurt Heynicke, Arthur Holitscher, Klabund, Wilhelm Klemm, Herbert Kühn, Georg Kulka, Frantisek Langer, Else Lasker-Schüler, A. Rudolf Leinert, Rudolf Leonhard, Paul Leppin, Jiri Mahén, Mynona, Arno Nadel, Jan Neruda, Paul Paquita, Will-Erich Peuckert, Otto Pick, Walter Rheiner, Gustav Sack †, Curt Saemann †, Heinar Schilling, Anton Schnack, Friedrich Schnack-Rieneck, K. Antonin Sova, Felix Stiemer, Reinhold Stolze, Maximilian Maria Ströter, Claire Studer, Otakar Theer, Otto Tügel, Arnold Ulitz, Johannes Urzidil, Carl Maria Weber, Alfred Wolfenstein, Erich Worbs, Paul Zech, Arnold Zweig.

Graphischer Teil: Josef Achenbach, Else Bernecker, Otto Beyer, Josef Capek, Walter O. Grimm †, Bernhard Hasler, Karl Jacob Hirsch, Vlatislav Hofmann, Lothar Homeyer, Wilhelm Kohlhoff, Bruno Krauskopf, Bernhard Klein, Cesar Klein, Bohumil Kubista, Moritz Melzer, Carl Mense, Wilhelm Morgner, Felixmüller, Max Pechstein, H. Richter-Berlin, Spala, Bärbe Scheff, Georg Tappert, Zrzavy.

DICHTUNG DER JÜNGSTEN

EINE SAMMLUNG

Preis geh. je Mk. 3.—, Vorzugsausgabe je Mk. 5.—

Die zweite Reihe Buchveröffentlichungen steigt über das Gedicht zum Werke, achtzigseitige Bände der Hauptautoren kristallisieren Wollen und Vollbringen des Kreises „MENSCHEN", zeitlose Gefäße dichterischer Erfüllung. Aus neuer Jugend — eng verbrüdert wie nie zuvor — tönt Posaune neues Wort, neue Tat.

I. BESS BRENCK-KALISCHER, Dichtung
II/III. WALTER RHEINER, Das schmerzl·che Meer
IV/V. HEINAR SCHILLING, Frühe Gedichte
VI/VII. HEINAR SCHILLING, Erste Gedichte
VIII. DIETRICH, Ekstase
IX. KURT BOCK, Strophen um Eros
X/XI. WALTER RHEINER, Das tönende Herz, 2. Tausend
XII. WALTER RHEINER, Erste Gedichte
(IV/V, X/XI und XII erscheinen Herbst 1919)

DAS NEUSTE GEDICHT

EINE SAMMLUNG

Preis geh. je Mk. —.60, Vorzugsausgabe je Mk. 3.—

Die erste Reihe der Buchveröffentlichungen ergänzt die Folge MENSCHEN, das neuste Gedicht will in flugblattähnlicher Wirkung aufrütteln zum Erleben neuer Dichtung: Tat. Holzschnitt auf buntem Umschlag schreit in die Zeit Ekstase des Menschheitswillens der Jugend: Brudertum, Neuer Geist, Güte.

1. HEINAR SCHILLING, Mensch, Mond, Sterne
2. DIETRICH, Der Gotiker
3. WALTER RHEINER, Insel der Seligen
4. OSKAR M. GRAF, Die Revolutionäre
5. A. RUDOLF LEINERT, Gott — Mensch, Geburt
6. KURT BOCK, Verse vor Tag
7/8. HEINAR SCHILLING, Die Richtung
9. GERHARD AUSLEGER, Ewig Tempel Mensch
10. RICHARD FISCHER, Du heilige Erde!
11/13. HEINAR SCHILLING, Die Sklaven
14/15. DIETRICH, Der Selbstmörder — Die Mutter
16. HANS HARBECK, Revolution
17. KLABUND, Die gefiederte Welt
18. CARL ROLF VOIGT, Geballte Fäuste
19. KLABUND, Montezuma
20. RICHARD FISCHER, Schrei in die Welt
21. DIETRICH, Hermageddon
22. ANTON SCHNACK, Strophen der Gier
23. H. PATTENHAUSEN, Bilder des Unmittelbaren
24/25. JAN JAKOB HARINGER, Hain des Vergessens

5. HEFT AUGUST JAHRG. 2



1919

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DRESDEN

KRAUS REPRINT 1970

1919
NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG
SCHRIFTLEITER HUGO ZEHDER

August-Heft

INHALTSVERZEICHNIS

2. Jahrgang

Alle Zuschriften und Einsendungen sind zu richten: An die SCHRIFTLEITUNG 1919 NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG, Dresden, Prager Straße 13 — Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Preis der Monatsschrift: Das Halbjahr M 9.—, das Einzelheft M 2.—
Titelblattentwurf von ARNO DRESCHER, Dresden.

Aus dem Inhalt der letzten drei Hefte:

MAI: Will-Erich Peuckert: Die zwei Tage des Siegfried Reich / Herbert Kühn: Expressionismus und Sozialismus Will Grohmann: Lasar Segall / Margarete Stegmann: Wilhelm Lehmbruck † / Hermann Kesser: Erinnerung an Hodler Boris Kuschner: Die Kunst der Gemeinschaft — Bürgerliche Zwischenrufe / Dichtungen von Will-Erich Peuckert, Herbert Kühn / Abbildungen nach Gemälden von Lasar Segall.

JUNI: Paul Zech: Das Ereignis / Theodor Däubler: Gela Forster / F. Marcus Huebner: Die drei Stufen der ewigen Revolution / Adolf Behne: Zum Gedächtnis Herrmann Essigs / Dichtungen von Iwan Goll, Stéphane Mallarmé Abbildungen: Plastiken von Gela Forster.

JULI: Friedrich Seebrecht: Geschminkte / E. v. Sydow: Das Weltbewußtsein und die Kunst des primitiven Menschen Friedrich Schwangart; „Notrufe“ / Zu den Bildern des Heftes / Dichtungen von Anton Schnack / Abbildungen von Werken aus der zweiten Ausstellung der Dresdner Sezession „Gruppe 1919“ mit Gästen.



EDWIN SCHARFF: Federzeichnung

1919

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DAS NEUE LEBEN *Von Friedrich Karinthy*

Einzigberechtigte Uebertragung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein.

Am Morgen, als er erwachte, lagen schwere Nebel auf der Straße, die unfreundliche Sonne hing als blutrote Scheibe am Himmel, und durch die Fensterritzen drang würgender Dunst. Er war müde, fühlte an diesem Morgen eine ganz seltsame Mattigkeit, die zugleich wohl tat und beunruhigte. Die Beklemmungen der letzten Tage waren jetzt verschwunden, und er beschloß, sie nicht wiederkehren zu lassen.

Während des Ankleidens kam er oft auf diesen Gedanken zurück. Es ist doch überaus einfach, über jede Pein, Besorgnis, Unannehmlichkeit rasch hinwegzukommen. Man sagt laut: eins, zwei, drei! und beschließt, man werde, wie das „drei" verklungen, nicht mehr an das denken, woran man vorher gedacht. Oder, man ist traurig, was nicht angenehm, und will doch fröhlich sein. Man sagt: eins, zwei, drei!, richtet sich gerade auf, öffnet weit die Augen, auf denen Trauer und Mattigkeit lasteten, und lächelt. Wenn das „drei" verklungen, ist man auch schon fröhlich. Einfach ist es, sehr einfach. Man ist fröhlich, weil man nicht traurig sein will.

Er war sehr erstaunt darüber, wie einfach dieses Mittel und wunderte sich auch sehr, es nicht früher entdeckt zu haben. „Von nun an wird es immer so sein!" — sagte er zu sich und war sehr beruhigt. Er sprach auch schon mit der Bedienerin fröhlicher, ja, sogar — wie es ihm später einen Augenblick durchs Hirn zuckte — ein wenig zu fröhlich. Die Bedienerin hatte auch sofort etwas verwunderte Augen gemacht.

„Wie einfach!" — setzte er noch später fort, als er bereits unten auf der Straße stand. Er pfiff vor sich hin. Der Nebel senkte sich auf die Donau, in der Ferne tuteten die Schiffe. Er ging nicht zur Börse, hatte plötzlich das Gefühl, dies sei jetzt ganz überflüssig geworden. Die Börse und alles andere... lauter Dummheiten. Wozu das Ganze? Er erinnerte sich, wie beklemmend und entsetzlich die letzten Tage auf ihm gelastet, daß er lang und hager im Börsensaal gestanden und sich die Stirne gehalten hatte. Und daß dies alles tödlich traurig gewesen.

„Und auch zum Arzt gehe ich nicht mehr!" — fügte er hinzu. „Der Arzt schaut mich in der letzten Zeit so dumm an und richtet blödsinnige Fragen an mich. Er will . . . er will, ja, wie heißt das nur, e . . . exequieren. Nein, nicht so . . . suggerieren will er mir etwas. Suggerieren. Suggerieren. Ja, so sagt man's."

Darüber freute er sich wieder. Auf dem Börsenplatz gingen um diese Zeit sehr wenig Menschen; einen Herrn, der ihm entgegenkam, hielt er fast an, um ihm zu sagen, daß man es so sage: suggerieren! Doch sagte er es dann dennoch nicht, öffnete bloß den Mund und sah den Mann verträumt an. Der Mann wendete sich um und blickte ihm nach.

Alles, was bisher gewesen, war lauter Traurig-

keit, dies stand fest. Und jetzt überdachte er nochmals sein ganzes Leben und hatte das Gefühl, nun sei die Abrechnung gekommen. Nur etwas schien er vergessen zu haben.

„Was vergaß ich? Wahrscheinlich wollte ich meiner Frau etwas sagen. Aber was? Eh, das ist ganz egal!"

Er beschloß, seine Frau nachmittags aufzusuchen und es ihr zu sagen. Dann setzte er seinen Weg fort und war sich darüber im klaren, daß er an einer Ecke abbog und mit zusammengekniffenen Augen eine Firmentafel las — nachher folgte lange Stille.

Um drei Uhr nachmittags fiel es ihm wieder ein. Er fand sich in einem Kaffeehaus, mit jenem Gefühl, das einen überkommt, wenn man sich sehr anstrengt, um darauf zu kommen, was man vor einigen Augenblicken geträumt, — und einem dann dies plötzlich einfällt. Erst jetzt wurde er sich dessen bewußt, daß er stundenlang auf der Ringstraße herumgewandert war, zwischenweilig Einkäufe besorgt — auf dem Stuhl nebenan lagen Pakete — mit Leuten gesprochen, heftig gestikuliert hatte. Irgendwo schien er auch gestritten zu haben. Dann ging er in ein Kaffeehaus — aber warum gerade in dieses Kaffeehaus? Er pflegte doch sonst nie herzukommen! Und plötzlich, beim Anblick der unbekannten Kellner und Gäste, überwältigte ihn drückende Beklemmung. Dann taute sein Gemüt wieder auf, er erinnerte sich des am Vormittag entdeckten „eins — zwei — drei". Er wurde so fröhlich, daß er ein Lied zu summen begann und den Oberkellner mit in die Taschen gesteckten Händen betrachtete. Auch der Kellner sah ihn sonderbar an. Warum?

Gleichzeitig kam ihm sein Sohn und ein Briefkasten ins Gedächtnis. Er wurde bewegt, dachte mit großer Zärtlichkeit an den Sohn und sprach halblaut vor sich hin.

„Mein lieber Sohn hat mich gerne. Mein Sohn hat mich so lieb, wie je ein Sohn in der Geschichte der Menschheit."

Dies sagte er und war von der feierlichen Größe dieser Worte sehr betroffen. Für einen Augenblick verursachte es ihm Schwindel, daß er diesen Gedanken denken, daß ihm etwas so Großartiges einfallen konnte.

„Ja, die Menschheit" — wiederholte er tief ergriffen. Und mit welcher Inbrunst er an sie dachte! Ja, die Liebe und die Menschheit!

„Eins, zwei, drei" — sagte er dann zu sich und blickte wieder auf den Kellner. „Armer Kellner, Du weißt nicht, was die Menschheit ist!" Jählings erfaßte ihn heiße Liebe für den Kellner, seine Augen füllten sich fast mit Tränen, und er öffnete schon den Mund, um seine Gefühle zu offenbaren. Doch dann dachte er wieder an etwas anderes.

„Die Liebe" — sprach er zu sich — „die Liebe zu den Nebenmenschen, die Liebe zur Menschheit! Vielleicht war dies der Quell meiner bisherigen Traurigkeit, meines Unglücks gewesen. Gewiß . . . denn bisher dachte ich immer nur an mich und nicht an die Liebe. Doch heute morgen, heute morgen, ist mir alles klar geworden. Eins, zwei, drei, die Zauberformel bringt alles in Ordnung."

Seine Empfindungen waren so leuchtend klar, daß ihn der große Glanz fast zwang, die Augen zu schließen. Es war ihm, als sei bisher alles Dunkelheit und Finsternis gewesen, und auf dem Grunde dieser Finsternis würgendes Ersticken. Doch jetzt dämmerte es. Von nun an wird die Liebe alles klären, und damit beginnt ein neuer Abschnitt seines Lebens. Ein neues Leben. Jetzt durchschossen die Gedanken seinen dröhnenden Kopf, mit schwindelnder Schnelligkeit und in immer wachsender Zahl. Plötzlich — ohne Übergang — erinnerte er sich an Christus und sprach:

„Ja. Christus und die Menschenliebe. Lieben, lieben, lieben muß man die Menschheit, die arme, arme, liebe, liebe, liebe Menschheit, die schöne, bunte Menschheit. O, in den Staub muß man vor der Menschheit sinken. So ist's. Und weil ich dies nicht wußte, mußte ich zahllose Qualen und Schmerzen erdulden. Weil ich mich nur um mich kümmerte, nur in mich sah, mich prüfte und verzehrte, gab es nichts außer mir, an dem ich mich hätte festhalten können. Doch nun wird die glückliche, reine Menschenliebe herrschen, — und ein

neues Leben, das mit diesem Gefühl harmoniert. O, Harmonie!"

„Neues Leben! ... Neues Leben! ... Neues Leben!" jauchzte er, doch dann wurde er wieder unruhig.

„Wie werde ich es den Leuten erklären?"

Verzehrend sehnte er sich danach, jemand zu erklären, welch neues Leben begonnen habe, und wie ganz verändert von nun ab die Welt sein würde.

Er war schon in der Türe, als ihm der Kellner nachrief, er habe nicht gezahlt. Er lächelte den Schwarzrock an und gab ihm eine Krone. Alles schien ihm jetzt so leicht, und er stellte sogar fest, daß der Rausch der Größe, der im Gehirn die Geburt einer neuen Wahrheit begleitet, der Betrunkenheit sehr ähnlich sei. Wahrhaftig, das Blut war ihm zu Kopf gestiegen, und er taumelte ein wenig. Es wurde Abend.

Im Nebel entbrannten Laternen, und die Schaufenster glänzten eines nach dem anderen auf.

„Hm, was beginne ich jetzt?" — fragte er beklommen.

„Ich gehe ins Kaffeehaus und spreche mit dem Redakteur. Ich müßte jetzt mit einem sehr klugen Menschen sprechen, denn das Folgende muß schnell und energisch geschehen, damit überall Klarheit werde. Mit einem Redakteur muß ich sprechen!"

Er eilte, denn in seinen Schläfen hämmerte es entsetzlich.

„Ich bin aber verhältnismäßig sehr gelassen'" — sagte er nach einer Minute. Er sprach dies ganz laut.

„Sie wünschen?" fragte der Kellner.

„Einen Schwarzen" — antwortete er leicht und freute sich.

„Der Kellner kann nichts gemerkt haben" — dachte er — „denn ich habe den Schwarzen leicht und elegant bestellt, als sei nichts geschehen."

Und er beschloß, sich von jetzt ab sehr zu beobachten, damit er sich leicht und ungezwungen benehme.

Er goß den schwarzen Kaffee hinab und summte leise ein Liedchen. Vor Erregung lachte er fast auf, so überaus war er erfreut, weil der Kellner nichts gemerkt hatte. Das Verlangen, dies dem Kellner nochmals zu beweisen, gab ihm keine Ruhe. Er setzte sich an einen andern Tisch und sprach:

„Einen Schwarzen!"

Er blickte auf und bemerkte zwei Männer, die bei dem großen Zeitungstisch standen und ihn beobachteten. Auf einen Augenblick wurde er verwirrt und etwas Hartes griff nach seinem Herzen.

„Aha! Ich werde schon beobachtet! ... Umso besser."

Er sah den Männern fest in die Augen, und in seinen Schläfen hämmerte es wild, dann lachte er sie mit zusammengepreßten Zähnen an. Es fiel ihm ein, er kenne den einen. Dann ist ja alles in Ordnung!

„Servus, Schwarz!" — sagte er laut, wurde aber zornig, als er sah, der Mann beachte ihn nicht.

„Ich bin doch in diesem Kaffeehaus daheim" — brummte er bei sich — „hier kann man mich nicht anspucken, wenn ich eintrete. Ich habe ein Recht, meinen schwarzen Kaffee hier zu trinken."

„Servus, Schwarz!" — sagte er noch lauter und schlug mit der Hand auf den Tisch. Einige Gäste erhoben sich, er zuckte die Achseln, stand gleichfalls auf und pfiff leise durch die Zähne. Dann steckte er die Hände in die Hosentaschen und spazierte ins Billardzimmer hinüber.

„Justament tu ich es, ich bin gut gelaunt" — dachte er. — „Wenn's ihnen nicht gefällt, sollen sie zerspringen. Ich habe heute entdeckt, wie man fröhlich sein kann. Eins — zwei — drei. Eins — zwei — drei. Eins — zwei — drei."

Er trat ans Fenster. Fühlte sein Gesicht erröten. Sah durch die Scheibe hinaus und summte das begonnene Couplet weiter. Dann wandte er sich langsam um und fand sich der Türe gegenüber. Jetzt wurde er eine Menge Gesichter gewahr, die alle ihm zugekehrt waren. Die Gäste standen und drängten sich in der Türe in hellen Haufen.

Einen Augenblick lang war er sehr erstaunt.

„Was ist los? Was ist geschehen?"

Er warf einen Blick durchs Fenster, ob vielleicht draußen etwas Sehenswertes vorgefallen sei. Doch währte seine Unruhe kaum eine Minute.

„Aha, das neue Leben!" — fuhr es ihm durch den Sinn. „Sie haben etwas erfahren."

Erregende Freude mischte sich in seine Beunruhigung.

Endlich fand er den Redakteur, der zwischen den anderen Leuten stand. Schnurstracks hielt er auf ihn zu.

„Ergebenster Diener, Herr Redakteur" — sprach er ungezwungen, aber ein wenig heiser. „Ich freue mich sehr, mit Ihnen sprechen zu können. Viele Plagen, viele Plagen haben Sie mit den kleinen Journalisten, he? Haha?"

„Es war gut, daß ich so unbefangen sprach" — beruhigte er seine zitternden und zuckenden Nerven. Er trat ganz in die Nähe des Redakteurs und klopfte ihm auf die Achsel.

„Dies genügt nicht" — sagte er zu sich — „er scheint mich nicht erkannt zu haben. Ich muß ihm zeigen, daß ich ihn gern habe."

Und plötzlich umarmte er den Hals des Redakteurs und preßte seinen Kopf an die Brust des Mannes. Er empfand, wie ihm die Liebe in die Augen Tränen trieb. Das entsetzliche Chaos schien sich zu lösen, und er begann kläglich zu weinen.

Dichte Wolken türmten sich vor ihm auf, und in der Ferne blinkten Feuer. Von den stummen und entsetzten Bergen schlugen rote Flammen. Hinter schrägen, stahlblauen Wolken erhoben sich drei Kreuze: die Schädelstätte auf Golgatha. Darüber orangegelber Himmel. Christi Haupt zuckte noch, und grenzenlose Liebe und grenzenloser Schmerz blickten aus seinen Augen.

Er erhob sein tränenüberströmtes Gesicht und sah den Redakteur vor sich stehen, der auf ihn beruhigend einsprach. Ringsumher standen die Menschen Kopf an Kopf, mit neugierigen Gesichtern.

„Ich habe die Leute erschreckt" — dachte er — „das tut nichts. Sie sollen noch mehr erschrecken." Er knirschte mit den Zähnen und zog die Augenbrauen in die Höhe. „Bah!" — sagte er und fühlte mit Entsetzen, daß die Leute tatsächlich erschraken. Da erfaßte ihn Todesangst. Er ließ den Redakteur los und torkelte mit abgewandtem Gesicht fort. Man machte ihm Platz. Er wandte sich gegen die Galerie. Taumelte vorwärts. Hörte etwas niederstürzen. Von der Galerie rannten kopfüber Frauen und junge Mädchen, während er langsam die Stiege hinaufschritt und unter unsäglichen Qualen zu erraten trachtete, wohin die Leute flüchteten und warum.

„Dort unten muß etwas geschehen sein!" Mit diesen Worten stillte er seine Angst. „Etwas sehr, sehr, überaus Entsetzliches muß geschehen sein. Etwas Fürchterliches, das den Leuten großes Entsetzen einjagt." In der schrecklichen, undurchdringlichen Finsternis hatte sich ein riesiges Scheusal mit langen Krallen und glotzenden Augen erhoben.

Er langte oben an. — Die Galerie war leer — umgeworfene Sessel und Tische — keine Seele zwischen den Säulen . . . „Na, was ist das? . . ." Er fuhr zusammen . . . „Was ist das? Was? Was???"

„Kellner" — sprach er heißer, mit wild pochendem Herzen und drohend; „Kellner, einen Schwarzen!"

Er fühlte, er müsse einen Schwarzen bekommen. Er müsse bedient werden. Dann vergeht das Alpdrücken sofort. Wenn er sich gelassen benimmt, wendet sich alles noch zu Gutem und das Scheusal kommt nicht zu ihm herauf.

„Kellner, einen Schwarzen!"

Doch sofort bedauerte er, daß er um einen Grad lauter, als es notwendig, geschrien hatte, und fügte leiser hinzu:

„Einen Schwarzen!"

Dann setzte er sich neben die Umfriedung. Seine Füße zitterten und hüpften.

Er blickte hinab.

Unten wogte eine Menschenmenge. Er blickte auf zahllose Gesichter hinab, wie er so auf der Galerie neben der Umfriedung auf einem Sessel saß.

„W a s ist geschehen?" fragte er sich mit immer wachsender Besorgnis. „Was ist geschehen? Warum spricht man nicht zu mir, warum sagt man

mir nicht, wohin sich das Gespenst verkrochen hat? Vielleicht in den Keller? Oder zwischen die Säulen? Oder ist es hier, unter der Galerie? Oder ist es mir nachgekrochen und kauert unter meinem Tisch? Werde ich deshalb beobachtet? Oder, ach, ist es vielleicht auf mich gekrochen und wirft aus meinen Augen entsetzliche Blicke . . .? Nein! Nein!"

Nein, er mußte ruhiger werden, sonst konnte sich Schreckliches ereignen. Warum kamen die Leute nicht näher? Was ist geschehen? Um Gottes willen, was ist geschehen? Er hob die Hand und erschrak vor dieser Bewegung entsetzlich; er erinnerte sich nicht, daß er die Hand hatte heben wollen — die Hand hatte sich selbst vom Tisch gehoben. Und er fühlte, daß nun auch andere Bewegungen dieser Art folgen werden. Er wird aufstehen, wird gehen, in jemand hineinrennen, oder sprechen, nach einer Minute oder sofort — dies alles wird er nicht wollen und es wird dennoch geschehen.

„Vielleicht träume ich bloß?" Diese eitle und zitternde Hoffnung dämmerte für einen Augenblick in seinem Gehirn auf, doch glaubte er nicht mehr daran.

„Schnell, schnell!" — eiferte er sich zur selben Zeit an. — „Schnell sprechen, schnell handeln, damit die Leute sehen, daß ich bei Vernunft bin!" Er suchte krampfhaft nach einem Thema, über das er sprechen konnte. Ein allgemeines Thema, das jeder versteht, an dem jeder sofort merken kann, daß alles in Ordnung sei, daß er nichts zu verheimlichen habe.

„Meine Herren!" — rief er lebhaft — „Der Sozialismus führt uns zum Liberalismus. Hoch die Sozialdemokratie!"

Während er dies sprach, drängte sich ihm qualvoll und entsetzt die Frage auf: „Wie kam ich her und was tat ich jetzt? Was ist geschehen?" Aber es wollte ihm nicht einfallen, was geschehen war. Doch eines stand fest, er müsse fortsetzen, was er begonnen.

„Der Sozialismus, meine Herren, ist die einzige Lösung . . ."

Er gestikulierte heftig, und plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, fiel es ihm ein.

„Meine Herren!" — schrie er in die Menge.

„Meine Herren! Die Menschenliebe! Warum lieben die Menschen einander nicht? Meine Herren! Ich liebe die Menschheit! Ich liebe . . . Neues Leben . . . Meine Herren . . . Menschheit . . . Neues Leben . . . Eins — zwei — drei, und neues Leben sprießt . . . O, lieben, lieben muß man die Menschheit . . . O, grenzenlos lieben muß man die Menschheit . . . Die liebe, gute Menschheit! . . ."

Sprudelnde Wirbel tanzten vor seinen Augen, die Säulen starrten ihn schief und hart an. Er breitete die Arme aus und blieb lange so. Der erhabene Gedanke der Menschenliebe hatte ihn erfüllt. Nur in seinem Herzen winselte und heulte es, wie ein erschrockenes kleines Kind, und er versuchte zu flüchten.

„Nur fort von hier! Nur hinaus aus diesem Café!" Hinaus, irgendwohin, nur hinaus, zwischen die Tische und Sessel kriechend, damit ihn niemand sehe, mit geschlossenen Augen, hinaus in die glückliche, sonnige Freiheit . . . fort . . . fort . . . im raschen Lauf . . . Fort von hier, fort von diesen haßerfüllten, bösen, mitleidslosen Gesichtern, hinaus aus diesem entsetzlichen Café, wo alles sofort zusammenstürzen und von dem stinkenden, schwarzen Kaffee übergossen werden wird . . . hinaus . . . nur flüchten . . . vor den Stricken . . . mit denen man ihn sofort fesseln, die man ihm sofort um die Arme schlingen wird . . . fort von hier . . . wo man ihm sofort den Mund stopfen wird, um ihn . . . in eine schwarze Höhle zu werfen, deren Wände aus Leder sind... gegen die er sich vor Wut blutschnaubend — mit gebundenem Körper werfen wird . . . um die Mauern zu zertrümmern... um die Ziegel zu zerbeißen . . . um sich die Ohren hinunter- und den Mund aufzureißen . . . um sich ins Hirn zu greifen und es herauszuschleudern . . . das Gehirn . . . das ihn verraten . . . verlassen hatte . . . um das sich eisiger Schreck legte . . .

Stöhnend und taumelnd erhob er sich. Es war

schon zu spät. Zwei blaukappige Männer kamen auf ihn zu, der eine verstellte ihm den Weg.

„Was wollen Sie?" — fragte er den Mann mit der blauen Kappe und wurde tödlich blaß.

„Kommen Sie mit uns."

„Wohin?" Der Klang seiner Worte gellte ihm selbst in die Ohren. „Ich gehe nicht. Rühren Sie mich nicht an, sonst schlag ich Sie tot!"

„Kommen Sie, sonst werden Sie gebunden."

„Nein, nein" — winselte der Wahnsinnige bei sich, — „ich muß etwas tun . . . damit man mich nicht bindet . . . damit ich mich nicht prügeln muß . . . wenn ich so gehn könnte . . . gelassen... ruhig . . . nur dies . . . wenigstens dies . . . Wenn er mir etwas sagen wollte . . . damit ich in Frieden gehn kann . . . wenn er mich belügen würde . . . sagen . . . wir gingen spazieren . . . spazieren . . . damit ich mich nicht wehren muß . . . wenn man mich schon hinführt . . ."

Mit farblosen Lippen lächelte er:

„Wir gehn doch nur spazieren?"

„Ja" — sagte der freiwillige Retter, darüber staunend, daß ihm der Wahnsinnige selbst half. „Wir gehn nur spazieren. Unten nehmen wir einen Wagen."

Und gelassen und gemächlich gingen sie zu dritt durch die Reihen der sich drängenden Menge.

VORWURF

Von F. H. Bierbaum

Herr, dein Lächeln dringt so selten
Bis zu meiner Werkstatt hin.
Aus der Wirrnis dumpfer Welten
Heb ich mühsam deinen Sinn.

Niemals wie ein Frühlingsregen
Senkst du dich in meinen Schoß,
Nie am Ziel von steilen Wegen
Stehst du gütig klar und groß.

Manchmal fällt dein wunderbares
Wesen mir von Frauen zu.
In der Welle ihres Haares
Seh ich dich. Da lächelst du.

Aber will ich dich umfassen
Und dich freundlich bitten: Bleib!
Hast du schon dein Haus verlassen
Und beschwerst mich mit dem Weib.

DAS KAINSZEICHEN

Von F. H. Bierbaum

Die wir erdulden, schaffen der Stirne Qual,
Tragen in unserem Antlitz ein leuchtendes Mal.

Und wir empfinden es gläubig als Heiligenschein.
Aber es glüht wie das ächtende Zeichen des Kain.

Niemand verehrt uns und betet vor unserem Bild.
Immer nur sind wir der Menge gemartertes Wild.

Haben in unseren Blicken ein ruhloses Licht.
Darum verschleudern sie Haß gegen unser Gesicht.

Stürzen wir dann in die Finsternis seelenlos hin,
Zeigen sie uns ihres Wesens brutalsten Gewinn.

Bieten uns Armen die üppigen Güter der Welt:
Frauen und Freunde und Beifall und Feste und Geld.

Das ist die Stunde, da keiner ins Ewige geht.
Das ist die Prüfung, die keiner in Ehren besteht.

Keiner verbirgt sich im Nebel der Einsamkeit,
Wenn erst die Menge ihm Würde und Namen verleiht.

Einmal steigen wir alle von unserem Thron,
Nehmen mit sündigen Händen den schmutzigen Lohn.

Ringen das Schamgefühl nieder, das in uns schreit,
Leben wie Dirnen und tragen ein prunkendes Kleid.

OFT IN DEN NAECHTEN

Von F. H. Bierbaum

Oft in den Nächten falte ich meine Hände auf fieberndem Leib
Und ich denke: Morgen erflehst du dir Liebe bei einem Weib,
Gehst auf die Straße und sagst zu irgendeiner: „Erlöse mich.
Sei als Brücke aus Abgrund gespannt und leite mich über dich.
Siehe, ich schenke dir eine Nacht in Purpur gewandet dafür,
Zeige dir Feste und Wunder und Sterne und öffne dir Tür um Tür."
Und du wirst kommen und selig hinsterbend in meinen Armen sein.
Und zu den Gipfeln aufrauschen wird meines Wesens gereinigter Wein.
Aber wenn ich mich trinken will, vom Durste verzehrt nach mir,
Wehe, wehe, dann ist der Trank vergiftet und schmeckt nach dir!
Immer werfen die Frauen riesige Anker auf meinen Grund.
Willst du von ihnen los, immer reißt du die Seele dir wund.
Tausendmal flehst du vergebens sie an: „Sei demütig, Weib, sei nicht schlecht!
Sieh, ich muß dienen und schaffen und bin eines grausamen Herrn Knecht!
Kann deine Last nicht mehr tragen! Sieh, ich ertrage mich selber nicht!"
Aber du, Störrische, bleibst und drängst mir den Haß ins entstellte Gesicht.
Wehe, sie lieben dich alle zu Tod und brechen dich langsam entzwei.
Stieräugig stehst du in Wüste und Wildnis und bist nur noch zuckender Schrei.
Vergeblich fliehst du und bettelst um Hilfe und Heilung am brausenden Meer.
Wellen und Winde spülen dein Elend nicht ab. Es lastet zu schwer.
Und du taumelst gebrochen zurück. Da siehst du ein anderes Weib.
Lichtwelle dämmert. Auf Knien lallst du: „Erlöse mich! Bleib!"
Aber sie sieht dich nicht an, stößt dich zurück und geht weiter und lacht.
Weh dir! Dann liegst du am Boden und wimmerst, und über dir krächzt schon die Nacht.
Nacht . . . Du faltest die Hände auf deinem fiebrigen Leib und du weißt:
Morgen gehst du nicht hin zu der Frau, damit sie dich nicht zerreißt.
Und du sendest tausend Gebete um Demut empor für dein einsames Los
Und du wölbst dich hin zu den Sternen und stehst im Unermeßlichen groß.

ZIMMER IM MONDSCHEIN

Von Curt Saemann†

(Bild des Edmund Fabry)

Die Dinge stiller Abende sind ausgebreitet,
Da solche Einsamkeit hinüberschweigt ins Ewige.
Glas gleitet blind und Heimweh endet nie,
Ach, alle Zimmer nun der Welt sind leer,
Sind leer und verlassen.
Noch immer Krieg . . . noch Welt . . .?
Wo sind wir noch, da Abend wachsen Wände
und Photographien gilbende in Glas,
Da seltne Kühle ist und Klarheit in Kristall?
Nun läutet wieder
Der alte Pedell die grüne Glocke.
In meiner Tasse zittert eine Fliege.
Ich will sie herausnehmen und trocknen.
Wie glücklich wird sie sein.
Und, oh — das stille Fenster — —
Stille, stille . . .
Überall rührt guter Mond an Menschen,
Überall schwebt es die alten Flure entlang,
Oh, unendliche Gemeinsamkeit nächtlichen Atems!
Einmal streichelt jede Hand über ein unbeachtetes Ding.
Ich will mich zu dir hinüberneigen . . .
Alle Menschen schlafen nun . . .
Warum ist immer Sehnsucht noch im Mond?
Warum liegt weiße Traurigkeit auf meinen Händen?

SCHWEIGENDE SCHWERMUT

Von Rudolf Hartig

(1919 geschrieben in der Festungshaft)

Schweigende Schwermut ist wieder geladen ins düstere Haus unsrer Einsamkeit —
Es muß ein Sommerabend vergangen sein, es muß ein Weg in den Wald hineinlaufen,
Es müssen Blätter fallen in Dunkel der Wälder —
Aber in Zellen verschlossen verrinnt unser Dasein.

Nun kommen die vielen Dinge des Lebens zu uns und pochen an die verriegelten Pforten des Raumes unserer Haft.
Sonne kommt, Abend kommt, Licht und Cafés, Waldbaum und Wiese, reichere Gärten der Blumen und Vögel —
O, auch die Massenversammlungen und die Debatten ums Gutsein und Bessere der Menschen,
Oft aber auch jäh: nun heimgehn im Mai mit glühender Frau, verloren sein in die Ohnmacht des Frühlings.

O! Könnten wir ganz dem gegeben sein! Hingehn und sagen: Du Baum, Blütenbaum, seliger,
Mainacht und Wiese, frischschießende Gräser und große, heilige Helligkeit, seid uns gegrüßt!
O, könnten wir dies noch: im Waldhain die Nächte zu liegen und verschwistert zu sein allem Blühen wie einst der Frau, die uns Mutter war, Liebste und Schwester!

Aber nun werden in Fetzen die Nachtträume den grauen Wänden der Zelle entsteigen —
„Bruderkrieg“ wird es schrein, Straßenkampf, Belfern der Minen, Knattern der Gewehre,
Jammer von Barrikaden, Hinschlachten Verführter — Truppen marschieren, Menge zerstiebt und hingemäht sind die Opfer —
Dann schreit es, brüllt es, geifert es: wahnwitzige Bestie Mensch, du, zerstörerisch, peitschend und kerkernd in die Gefängnisse —
Schweigende Schwermut ist wieder geladen ins düstere Haus unsrer Einsamkeit —
Es muß ein Sommerabend vergangen sein, es muß ein Weg in den Wald hineinlaufen —
Es müssen Blätter fallen in Dunkel der Wälder —
Aber in Zellen verschlossen verrinnt unser Dasein.

EDWIN SCHARFF

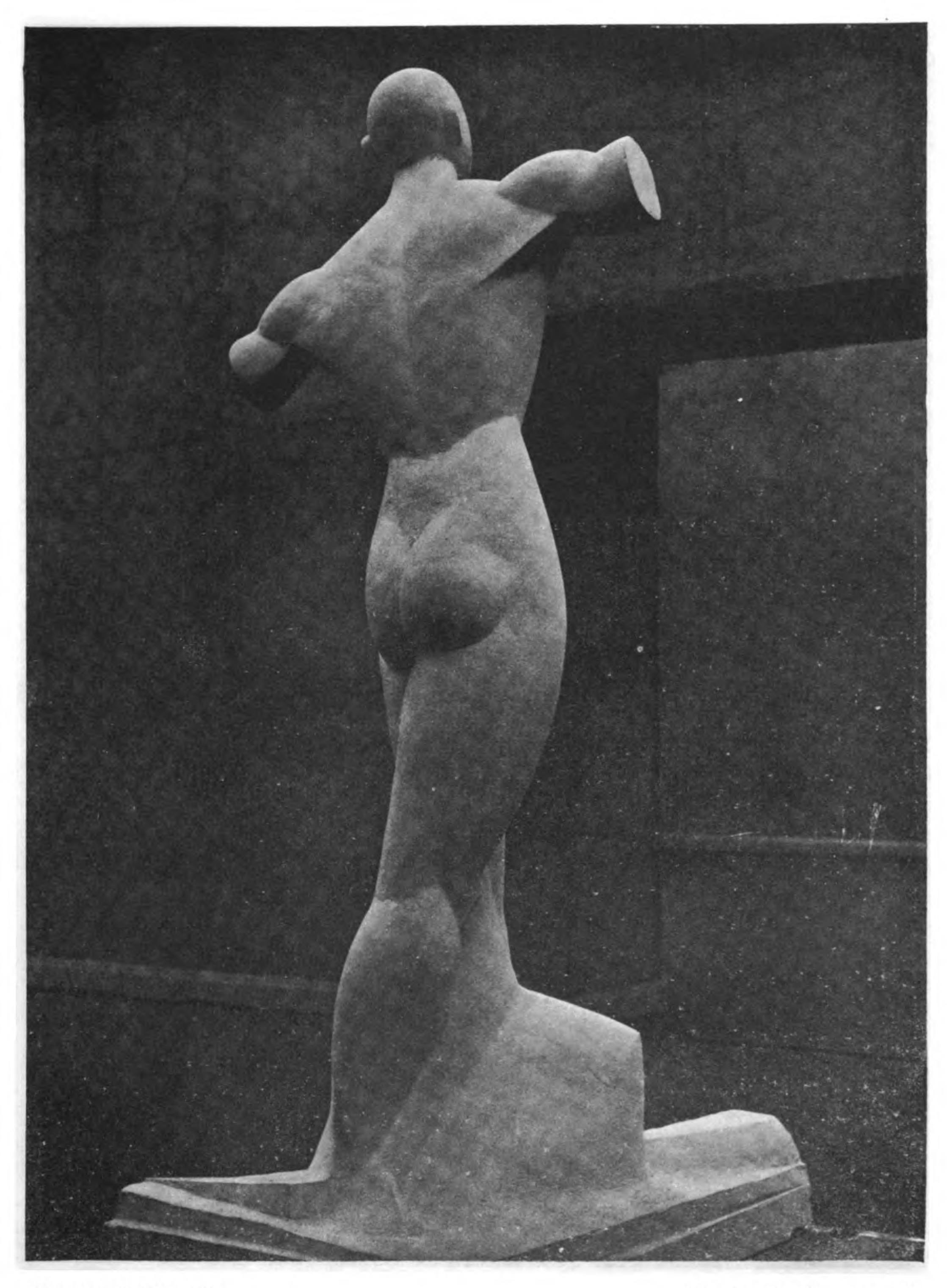
Von Mela Escherich

— Ein Hochmeister der schönen Form ist heute Edwin Scharff. Mit einer keinen Widerspruch duldenden Klarheit verkündigt er das Evangelium der Menschenschönheit. Vom Menschen redet er und sonst nichts, und wir empfinden endlich wieder, daß dieses Thema der Kunst wichtigstes ist.

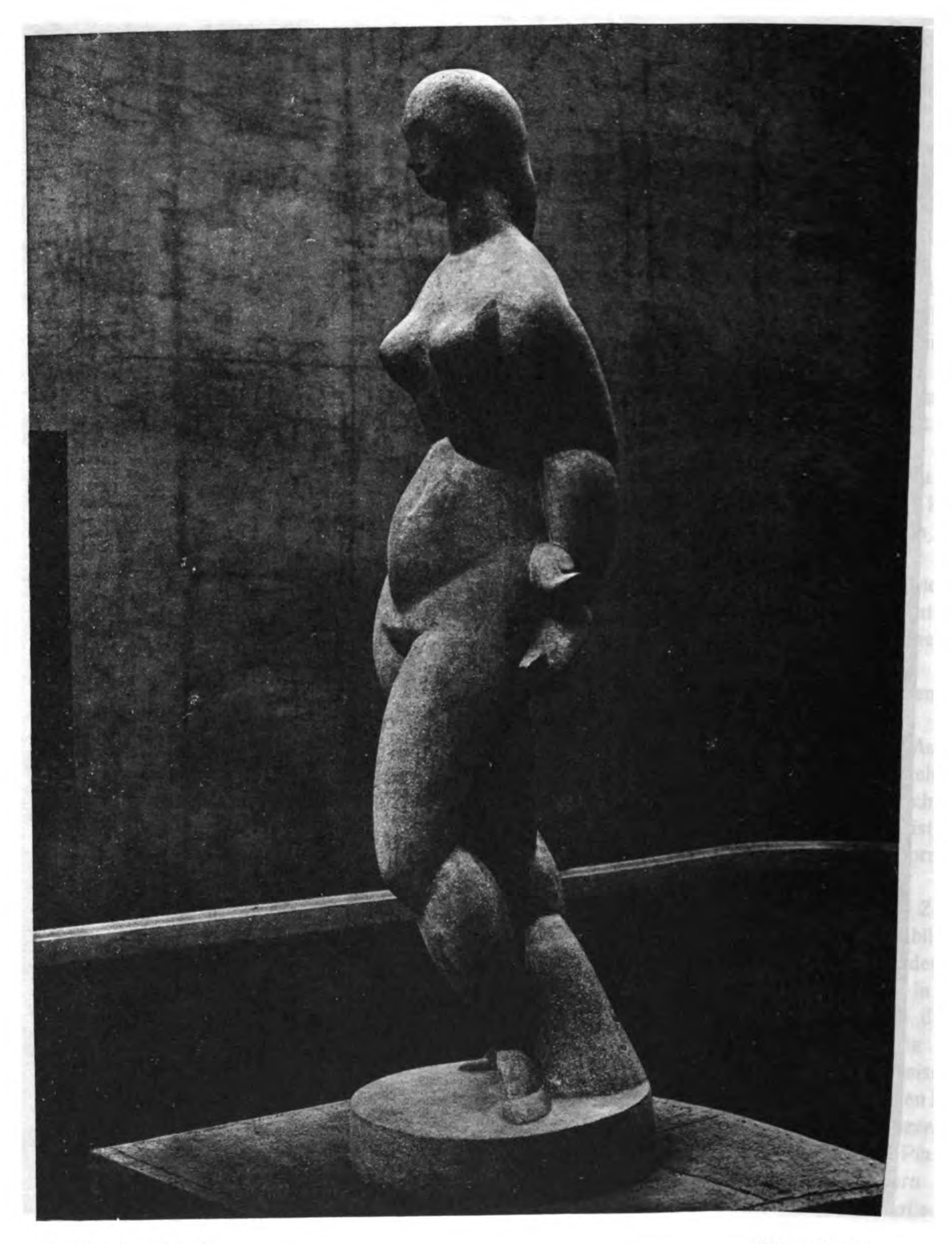
Scharff ist noch jung, 1887 geboren zu Neu-Ulm. Ging nach München. Zuerst in die Kunstgewerbeschule, dann zu Herterich. Mit dem Rompreis nach Italien; später nach Spanien und Paris. Dann wieder nach München. Der Krieg rief ihn an die Front. Schwere Verwundung bannte ihn monatelang ins Lazarett. Seine künstlerische Entwicklung hat Scharff aus sich genommen. Tiefe Eindrücke scheint er in den großen Galerien von den alten Meistern gewonnen zu haben.

Er ist auf drei Gebieten tätig: Plastik, Malerei, Graphik. Als Plastiker macht er durch die strenge Geschlossenheit aller Formen auf sich aufmerksam. Eine Neigung zum Stilisieren ist bei ihm ausgesprochen. Die Ellipse ist Grundform, in die er alle Materie zwingt.

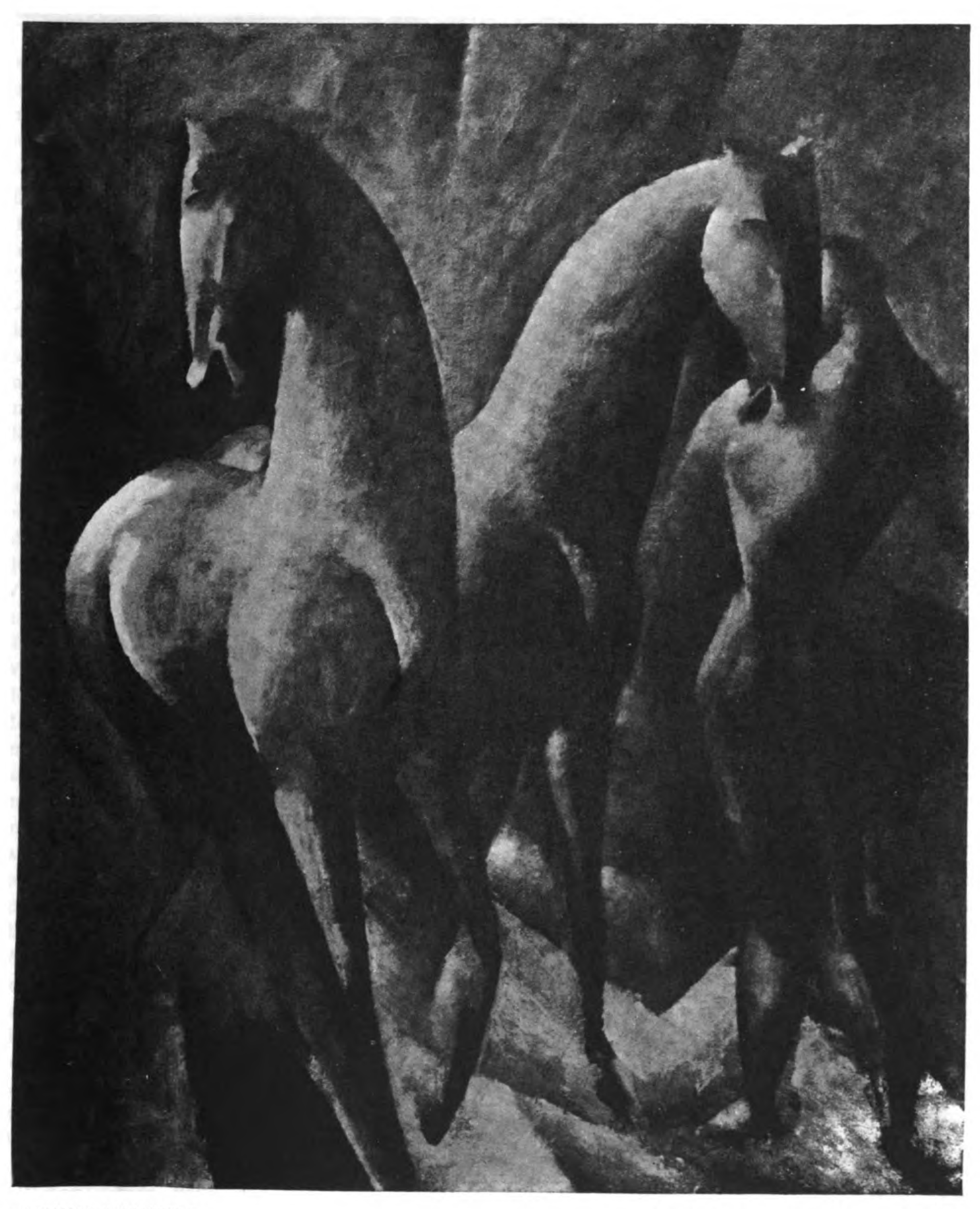
Das elliptische Prinzip erschien immer in Zeiten starker Umwälzungen und tiefgehender Neubildungen. Es beherrschte die Plastik des werdenden Mittelalters und wurde der Raumgedanke in der Architektur des Barocks. Heute führen die durch die Reform perspektivischen Sehens nötig gewordenen Lösungen überwiegend dynamischer Fragen zu ihm. Auch unsere retrospektiven Neigungen: Wiederaufnahme barocker Tendenzen in der Architektur, Grecokult, speziell in der Plastik Wendung von den griechischen Vorbildern zu ägyptischen, weisen darauf, daß das elliptische Prinzip der Gestalter des neuen Schönheitsbegriffs zu werden beginnt. Bei Cézanne finden sich die



EDWIN SCHARFF: Schreitender Mann. Plastik



EDWIN SCHARFF: **Weib, Plastik**



EDWIN SCHARFF: Zwei Pferde und ein Mann. Gemälde



EDWIN SCHARFF: Drei Männer im Boot, Gemälde

ersten vereinzelten Anläufe dazu, bei Picasso ist es schon Tendenz. Scharff führt es mit einer, im guten Sinne akademisch zu nennenden, ordnenden Klarheit durch.

Das außerordentlich plastische Gefühl ist auch für den Maler Scharff maßgebend. Vor seinen Gemälden denkt man an Michelangelo, aber auch an Lionardo. Es ist keine Nachahmung, es ist ein Zusammenhang, was diesen Gedanken weckt. Eine Linie schwingt zu diesen Großen, ohne daß weiter das Cinquecento irgendwie als „Stimmung" herbeigeholt würde. Scharff sieht den Sinn der Kunst in der Erweckung des Lustgefühls am Schönen und zwar nicht in einer (impressionistisch) durch die Situation bedingten, gewissermaßen literarisch herbeigefühlten Schönheit, sondern in der in sich selbst begriffenen schönen Form. Sein Ausgangspunkt ist darum der schöne Mensch, als das Maß aller Dinge, und in diesem Punkt trifft er sich mit den großen Cinquecentisten. Der nahezu völlige Verzicht auf Umgebung, Beiwerk, Staffage macht uns unmittelbar die Parallele mit Michelangelo fühlbar, der in seiner Madonna als Prospekt eine Menschenlandschaft aufbaute. Auch Scharff reflektiert Akt in Akt. Er vermeidet das Ausklingen der Körperlinien in solchen der Landschaft. Wo er die Linienmelodie eines Körpers wiederholen will, holt er neue Körper herbei, Fläche oder Tiefe mit ihnen füllend. Der Körper ist Maßstab, Dominante. Der Körper bestimmt den Raum (statt, wie im Impressionismus, mit ihm zu verschmelzen). Durch den Körper erfahren wir erst, daß um ihn her Breite, Tiefe, Höhe ist. Man betrachte daraufhin das Gemälde „Zwei Frauen und ein Mann". Wie diese drei stolzen Leiber den Raum regieren! Wie sie ein Nichts von Umgebung zu einer flutenden Umwelt schaffen, in der jedes Gegenständliche befremdend und bis zur Lächerlichkeit überflüssig wirken würde! Sie treten aus dem lichten Nichts hervor, ruhig und selbstverständlich wie die kreisenden Planeten aus dem Weltall.

Sie sind Wunder und Wahrheit, Seligkeit und Religion. Eine Fülle von Geheimnissen, gelöst und entsiegelt durch die Schönheit. Die Weihe des Schönen gibt ihnen ihren Wert, verklärt das Menschliche ins Göttliche.

Und in diesen ruhigen, so ausgesprochen plastischen Gestalten zuckt flammendes Leben, ein Leben, das sich nicht allein durch die Form, sondern auch durch die Farbe mitteilt. Die Körper leuchten. Als Lichtgestalten prägen sie sich uns ein, bleiben uns so in der Erinnerung. Formgewordenes Licht, tauchen sie aus dem farbigen Chaos hervor. Die Schatten laufen an ihnen auf und ab, ein Volk von Kobolden, das sich auf den Riesenleibern spukhaft tummelt, wie Wolkenschatten auf dem weitgestreckten Steinmeer eines sonnenbeglänzten Hochgebirgs. Jeder Muskel ist ein neuer Aufenthaltsort zum Verweilen und zum Fliehen. Die Schatten necken sich, jagen sich, treiben sich hügelauf, hügelab, springen von hohen, hellen Ebenen zurück, bergen sich in Klüfte, vergraben sich in Einschnitte, wo sie lockend lauern.

Dieses Schattenspiel weckt die Erinnerung an Lionardo da Vinci. Wir denken an Lionardo besonders vor der mehrfigurigen Komposition „Der Abend". Zwei gigantische Frauengestalten, sitzend, kauernd. Die nackten Leiber von warmflutendem Licht übergossen. Ein Gleichklang von Abendempfindungen, der Stunde, wo der Lärm schweigt, die lauten Gedanken ausklingen, Schatten wachsen.

Endlich Scharff als Radierer, problematisch, sensitiv, beinahe mystisch.

Verschiedene Radierzyklen sind in den letzten Jahren vor dem Krieg erschienen. „Träume", „Skizzen", „Temperamente", Darstellungen vom nackten Menschen, von Pferden. Bewegungsmotive, in denen Empfindungswerte liegen, die sich schwer schildern lassen. Sie wenden sich so unmittelbar an das Gefühl, daß kein Raum zu Erklärungen bleibt. Sie sind wie sinfonische Musik, bei verschiedenen Beschauern vielleicht ganz verschiedene Gefühle weckend.

Jene gewisse Unbekümmertheit um das: was werden sie sagen? ist bei Scharff stark entwickelt. Er fühlt sich nicht zu Kommentaren verpflichtet. Und auf die Ansprüche derer, die richtige Bilder haben wollen, Programmusik, die nicht begreifen,

daß in dem Elementarsturm einer Bachschen Fuge mehr Musik steckt als in den sangbaren Melodien soundso vieler Dutzendkomponisten, die nicht empfinden, daß Kunst da am größten ist, wo sie sich ganz in das Spiel ihrer Urformen verliert, nimmt er ganz und gar keine Rücksicht.

DER TROGLODYT *Von Hans Natonek*

Immer, wenn oben die Türe mit kurzatmigem Pfauchen aufgeht, rieselt Musik über die Stufen herab wie eine warme Welle. Dann ist es wieder still; nur überirdisch schwebt leise ein Walzer, wie sphärisch entrückt.

Herren kommen herunter, ich stehe wartend im Hintergrund, und wenn sie sich die Hände waschen, reiche ich ihnen ein Handtuch. Mit einem Wildlederlappen reibe ich ihnen die Lackstiefel blank.

So stehe ich wartend im Hintergrund mit Handtuch und Kleiderbürste und sehe die Herren im Spiegel über der weißen Waschtoilette ihren Scheitel glätten oder den Schlips in Ordnung bringen.

Keiner sieht mich an. Warum auch; ich gehöre doch unzertrennlich hierher, ich habe es doch auch gut, ringsum sind doch schöne warme porzellanweiße Kacheln — oben friert so mancher —, und den sanften Karbolgeruch des Desinfektors rieche ich gar nicht mehr.

Ich habe es vergessen, wie lange ich schon hier unten lebe; denn ich bin doch bald 76 Jahre alt. Am Tage schlafe ich rückwärts in meinem Verschlag. Nachts habe ich Dienst.

Was oben in der Welt geschieht, schnappe ich von den Herren auf, die plaudernd herunterkommen. Es ist immer das gleiche, seit zahllosen Jahren. Nur die Namen wechselten: Geraldine Zero, Zock-Zock, Ivonne Laroche, Lisa Müller.

Nebenher gibt es auch noch andere Dinge: Sorgen, Krieg, Geschäfte, Tod. Aber man streift sie nur wie widerstrebend und unwillig und läßt sie dann liegen. Alles mögliche Furchtbare geschieht; aber ich weiß, über meinem Kopf dreht sich die Welt im Kreise.

Ich bin so froh und beruhigt, daß ich hier unten ihrem abendlichen Sektknallen lauschen darf bis zum letzten Herzschlag. Wenn ich allein bin und das leise Wasser rinnen höre, werd' ich so ruhig über den Lauf der Welt. Mögen sie, mögen sie auf meinem Kadaver fröhlich sein.

„NOTRUFE“, APHORISMEN

Von Friedrich Schwangart

II

Nietzsches Größe

Sie ist vierfältig. Er ist

der Entdecker einer allgemeinen unabweisbaren stärksten Lockung im Machtgefühl (den treffenden Ausdruck neben dem öfteren „Wille zur Macht“ braucht er selbst, Fröhl. Wissenschaft I, Aphor. 13),

der Philosoph mit dem Programm Wirklichkeit,

der Beobachtungspsychologe ohne Vorläufer seiner Art,

der Lyriker, der Vorgänger, Zeitgenossen, Nachfahren von Fach an Form, Stimmungsernst, Gedankengut, Musik übertrifft. —

Die unnachahmliche Art des Prosaisten rechne man diesem Lyriker an, weil dies grandiose deutsche Sprachbarock den Weg über die Dichtung kommt, wie er selbst es von guter Prosa verlangt hat.

Der züchterische Ethiker (Naturalist, Idealist, Mystiker) in ihm wurde über Verdienst emporgehoben und seinen höheren wissenschaftlichen Qualitäten vorangestellt. — Gelehrte hört man versichern, er sei in allem eigentlich Dichter gewesen, — die zeitgenössische Dichtung hält seine Beispiele aus ihren Lesen, seinen Namen aus ihren Programmen fern. Hinter beiden Verfahren steckt Furcht.

Nietzsches Allzumenschliches

(Zugleich ein Beleg zu meiner Behauptung: „Nietzsche litt an dieser praktischen Verneinung, allein tief erlebte er sie nicht, — die Ethik wäre ihm sonst nebensächlich geworden“, in meinem „Signale“, Anhang „Grundlagen“ 1917)

Nietzsche, „Fröhliche Wissenschaft“ I, Aphorismus 2, „Das intellektuale Gewissen“: „Ich

mache immer wieder die gleiche Erfahrung und sträube mich ebenso immer von neuem gegen sie, ich will es nicht glauben, ob ich es gleich mit Händen greife: Den allermeisten fehlt das intellektuale Gewissen, ja, es wollte mir oft scheinen, als ob man mit der Forderung eines solchen in den volkreichsten Städten einsam wie in der Wüste sei."

Damit wirft sein Spaten ans Licht das frisch entdeckte geistige Gewissen. Leider aber fährt er also fort: „jeder handhabt seine Wage weiter, dies gut, jenes böse nennend", — und wirft damit den Sargdeckel Ethik über der Herrlichkeit zu.

Wenig weiter ereignet sich Schlimmeres! Wir erleben ihn als den Verleugner und Verleumder des Willens zur Wahrheit, sehen die „unbefleckte Erkenntnis" durch einen, dem sie sich anträgt, hart von der Schwelle gewiesen, tödlich beleidigt mit dem Anerbieten eines Kompromisses: „Ich lobe mir eine jede Skepsis, auf welche mir erlaubt ist zu antworten: Versuchen wir's! Aber ich mag von allen Dingen und Fragen, welche das Experiment nicht zulassen, nichts mehr hören. Dies ist die Grenze meines Wahrheitssinnes: denn dort hat die Tapferkeit ihr Recht verloren." —

Ethik und Erziehung

Ethik an und für sich ist kein Gegenstand. Uns sei sie ein Werkzeug und Angelegenheit der Erziehungspraxis. Mit unserm überethischen Erziehungsziel gewinnen wir eine Ethik.

Unsere Erziehung, was wollte sie doch? — Den Geist entfesseln, — die Welt ihm bewohnbar machen.

Produktionsreform — Erziehungsproblem

Die Produktionsreform soll sich gegen den Gewinnanreiz richten. Neben ihm gibt es aber noch andere kulturwidrige Triebe: Nach Beseitigung des Gewinnanreizes blieben Mißstände gerade an Kulturstätten auf Ehr- und Beifallsucht, unkultivierter Machtgier, Mangel an geistigem Gewissen gegründet. Dem allem kann nicht wirtschaftlich abgeholfen werden. Wie weit es erzieherisch möglich sei, das ist ein Problem.

Einseitig wirtschaftliche Reform ist Stückwerk. Und wir stehen jetzt vor zwei wesentlich verschiedenen Unternehmen: wirtschaftlich gilt es einen Versuch und braucht man Täter — erzieherisch gilt es ein Problem und braucht man Geister.

Zum Aufstieg des Begabten. (Eine skeptische Betrachtung)

Das Problem der Begabungsauslese wird meist in der Art angefaßt, daß man nach einem Automaten sucht.

In Wahrheit kann nur der Geist entscheiden, denn jedes denkbare System führt schließlich zu dem Augenblick, in dem ein Mensch nach Gutdünken richtet: „Was ist begabt?"

Mir scheint, daß die meisten, die bei dieser Erkenntnis verzagen, doch die tiefere Tragik des Falls verkennen.

Das natürliche Maß, nach dem jene letzte Entscheidung zu treffen ist, wäre nämlich spielend gewonnen und mühelos eingeführt in einer nur um eine einzige Tugend reicheren Menschheit. Nennen wir diese wildfremde Tugend etwa „Urteilens-Beweglichkeit" — mit einem einseitigen Ausdruck, die Sprache gönnt uns keinen erschöpfenden — und setzen wir erläuternd dazu: sie ist der Urgrund wahrer Gründlichkeit, — sie ist am fernsten unsrer an leeren Systemen verbildeten, nach leerer Systematik gierigen engeren Umgebung. — Wäre ihre Anerkennung nicht leider erst Folge eines Aufstiegs der Begabten? —

Das natürliche Maß heißt: Selbständigkeit oder Unabhängigkeit, geistige, seelische, — unsere Forderung zum Aufstieg der Begabten wäre: Anwendung dieses Maßes seitens der Begabungsrichter, Respekt vor ihm bei der Allgemeinheit.

Dieses Maß ist unentbehrlich, weil es das einzige zweckentsprechende ist. — Zugleich vereinfachte es die Technik der Lösung, denn es gilt für jedes Fach Kultur zeugender oder fördernder Betätigung, für jede Art Produktion, des Geistes, Gemütes, Geschmacks, jede Willensrichtung. Wille, der es anerkennt, ist Tugend, Wille, der es ablehnt, Laster. Willensstärke ohne Beziehung zu ihm ist sinnlos.

Die Vorstufe zum Ausleseversuch bildete danach dieser Zustand: In Erziehung, Unterricht, Laufbahn, für Leben und Leisten, gilt als oberstes Maß der Grad der Selbständigkeit; der Allgemeinheit wird als vornehmste Tugend Achtung vor diesem Maßstabe vorgestellt. — Im Bewußtsein der tieferen Tragik, die das Vorhaben birgt, gewissermaßen als Anwalt der fremden Tugend, die wir Urteilens-Beweglichkeit nannten, wiederholen wir jetzt lauter, für diese und jede Vorzeit des Versuchs: gefährliche Widersacher unseres Maßstabs treten unter seinem Namen auf und wurden unter diesem gefälschten Namen als vermeintliches Maß der Begabung immer wieder anerkannt. — —

Für den Fall des Mißlingens schwebt uns als ferne Hoffnung vor ein Auftrieb der Begabten, vielleicht die Folge schlimmerer Qualen und Umwälzungen, vielleicht die jenes langsamen Menschheitsreifens, dessen Tempo die besten Geister unter uns zur Verzweiflung bringt. Ob dieses Reifen sich soweit vergeistigen wird, sieht niemand voraus, niemand kennt psychologisch seinen Vorgang; mit dem Blick in den Stumpfsinn einer Gegenwart begreift der Erkenner diese Möglichkeit nicht, mit dem Blick in das logische Raffinement, das dieser Stumpfsinn meistert, wagt er dann und wann die leise Hoffnung. Freude macht sie ihm nicht.

Gesunder Geist

„Nur in einem gesunden Körper kann ein gesunder Geist wohnen.“ (Lehrsatz der Kriegsleute, Sportler, Schulmeister.)

Trifft das zu, dann war seither der wahrhaft große Geist kein gesunder Geist, denn der große Geist hat meistens in kranken oder doch schwächlichen Leibern gewohnt.

Eine Bitte an die Natur sei: möge sich der große Geist das Wohnrecht im gesunden Leib erwerben! — Im Sinne jenes Lehrsatzes: möge der große Geist gesunder Geist, möge er Menschenanrecht werden! — Diese Gemeinschaft dürften wir den „Übermenschen“ nennen.

Phylogenie

Die Lebenserforschung muß sich wieder bewußt werden, daß Aussagen der Phylogenie hypothetisch sind. Sie weisen hin, beweisen aber niemals. Sie bieten bestenfalls Wahrscheinlichkeit und geben Winke, in welcher Richtung auf eine Frage nach dem Was ist? eine Lösung versucht werden mag. Zu Gewißheitszeugen taugen sie durchaus nicht.

Ursprung der Manier (Kunst und Wissenschaft)

Er ist zwiefach. Persönlich und schematisch. — Persönlich: Die allgemein gültigen Vorschriften werden einer anerkannten Persönlichkeit abgeborgt. — Schematisch: Ein Gründerzirkel setzt sich in Widerspruch zur geltenden Manier, proklamiert ihren Werten entgegengesetzte Werte. Beide Male rechnet man psychologisch: im ersten Fall mit dem Herdentrieb, im zweiten mit dem Gesetz der Kontrastwirkung. (Natürliche Kunstentwicklung in Gegensätzen gibt es nicht; das Bedürfnis nach solcher Entwicklung ist sehr menschlich, doch weder kunstgemäß noch künstlerisch.)

Dem zweiten Verfahren, dem schematischen, droht ein toter Punkt: da Kontrastwirkung einen Gegendruck seitens des Herdeninstinktes überwinden muß. Zu diesem Behufe setzt man Theorie ein, und zwar Gründungstheorien. Der Vorgang verrät sich daher immer schon an solchen Theorien, und meist sieht man davon anfangs mehr als von der Praxis. Weil es für den Anfang leicht an willigen Talenten fehlt.

Die meisten Manieren sind von beiderlei Ursprung: Wenn es geachtete Persönlichkeiten gibt, die zur regierenden Manier gegensätzlich schaffen.

ANMERKUNGEN

Ein paar Worte, damit, wenn nachher von einer Umkehr der Meinungen gesprochen wird, dieses Salto mortale von den Beteiligten richtig geschätzt und mit Befriedigung festgestellt werden kann, daß sich eigentlich nichts geändert hat, — nur der zufällige abseitige Beobachter hat den Mund zu einem leichten Lächeln verzogen.

Auch die Dresdner Sezession „Gruppe 1919" hat also jetzt in einem öffentlichen Schreiben auf die Notwendigkeit einer radikalen Aenderung im System des Betriebes der hiesigen Staatsgalerie hingewiesen und mit Recht die Berufung einer geeigneten Persönlichkeit zum Leiter der „modernen" Abteilung verlangt. Sie möchte für die in Frage kommende Stelle folgende Namen in Vorschlag bringen: Küppers-Hannover, Hausenstein-München, Secker-Danzig, Däubler-Berlin. Und sagt: „Alle vier haben bewiesen, daß sie unsre Zeit und ihren Ausdruck verstehen und daß sie für das neue Schaffen eintreten".

Ich nehme an, daß die Dresdner Sezessionisten gelesen haben, was Paul Erich Küppers in der fortschrittlichen Hannoveraner Monatsschrift „Das hohe Ufer" über seine Berliner Ausstellungseindrücke (Juni-Heft) geschrieben hat —: „Sehr auffällig und selbstbewußt, mit eigner Jury und eigenem Raum, tritt die Dresdner Sezession, Gruppe 1919, auf. Nach der großen Reklame, die diese Leute zu machen verstehen, hatte ich viel erwartet und war nun um so tiefer enttäuscht. Felixmüller ist bis jetzt die einzige ehrliche Kraft dieser Gruppe. Alles andere ist gewaltsam gemacht, erklügelt, ohne inneren Zwang, ohne Gläubigkeit, ohne Ergriffenheit fabriziert. Wir lieben den Expressionismus, darum hassen und bekämpfen wir alle expressionistischen Jongleure und Konjunkturritter. Und von solchen ist die neue Vereinigung noch allzu sehr durchsetzt. Zwei Bilder von Franz Marc aus Besitz der Fürstin Lichnowsky taten dar, daß alles theoretisch zurechtgelegte Zeug, alles willkürliche Schwelgen in Farben, dieses gewalttätige Zerhacken und Zerwürgen jeder Form, dem keinerlei neue Gestaltung entgegengesetzt wird, doch nur ein Stammeln und Stottern ist gegen das klare, straff gegliederte, tief empfundene Werk des Frühvollendeten." Ein Mann, ein Wort.

Daß Küppers sich für neues Schaffen in der Kunst eingesetzt hat und daß seine Tätigkeit in Hannover besonders verdienstlich ist, sei hier deutlich angemerkt. Ist es nun daher selbstverständlich oder trotzdem bewundernswert, wenn außer der „einzigen ehrlichen Kraft" (die Adolf Behne etwas angeheizt findet; — mein Gott, man kennt sich schon gar nicht mehr aus!) auch die übrigen „expressionistischen Jongleure und Konjunkturritter" der Gruppe den Wunsch hegen, von Herrn Küppers an Ort und Stelle der neuen für ihn eigens ausgedachten Amtstätigkeit die Bestätigung ihrer Nichtswürdigkeit zu empfangen? — Es wird zu dieser Audienz gar nicht kommen. Küppers, der hält, was er spricht (oder sollte er sich summarisch versprochen haben?), wird es im — sehr unwahrscheinlichen — Falle seiner Berufung ablehnen, da zu wirken, wo der Fortschritt in der Kunst ganz allein von Leuten bestimmt wird, denen er nicht einmal die bona fides zusprechen will. Während doch in Hannover wenigstens Gleichmann, Schwitters, die ich kenne und schätze, ehrliche Arbeit machen. Also, Herr Küppers wird gar nicht kommen wollen, seit er in Berlin die Spukgeister gesehen, welche in einen langweiligen Berliner Kunsttümpel lachend ein paar Edelsteine warfen, daß es nur so klatschte. — Abwarten. Vielleicht revidiert er seine Erinnerungen und Eindrücke und findet, was Adolf Behne gleich gesehen, daß revolutionäres Temperament fraglos am stärksten bei den Dresdnern zu entdecken war; und sieht sich mit Behne nochmals die Bilder von Lasar Segall an, über den auch Grohmann Eindringliches zu sagen wußte; Adolf Behne wird ebenso bereit sein, ihn baldigst mit Gela Forsters Plastiken bekannt zu machen, für welche heimatliche Horizonte bald zu eng sein werden, was Theodor Däubler sofort bemerkte; und selbst der stets wägende und selten wagende Paul Westheim gesteht vorsichtig (man kann eben niemals wissen) den Felixmüller, L. Segall, Gela Forster „Möglichkeiten einer eigenen Entwicklung" zu, welches Bekenntnis immerhin mehr Gewicht hat, als die Verantwortung, die Herr Küppers beim Niederschreiben seiner „Berliner Eindrücke" spürte. Durchaus nicht für das Heute, sondern für das, was übermorgen kommen wird, sehr eingenommen, habe ich auch für Temperamente wie Otto Dix, dessen naive Schwarmgeisterei und natürliche Wildheit so viel angenehm Zerstörerisches in sich birgt, eine unleugbare Schwäche, und wundere mich, daß die Torwächter der vermeintlich noch immer Neuen Kunst diesen kühnen Indianerhäuptling aus Thüringens Wäldern nicht in die künstlich aufgedonnerten und langweiligen Gefilde ihres Expressionismus zur eigenen Erfrischung aufnehmen.

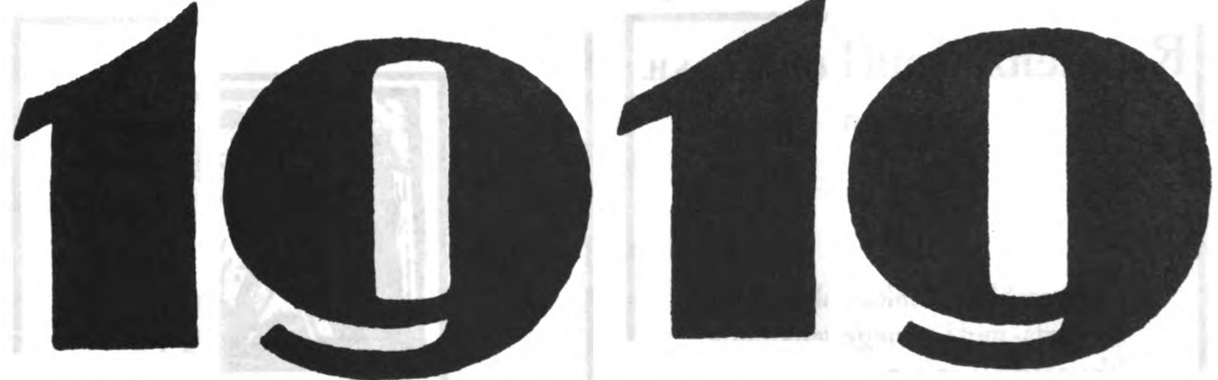
Nicht als der geistige Urheber der Dresdner Sezession fühle ich mich veranlaßt, ihre künstlerischen Werte vor der Oeffentlichkeit zu preisen. Zudem: prinzipielle und persönliche Gründe haben mich von der Gruppe getrennt. Ist's eifersüchtiger Lokalpatriotismus? Ich habe für die Todesart eines Lebens zwischen grün-weißen oder schwarz-weißen Grenzpfählen kein Verständnis. Nur die Tatsache, daß einer der „Berufenen" vor den Bildern L. Segalls oder den Plastiken Gela Forsters so hilflos dastand (Felixmüller „kannte" er schon), wie etwa Fritz Stahl vor einem Jahr Franz Marc gegenüberstand, läßt mich die Urteile anderer anführen, damit Herr Küppers, unsicher gemacht, es nicht mehr unternimmt, vorschnell über ihm unbekannte Künstler sich sachkundig zu äußern, ohne vorher die Meinung solcher eingeholt zu haben, die selbständig sehen und erkennen können. Mag's L. Feininger oder die Dresdner Sezession sein, die zu besingen Herr Küppers die Feder ergreift: Du darfst erst dann nachsingen, geliebtes deutsches Publikum, wenn einwandfrei festgestellt ist, daß und vor allem wer ihm vorgesungen. Aber ihr plappert ja doch alles nach.

Wir erwarten von der sächsischen Regierung die Berufung eines Leiters für die Sammlungen Neuer Kunst. Er muß ein wirklicher Führer, ein Schöpferischer sein. Für die Zukunft der staatlichen Sammlungen wird nicht nur eine Aenderung des bisher geübten und unhaltbaren Systems entscheidend sein, sondern der das Neue erfüllende Geist.

H. Zehder.

Verlag: Emil Richter / Druck: Petzschke & Gretschel / Für die Schriftleitung verantw.: Hugo Zehder / Sämtlich in Dresden

6. HEFT SEPTEMBER JAHRG. 2



NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DRESDEN

KRAUS REPRINT 1970

1919
NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG
SCHRIFTLEITER HUGO ZEHDER

September-Heft **INHALTSVERZEICHNIS** 2. Jahrgang

Alle Zuschriften und Einsendungen sind zu richten: An die SCHRIFTLEITUNG 1919 NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG, Dresden, Prager Straße 13 — Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Preis der Monatsschrift: Das Halbjahr M 9.—, das Einzelheft M 2.—
Titelblattentwurf von ARNO DRESCHER, Dresden.

Aus dem Inhalt der letzten drei Hefte:

JUNI: Paul Zech: Das Ereignis / Theodor Däubler: Gela Forster / F. Marcus Huebner: Die drei Stufen der ewigen Revolution / Adolf Behne: Zum Gedächtnis Herrmann Essigs / Dichtungen von Iwan Goll, Stéphane Mallarmé
Abbildungen: Plastiken von Gela Forster.

JULI: Friedrich Sebrecht: Geschminkte / E. v. Sydow: Das Weltbewußtsein und die Kunst des primitiven Menschen Friedrich Schwangart; „Notrufe“ / Zu den Bildern des Heftes / Dichtungen von Anton Schnack / Abbildungen von Werken aus der zweiten Ausstellung der Dresdner Sezession „Gruppe 1919“ mit Gästen.

AUGUST: Friedrich Karinthy: Das neue Leben / Mela Escherich: Edwin Scharff / Hans Natonek: Der Troglodyt Friedrich Schwangart: „Notrufe“, Aphorismen II / H. Zehder: Anmerkungen / Dichtungen von F. H. Bierbaum, Curt Saemann†, Rudolf Hartig / Abbildungen von Graphik, Plastik und Gemälden Edwin Scharffs.


XIV

1919

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

AHASVER

Von Heinar Schilling

Dr. Soffel geht in der Heide spazieren.

Die Rädergleise sind an den tiefen Stellen des Wegs mit Wasser gefüllt, das den bewölkten Himmel in regungslosen Reflexen spiegelt. Grau wechselt mit Weiß in diesem Spiegelbild der querjagenden Wolken, scharf gezackt stehen die schwarzen Kiefernkerzen gegen den dunkleren Horizont, hier und da glitzert ein Wassertropfen und zwingt die Augen, in das Fiederwerk der Nadeln einzudringen. Das macht nachdenksam, das läßt stehenbleiben und tief aufatmen, und solch kleine gruselige Kiefern von oben bis unten mustern.

Dr. Soffel bleibt also stehen.

Mit dem schweren Atemzuge überfällt ihn ungestüm der nasse Duft des Waldbodens. Er ist schwer, als müßte man ihn von der Erde wegheben, man saugt sich fest an die Erde, der Geruch beugt die Rücken und zwingt die Augen in das Dunkel zwischen den Bäumen, wo es schon ganz Nacht ist.

Was Wunder, daß dort plötzlich Ahasver lag?

Da bist du also, sagt Dr. Soffel. Und Ahasver antwortet, träumerisch und sentimental wie alle Juden: Pacificbahn!

Pacificbahn, denkt Dr. Soffel, und die Klarheit schießt wie eine Welle Blut durch seinen durch den Schreck erstarrten Körper. Ach so, atmet er auf. Es war bei dem Eisenbahnunglück. Ach ja — wir mußten im Walde nächtigen, in den rocky mountains, und da überfiel mich dieser alte Heimatdrang, dieser Geruch aus Kindheit und Sehnsucht.

Er sah also Ahasver an, zuckte die Achseln, nahm schließlich den Hut ab, verbeugte sich und wollte gehn. Irgend etwas hielt ihn noch den Bruchteil einer Minute fest — irgend etwas bannte seine Augen in Ahasvers Gesicht — dann zuckte er die Achseln noch einmal, wandte sich kurz um und ging, wie er gekommen war, langsam schlendernd in den abendlichen Heideweg.

Der Abend war inzwischen völlig im Osten hochgestiegen. Wie ein Tuch zog sich das Dunkel über die Hälfte der Himmelskugel. Die Bäume hatten ihre dunkeln Schatten verloren und waren schwarz geworden, selbst zwischen den einzelnen Nadeln hing jetzt das nächtliche Lila. In dem Widerschein der Lachen erschien ein Schwefelgelb der letzten Abendwolken, das Dr. Soffels Augen in die Höhe zwang. Es war das durchaus gewöhnliche Bild eines regnerischen Sonnenuntergangs, zwischen ganz schmalen Wolkenkulissen in Grau und Dunkelblau ein hervorbrechender Abendhimmel mit schiefstehenden Sonnenstrahlen nach der Höhe des Himmels zu.

Jäh erschrak Dr. Soffel. Auch das! Auch diesen Himmel hatte er gesehen, genau das gleiche Bild, derselbe schräge Strahl, dieselbe bucklige Wolke, dasselbe Zittern der hohen Bergkiefern am Horizont. Um aller Himmel willen, was ist das? — überfiel ihn der Schreck. Auch das? Ist alles ein Zweites? Muß ich denn . . .

Er fährt mit den Händen an den Kopf — er

schließt die Augen. Mit dem Erfolg, daß er plötzlich Ahasver von hinten kommen f ü h l t.

Er kann nicht schreien, er würde es auch nicht wollen. Er kann nicht in die Erde sinken oder ähnliches. Er kann nicht, kann nichts. — Er wartet, eine Sekunde, zwei, einen Augenblick der Ewigkeit wartet er — dann öffnet er die Augen:

Er ist nicht da. Nirgends. Er sieht sich um wie ein Verbrecher. Er geht lautlos, vorsichtig, den Kopf vorgebeugt, an die ovale Biegung des Wegs. Nichts. Er atmet auf. Er setzt sich auf den nächsten Baumstumpf.

Schlagartig kehrt die Vernunft wieder. Hinter den hohen Wipfeln am Berghang zieht die blaue Nacht heran. Das Dunkel wird greifbar, so daß er die geöffnete Hand darnach ausstreckt. Er möchte es greifen, halten, ist es nicht die Erlösung? Oder vielleicht auch da?

Er heißt die Gedanken stillstehn, umkehren. Nur nicht daran denken. Nur nie klar werden. Was will denn dieser Judenjunge, dieser Ahasver? Mich trieb überhaupt nichts, als ich in die Welt ging. Weder Geld, noch — noch Abenteuerlust, noch irgendein — ein — ein Frevel — noch — noch — „Gar nichts", schreit er jäh in den Wald. „Überhaupt nichts, nichts", brüllt er, so laut er kann.

Nun, weshalb denn? fragt die Stimme.

Himmelkreuz, murmelt er, und will aufstehn. Hinter mir? Nein. Ach so, vor mir. Also sitzenbleiben. Um Gottes willen, die Nacht kommt.

Also warum denn? fragt es wieder. Werde ich verrückt? Wer hat hier zu fragen? Wer fragt denn überhaupt? Wer hat zu fragen — zu — zu —? Er zuckt zusammen, ihn fröstelt. Ich muß ja erst die Frage beantworten, denkt er. Ich muß ja sitzenbleiben. Warum mußte ich sitzenbleiben? Wer fragte doch? Ach so, weshalb ich fortging? Nein, wegen des Geldes nicht, das hatte ich — hätte sich auch anders in Ordnung bringen lassen. Wegen Hanne erst recht nicht. Ach Gott, so'n Mädel geht eben zu leicht ins Wasser. Kann passieren, nicht wahr? Passiert oft? Sehr oft?

„Antworte doch", brüllte er einen Baumstamm an. Er ist gar nicht erstaunt, als der auf ihn zukommt. Es ist Ahasver, er nimmt den Zylinder ab.

„Wie Sie wünschen."

Wer wünscht? Ich wünsche gar nicht. Ich befehle. Hören Sie! Hören Sie?

Dieser verfluchte Judenjunge, denkt er. Nun ist er weg. Ich wollte ihm doch gerade erzählen. Es ist doch alles so einleuchtend. Herrgott, ich ging eben hinüber, nach Amerika. Ich ging etwas — schnell.

Sie brauchen gar nicht zu feixen. Was bilden Sie sich denn ein?

Da ist er also wieder. So ein Spitzbube, denkt er. Stellt sich hinter... ja, hinter was steht er denn? Ach so, das ist der vermaledeite Cellokasten. War eigentlich eine gute Idee. Hatte auch niemand die Leiche drin vermutet. Und als der Kasten auf dem Imperator über Bord ging, hat die Versicherungsgesellschaft so brav gezahlt. Haha.

Ich gehe jetzt, sagt er ganz laut. Wenn Sie nicht mitgehen? Tut mir sehr leid. Bedaure, Guten Abend.

Ahasver bleibt also hier, denkt er. Wundert mich. Es ist doch N a c h t.

Desto besser. Also! Dr. Soffel geht mit schnellen Schritten denselben Kiefernweg zurück. An der kleinen Kiefer zwingt ihn die Neugierde doch, ins Dunkel zu spähen. Ahasver ist weg. Eigentlich sollte es mich beruhigen. Warum beunruhigt es mich nur? Warum?

Der Weg biegt plötzlich um. Man sieht im blauen Nachtlicht nur die gewölbten Kronen der Bäume. Wie ein grauer Strich taucht zwischen den Stämmen die Chaussee auf.

Dr. Soffel nimmt den Hut ab. Er wartet auf die Elektrische. Die Nacht ist von einer glasklaren, durchsichtigen Stille. Man hört nur das leise Rauschen der fernen Wipfel auf den Hügeln, wo der Wind ab und zu erwacht. Er geht einige Schritte. Man kann das Feuermeer der Stadt sehen, ein rotglühender Dunst mit himmelhoch ragenden Lichtsäulen über dem Zentrum. Ab und zu blitzt eine Lichtreklame. Das grelle Rot der Bogenlampen strahlt von der Bahnhofsgegend

wie kleine, gazeumhüllte Monde glänzen ein paar nähere, ganz hohe Lichtmasten. Unten, in einer Verkehrsstraße, fährt ein Auto. Man sieht die Breite der Scheinwerfer in der feuchten Luft.

Plötzlich hört er das Surren in der Hochspannung. Die Elektrische wird gleich kommen, denkt er, und schlendert zur Haltestelle. Da steht wer. Eiskalt überläuft es ihn. Natürlich! Ahasver. Steige ich auf den Vorderperron! denkt er. Leuchtend biegt der Kraftwagen um die Kurve, die Schienen klirren. Als er wieder hinschaut, kann er ihn nicht mehr sehn, er muß schon hinter dem Lichtkegel der Vorderlaterne sein. Schon gut! Also der Vorderperron.

Die Elektrische rasselt den steilen Waldberg herunter. Langsam werden die Straßen belebter, es ist gegen elf, als sie das Zentrum der Stadt erreicht. Die Bogenlampen erfrischen Dr. Soffel. Er wird sich nicht klar, ob es das Stimmengewirr ist, das so beruhigt. Es war so still, so unheimlich still im Walde. Das Wort ‚unheimlich' quält ihn lange. Fast vergißt er das Aussteigen. Pardon, sagt ein Herr, der ihn anstößt. — Bi — das Wort bleibt ihm zwischen den Zähnen — es ist Ahasver, der den Zylinder lüftet. Schlotternd steht er an der Haltestelle, die Elektrische rasselt davon. Er sieht sich um wie ein Raubvogel, mit kurzem, drohendem Rucken des Kopfes. Verwunderlich, höchst sonderbar — niemand.

Er geht ein paar Schritte. Aha — fast beruhigt es ihn, dort steht er in dem Dunkel einer kleinen Gasse. Er beißt die Zähne zusammen und geht vorbei. Trotzdem fühlt er, wie der andere sich aus dem Dunkel löst und mitgeht, immer zwanzig Schritt hinterher — dann kommt er immer näher.

Vor ihm trippelt eine Kokotte. Gleichgültig streift sein Blick Fesseln, Hüften, Schultern. Er überlegt: Halb zwölf — wird nicht viel sein. Plötzlich kommt die Erleuchtung: das ist ja die Rettung. Er kann doch dann nicht hinterhergehn. Ausgeschlossen, ich bin frei! Er schwingt belustigt den Spazierstock und spricht sie an.

Als sie in der nächsten Bar sitzen, sieht Dr. Soffel durch den Schlitz des Vorhangs, wie der Mixer wechselt. Es ist Mitternacht, das Nachtpersonal beginnt. Es ist fast kein Schreck mehr, als er ihn erkennt. Na, dann wäre ja der ganze Weg verständlich, plötzlich sagt er laut: ich brauche also bloß wegzugehn!

Was willst du, fragt die kleine Kokotte — schon?

Er lächelt fad und beginnt zu tanzen. Der schwere Chablis, mit dem er sich betäuben wollte, macht seine Bewegungen eckig. Er geht an die Bar und trinkt stehend einen extra-flip, den er kommandiert. Jede Bewegung des Mixers kontrolliert er, er stiert ihn an, als versuchte er, sein Wesen zu durchdringen. Ist das denn Gespensterstunde? Ach nein — es geht ja schon seit abends um neun! Es ist so eine Art Verhängnis heute. Und zur Kokotte: „Komm, wir wollen gehen".

Schon! Sie lächelt ein geschminktes Begehren.

Es widert ihn plötzlich an, die ganze gelernte Pose. Er sieht den Blick, den sie mit dem Mixer wechselt. Also unter einer Decke — sie hat mich ja in die Bar geführt. Er feixt etwas plötzlich über den lächerlichen Doppelsinn seines Gedankens.

Was hast du denn, Großer? fragt sie.

Er schrickt auf. Was ist denn nur los? Er ist ernüchtert. Er sieht nur die gelernte Pose, die erkünstelte Lust. Wo hatte er nur das erstemal... In Frisco — natürlich, und das war damals, als ich — hm, geflohen war. Ich hatte wirkliche Sehnsucht nach unseren lieben deutschen, echten Kokotten — wie sie posierten, da drüben — es war widerlich. Überhaupt — was hatte er dort durchgemacht. Wie hatte ihn jedesmal die Sehnsucht gepackt — nach der Heimat. Und wenn es nur nach Kokotten war — echte, wahre Sehnsucht des Herzens, eine Ruhelosigkeit. Ja, das war es gewesen, das mit Ahasver. Drüben, das erstemal beim Unglück der Pacificbahn, wo er zwischen dem Schreck der Gefahr und der Möglichkeit der Entdeckung seiner Flucht von der heißen Liebe zum deutschen Wald gepackt wurde, urplötzlich — zu jenem Dunkel zwischen den Kiefern, zu jenem Duft des Waldbodens, der ihn dann ruhelos durch Asien und Afrika trieb, hierher, zu dieser eben erlebten Abendstunde, zum Wiedersehen mit —

Ahasver. Ruhelos, schuldbeladen, dachte er. Ihn fröstelte. Wird das so weiter gehen? Werde ich ihn wieder und wieder treffen? Schon weiß ich, — er fuhr sich an den Kopf — Was dachte ich doch eben? Palmen von Damaskus — Zedern Libanons. Ach so — vor vier Wochen war ich dort. Gut, sehr gut, oder sollte das — die — Schuld sein?

Der verfluchte Judenjunge, sagt er laut und denkt an Ahasver, der Christus schmäht.

Soll ich denn verrückt werden? Gestern nachmittag angekommen und morgen im Gefängnis? Wie?

Zufällig streift sein Blick das Mädchen. Mit Erstaunen sieht er ihre Schönheit. Die Linien der Gestalt sind ebenmäßig und verheißen Lust. Mit der Plötzlichkeit des Gedankens reißt er sich aus den Gedankengängen.

Komm, wir gehen jetzt.

Noch den Weg denkt er an Frisco und an die Sehnsucht nach deutschen Mädchen.

* * *

Als er zwei Stunden später zufällig durch dieselbe Straße kommt, ist er ernüchtert. Alles erscheint ihm klar, alltäglich, bekannt. Er ruckt sich zusammen und bleibt einen Augenblick vor einem Barometer stehen, das er neugierig abliest, zur Kontrolle seiner Nüchternheit, wie er zu sich sagt.

Als er an der Bartür vorbeigeht, hört er deutlich die Stimme des Mixers — es ist ein Streit. Schnell tritt er ein, es handelt sich um einen Zechpreller. Man telephoniert nach der Polizei — da wirft der Betrüger Geld auf den Tisch. Er will zur Tür hinaus, der Mixer tritt ihm in den Weg. Erstaunt sieht Dr. Soffel einen ganz fremden Menschen. „Sie haben zu warten", brüllt der Mixer und stellt sich in Stierkämpferposition. „Der Mann ist ja in seinem Recht", schreit Soffel, und gibt ihm einen knock out, so daß die Tür einen Augenblick frei wird. Im selben Moment, als der Zechpreller und seine Kumpane eben hinaus wollen, kommen die Detektive.

Dr. Soffel wanken die Knie. Der Herr im Zylinder — ja, geht denn die Welt unter? Dieser verfluchte...

Da spricht ihn jemand an — Ja, Ruhestörung, hört er. Er soll mitgehen? Was? Mit? Wohin?

„Ich verhafte Sie", hört er wie durch einen Schleier. Da legt der Herr im Zylinder ihm schon die Hand auf die Schulter.

Wie unter einem Schlage zuckt er auf.

Was wollen Sie? Sie glauben wohl, weil Sie mir nachlaufen? Seit heute abend um neun. Oder überhaupt — alles sprudelt heraus. Seine Augen werden glasig und stier. Oder wegen dem Pacific? Oder wegen dem Cellokasten? Wie? Das möchten Sie wissen, was drin war? Natürlich —

Seine grelle Lache gellt durch den Raum. Überall erscheinen Gesichter. Ein Tumult beginnt. Schon nehmen einige seine Partei.

„Was, und — ja, was wollen Sie — warum hetzen Sie hinter mir her? Ich habe den schnellsten Weg genommen, was? Sie wollen mich wohl — in — ins — ins Gefängnis — haha — Sie? Sie verfluchter Judenjunge! —"

Seine Stimme schnappt über. Aus den fassungslosen Gesichtern, die seinen irren Worten mit erschrecktem Staunen zuhörten, bricht ein jähes Lachen.

Schwer legt der Beamte seine Hand auf die Schulter des Dr. Soffel — und da er eben wieder losbrechen will, hat man seine Füße hochgehoben. Schon liegt er im Auto — als er zu brüllen beginnt, hört er die Stimme eines Polizisten — „knebeln". Er zuckt zusammen und schweigt.

* * *

Am nächsten Morgen entschuldigt man sich. Bedauerliches Mißverständnis. Der Kommissar ist die Höflichkeit selbst — allerdings — gewissermaßen — einige Ausdrücke könnten vielleicht — trotz der Umstände — der — man möchte sagen, allzu fröhlichen Stimmung des Herrn Rechtsanwaltes — als — Beamtenbeleidigung — gedeutet werden.

Dr. Soffel bezahlt lächelnd 120 Mark.

MITTERNACHT

Von Béla Révész

Einzigberechtigte Uebertragung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein

Der Portier sagte dem Gaste:

„Dies ist kein solches Hotel, Sie belieben zu irren . . ."

Der Gast gab ihm ein Trinkgeld, brummte etwas, und der Portier führte den mitternächtlichen Gast ins einzige Stockwerk. Auf den schartigen, bloßen Treppen, im hinterlistigen Dunkel der Petroleumlampe, führte ihn der Portier hinauf:

„Hoppla, gnädiger Herr . . . Hier ist ein Brett verfault . . . Hoppla . . ."

Er ließ auch selbst seinen fetten Körper hinaufhüpfen, auf dem spiralförmigen Pfad. Oben, im schmalen und länglichen Stockwerk, aus dem Tunnel der Finsternis, kam ein dickes Weib hervor: Von ihrem Waschkleid flatterte säuerlich der Stärkegeruch, auch sie sagte dem einsamen Gaste irgendeine Warnung, doch brummte dieser mit gesenktem Kopf weiter, gab mit haschender Hast auch dem Weibe ein Trinkgeld; der Portier und die Wirtin öffneten dem Fremden ein Zimmer.

*

Düster kauerte das häßliche kleine Garni; der magere Korridor war krank von dem Geruch, der aus den Stuben drang; hinter den schmutzigen Wänden kämpfte, röchelte jene Liebe, die in Menschenwracken nicht sterben will.

*

In der einen Stube erstarrten eines alten Mannes würgende Hände um den Hals eines jungen Mädchens, und mit knieendem Entsetzen schreckten sie urplötzlich im Bett auf; sie lauschten hinaus . . .

Eine unglückliche Stimme heulte in der Ferne.

In einem anderen Zimmer biß ein vettelhaftes Weib einen alten Offizier, und, auf den Kopf geschlagen, kamen sie zur Besinnung . . .

Die heulende Stimme brüllte aus voller Kehle durch die Nacht.

Der vertrocknete Rechnungsrat stieß in der bergenden Höhle die alte Schauspielerin beiseite, und schweißgebadet, zitternd lauschten sie nur mehr dem Brüllen . . .

Die unmenschliche, unbekannte Stimme flog schmetternd über dem Garni dahin, triumphierend an den Stuben vorbei, röchelte, schrie auf, gellte sirenenhaft über den freudebereiten, überworfenen Räuschen dahin.

*

Die Menschen in den Stuben, unter den Peitschenhieben des Entsetzens, jagten einander schwindelbefallen. Auseinandergerissene verkrampfte Paare stolperten zu den Türen.

*

Der Offizier und das vettelhafte Weib schleppten sich an die Schwelle, betrachteten den mitternächtlichen Wahnanfall; in seinem Majorrock taumelte der traurige Mann unter seinem zerquälten Verlangen; im Dunkel des Korridors brüllte, stand, zögerte der einsame Gast... seinen zornigen Kopf warf er zwischen die Schatten zurück, und aus seinem bis zum finstern Plafond aufgerissenen Mund heulte — schrillte die Stimme, wie ein schlimmer Traum, wenn wir aus dem Tod nicht erwachen können . . .

Und die Stimme wirbelte zur anderen Schwelle, wo hinter der alten Schauspielerin der vertrocknete Rechnungsrat stammelte:

„Gerade jetzt . . . Gerade jetzt . . ."

Und des nächtlichen Gastes Stimme gellte schmetternd auf, des Rechnungsrates erschlaffte Finger krallten noch in der Schauspielerin Schopf, und ohne Atem stammelte er:

„Gerade jetzt . . . Gerade jetzt . . ."

*

Der weiberlose Mann haderte mit seinem Entsetzen, sein tanzendes Jackett zitterte — flatterte gleich den Schwingen des Trauervogels, seine lackbeschuhten Füße hüpften vom feurigen Fußboden auf und auf, seine Arme, seine Schultern, sein

Körper sprangen in die Höhe wie ein gestoßener Ball, hüpften bergauf, sausten talab, seine heisere Stimme trompetete keuchend, lachte schluchzend, brach ab, verstummte tutend... An die Schwellen gepflockt, mit der dunklen Hochzeit zerrissenen Fetzen, standen die Paare, und ihr Herz wimmerte:

„Gerade jetzt . . . Gerade jetzt . . ."

•

Die Wirtin kreischte:

„Rettungsgesellschaft . . . Rettungsgesellschaft . . ."

Der Portier schrie durchs Fenster hinaus:

„Polizei . . ."

Irgendeine strafende, ränkesüchtige Hand griff aus der wolkigen Nacht durchs Dach des Garni, trieb die Furie des Wahnsinns mit dem Delirium der Begierden zusammen, im blinden Tunnel des Korridors jagten einander entblößte Menschen, und das Unglück hatte über sie zu diesem mitternächtlichen Stelldichein seine keuchenden Treiber geschickt. Nach welken Wonnen gierende Menschen stürzten in ihr bitteres Selbst zurück, der Verrückte, im Jackett und in Lackschuhen, tobte, sang, tollte unermüdlich.

Bevor sein Gehirn aufgezehrt, seine Seele zerstampft ward, welcher böse Dämon mag ihn wohl in dieses häßliche Totenhaus geführt haben?

ERWACHEND

Von Max Brod

Neben mir
Mit tiefen Atemzügen
    Saugt die Frau
Süßen Schwamm des Schlafs. —
    Weißes Kleid,
Weiche Säulenbetten,
    Sinken hin,
Schmelzen fern ins Meer.
    Bergkristall,
Dem der Traum entstieg,
    Dunkelt ab,
Tag verkündet sich. —
    Zwei — drei Zimmer,
Türen aufgeschlossen,
    Schrank und Wand
Hellen freundlich auf.
    Kleines Heim,
Erworbenes Gehäuse —
    Straße steigt
Rollend durch die Wand.
    Spricht ein Licht,
Klagen an die Fenster —
    Ewigkeit
Sank aus meinem Haupt.

LIED EINER DIRNE

Von Otto Zareck

Blast in mir nicht die letzten Sünden aus
Und laßt mich eine Dirne sein!

Zuviel, o Gott, erstieg ich mit dem schweren
Schwangeren Schritt in deinem Treppenhaus,
Und als ich fiel, begrub ich mich allein
Als letzter Sarg vor rufenden Altären.

Ein Hauch, ein Nageldruck des armen Tages,
Der in des frost'gen Domes Strenge dringt,
Macht, daß ich Licht bin, Seele, Tat und Pflicht.
Ruf mich heraus, o Gott, und ich ertrage es,

Ein Leib zu sein, in dem die Schwere singt,
Und eine Liebe, die nie spricht.

O zaust in mir nicht meine letzte Schmach,
Und laßt mich leiden: daß ich bin.

Ihr werft die Steine eurer reifen Flüche
In das rotbrennende Gemach,
Wo ich mit jedem Augenblick und jedem Sinn
Für Euch durchschreite meine Hexenküche.

Ich bin nur Mensch, der Luft ist und sich schenkt
An jedes Fleisch, zu jeder Zeit, in jedem Haus.
Ich bin nur da, die Selige zu sein,
Denn jedem war ich Erde, Trunk und Schmaus.

Blast in mir nicht die letzte Sünde aus!
Ihr habt in mir die ganze Schuld gehenkt —
Laßt mich der Galgen alles Ird'schen sein!

TUBERKULÖSES MÄDCHEN IM BAHNABTEIL

Von Max Sidow

Mädchen du! Scheues Reh mit porzellanschlanken Gliedern.
Du in der qualmverstummten Enge des Bahnabteils!
Atemerkämpfend, mühsame Husterin,
Auf deinen verfieberten Wangen
Wie Klatschmohn sind die hektischen Blüten gezirkelt.
O wie die Augen glanzheiß nach mir brennen,
Die schattenumrandeten, dunkelbelaubten,
Ach, notreife Früchte verkümmerten Kirschenbaumes,
Einem verstaubten Großstadtgarten entwachsen.
Wächserne Hände, ich möchte sie küssen
Oder in Liebe und wohltuendem Zartsein streicheln,
Deiner Lippen bangende Bogen erfüllen
Mit ihres Drängens Verzückung,
Mädchen du, einsame Taube,
Weißes Zwerghuhn, das krank auf der Stange hockt,
O du verkümmerte Sehnsuchtsfrucht,
Neigen möcht ich mich dir!

OTTO DIX

Von H. Z

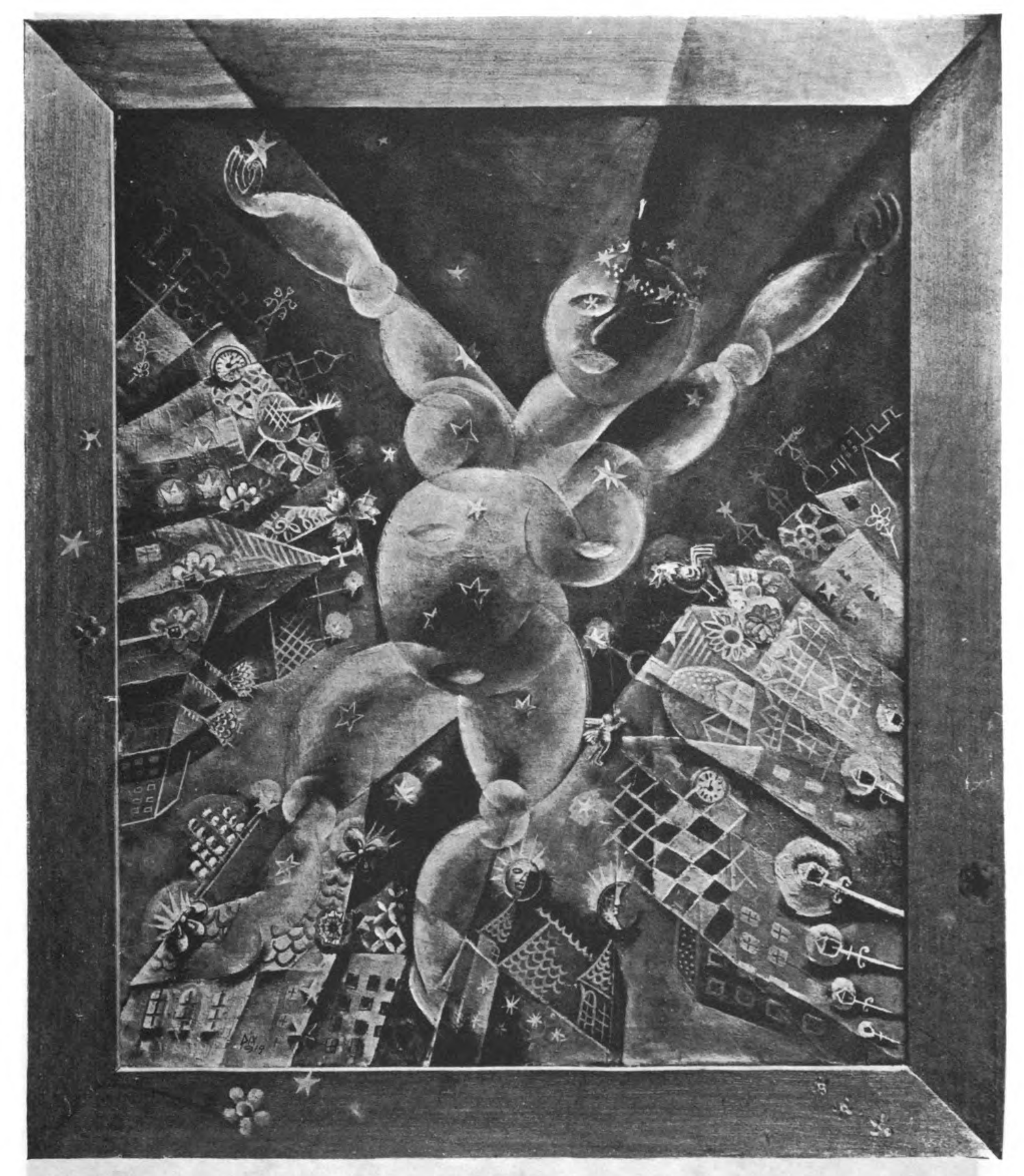
„Wie male ich expressionistisch?" Diese Frage der Unzulänglichen und Zuspätkommenden, welchen heute das zweifelhafte Glück zuteil wird, aus der Verbürgerlichung einer radikalen Kunstbewegung Kapital zu schlagen, hat sich Otto Dix niemals gestellt. Die geistige Revolution, deren Urheber und Führer vor und während des europäischen Krieges durch ein paar Dutzend Namen in Frankreich, Rußland, Deutschland, Österreich, Belgien, Italien usw. bezeichnet werden können und zu denen nur wenige von gleichem Rang hinzugekommen, wohl zum Ausgleich für die durch Masssenmord der Gemeinschaft geraubten, ward für Dix Signal, feurig helle Fanfare: sprungbereit, auf der Lauer nach dem Augenblick des großen Vorstürmens, wartete der ganze ungeteilte und unteilbare Mensch in ihm nur auf das Zeichen zum Aufbruch. Irgendwoher und einmal mußte es auch zu ihm kommen, trotz der geistigen Blockade, deren Vorhandensein von freieren, unbefangenen Geistern nicht als eine erst durch den äußeren „Feind" hervorgerufene Tatsache empfunden wurde. Natürlich fiel es Dix nicht ein, den Ruf zur Freiheit als einen neuen Befehl zum Marsch in Reih' und Glied aufzufassen, als Erlaubnis, mit dem großen Troß der Umlerner die Revolution ordnungsgemäß zu vollziehen. Sein prachtvolles Temperament läßt sich nicht zu einem Spaziergängerschritt einladen, der allerlei Familienfreuden, Stammtischbedenken und die berühmten „ewigen Ideale" und „heiligsten Güter" als guten Ballast im Rucksack mit sich führt. Er ist ein Indianer, ein Sioux-Häuptling. Immer auf dem Kriegspfad. Wie eine Axt schwingt er den Pinsel und jeder Hieb ist ein Farbenschrei. Seine verhaltene Wildheit lechzt nach den Gluträuschen rein hervorbrechender Farben. Die Welt ist ihm gebärendes Chaos, das prassselnd, lustbebend, wutschnaubend einmalige und schnell wechselnde Erscheinung gebiert. Und auf den explosiven Akt der Zeugung, auf den Wirbel der Kräfte ist seine Aufmerksamkeit gerichtet, mehr als auf das Ding gewordene Resultat, an dessen scheinbare Gesetzmäßigkeit er nicht glauben will. Einmal entdeckte er, daß das klingende Rauschen der Farbe, welches fähig ist, von der Begier, der Unruhe und dem bebenden Luststrom seiner Empfindungen musikalisch auszusagen, seine Sprache werden müßte. In den Taumeltanz der Farben riß er die Begegnungen aus seiner Welt, stürzte sie in den Wirbel und liebte sie nur so, in den Augenblicken ihrer Ekstasen. Sollte er sich und sie am Zügel halten? Es ist oft unachtsame, ja barbarische Nachlässigkeit, nichts anderes, die ihn veranlaßt, Kraft und Adel legitimer Form, die Klarheit präzisen Ausdrucks zu zertrümmern und zu

verwischen. Seine Gebilde erschrecken mitunter mehr, als daß sie zupacken und leidenschaftlich an sich ziehen. Aber schon im Moment der lächelnden Besinnung und ruhigen Abwehr des kühnen Angriffs beginnt das Erkennen: dieser tanzende Derwisch ist ein wirklich Besessener, der gar nicht die Spezialgaukelei einer „Kunst" vormachen will; sein Farbenfackeltanz ist ein wohl höchstgesteigerter, aber so „natürlicher" Vorgang wie eine liebende Umarmung, ein hitziger Streit, die Verrichtung einer Hebamme, ein Barrikadensturm. Und in seinen Bewegungen ist immerhin sehr viel Ordnung und Anordnung: die Selbstdisziplin, gewonnen aus der großen Lehre des Kubismus. Besonders erfreulich wirkt eine Erscheinung wie der Maler Dix in einer Zeit, die, unfertig wie keine andere, sich eilig mit den paar gewonnenen Resultaten einrichten möchte; in den prachtvollen, neuentdeckten und für Menschheitszwecke und Gelüste zu erschließenden Gefilden der Kunst sind schon wieder „neuzeitliche" Kunstbeamte emsig dabei, Bezirke abzustecken und zu umzäunen, darinnen sich nebst der nachtrollenden Herde auch der einst nicht unmutige Pionier das Futter zu holen hat; dort werden auch Predigten gehalten über neues Weltbewußtsein, expressionistische Religiosität und den kosmischen Revolutionär, nicht ohne schmeichelhafte Beziehungen zu einer Vergangenheit, die sich von der Gegenwart am vorteilhaftesten dadurch unterschied, daß sie zu ihrer Selbstbehauptung keiner erdachten Beziehungen bedurfte. Dix pfeift auf diese neue Staatengründung. Er liebt die großen neuen Meister und weiß, was sie zu den Gipfeln führte; er will von ihnen lernen, wie der aus den Wäldern oder über See kommende Wilde, fürstlicher Abstammung und sich seiner Eigenart bewußt, in den großen Tempelstädten zu Füßen der Weisen des aufgeklärten Landes lernt. Wird's einmal Küchenlatein, gut, — so wird es dafür ein anderes Mal in den Lauten seiner Heimat der schönste Vers: eine primitive, wildbewegte oder träumerische, aus dem Chaos aufeinander eindringender Gefühle sich emporringende Bild-Gestalt. Ihre Besonderheit darf natürlich nicht an der Schönheit der neuen Meister gemessen werden, und das sie Bewegende, ihre Ursache, will auch immer weniger mit den Glaubenssätzen des Katechismus der expressionistischen Malerei, der demnächst in einer Volksausgabe erscheint, Berührung suchen. Er scheint auch: kein Dualist — mehr. Was die anderen meistens noch zu sein vorgeben, um den Auslegern Gelegenheit zu bieten, sich gemeinsam aus der sie immer noch verstrickenden Psychologie in den Psychologismus „Geistigkeit" hinüberretten zu lassen. Dazu dieses dumme, verlogene und glaubensleere Unendlichkeitsgerede in den Etappen und im Hinterland einer vorwärtsstürmenden Zeit, durch das sich alle Drückeberger ihre Unabkömmlichkeit zu erringen suchen. Dix marschiert, läuft, stolpert wacker dem entgegen, was morgen, ohne Zutun der andern, kommen wird. In den Stunden seiner Marschtage fühlt er die lebensstarken Triebe seines Daseins, hört im Sausen des Blutes den Prozeß ewigen Neuwerdens, beschwichtigt durch buntes Träumen die stets sprungbereiten Kräfte, und schreckt, zum Zeitvertreib, den lendenlahmen Kleinbürger aller Berufe und Stände. Er malt Bilder. Das will er. Nichts weniger, aber auch nicht mehr. Für wen? Für die Mehrheit, die wohl diese Bilder brauchen und sich die „Kunst-Erziehung" verbitten wird. Aber, das ist ein Kapitel für sich. —

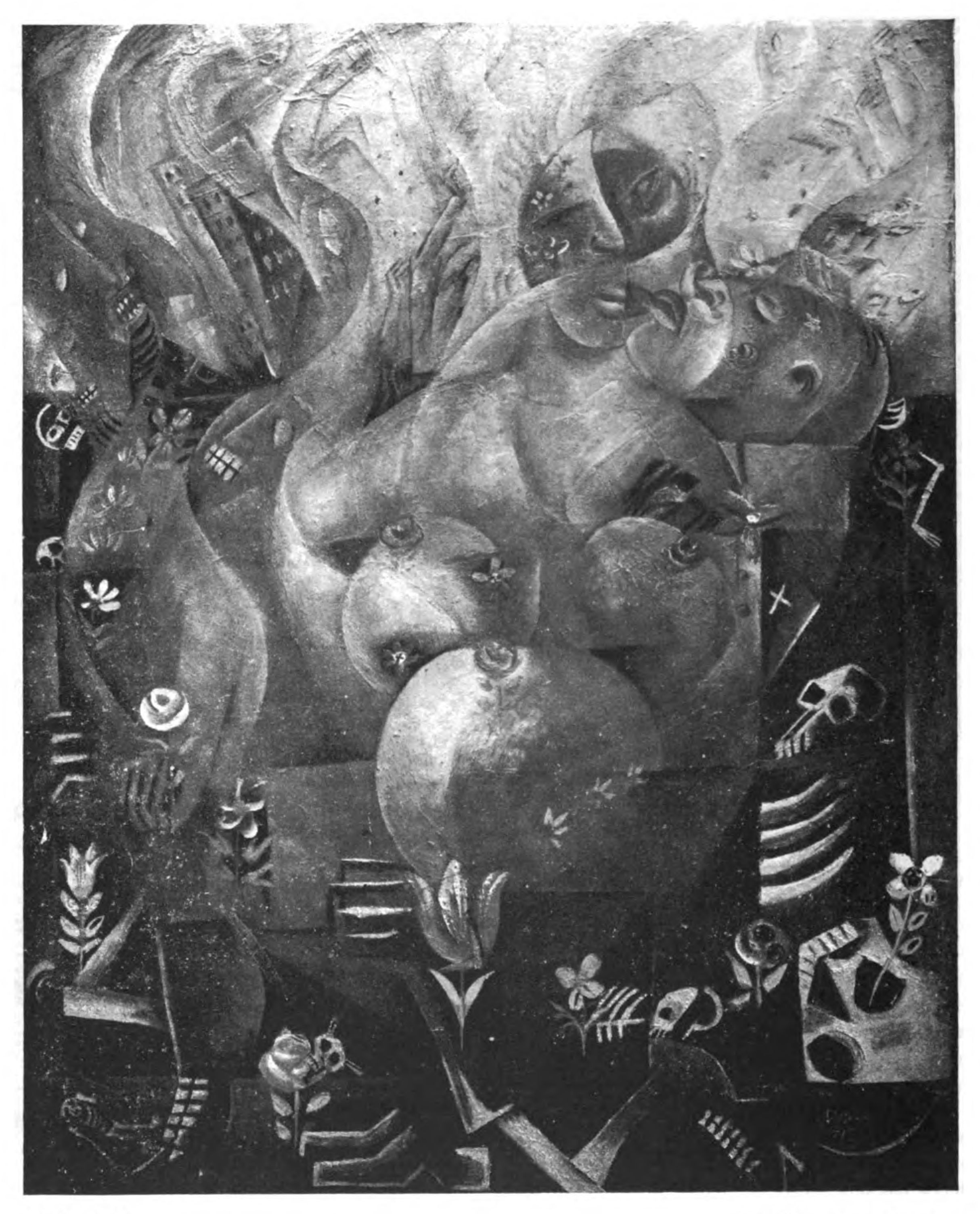
DER LEHRER *Von Maximilian Maria Ströter*

Seine Nerven waren zersetzt von der Säure dieses ewig Summenden, mit dem seine Knaben und Halbwüchsigen die Klassenräume zuweilen erfüllten. Er wußte, daß diese zermürbende Geräuschsäure bei dem einen Lehrer mehr und bei dem anderen weniger vorhanden sei. Er war wach genug, um zu sehen, daß die Schüler vornehmlich gegen ihn Ungezogenheiten begingen.

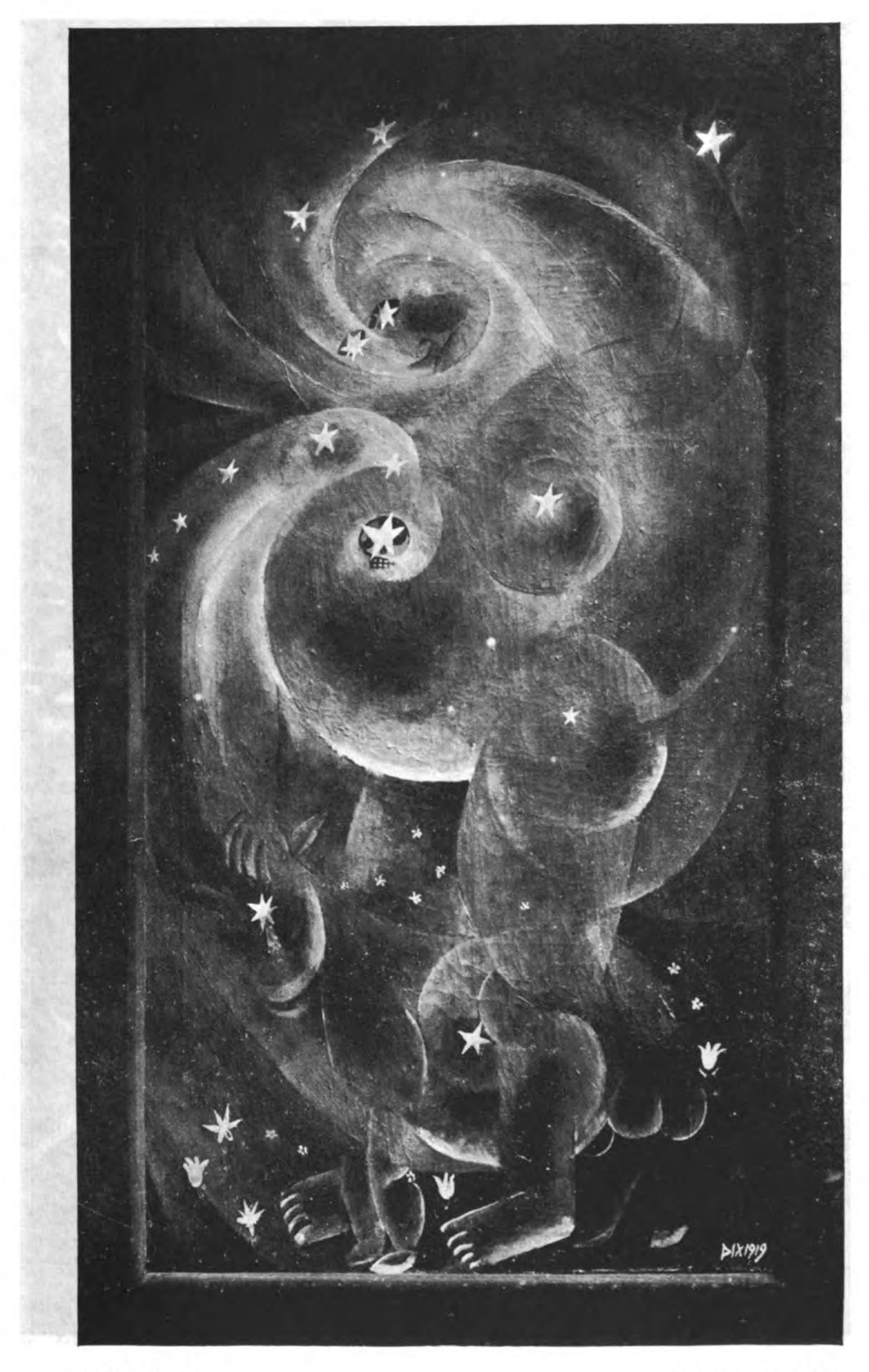
Er spürte das Ungerechte: je härter die Art war, die der oder jener seiner Mitlehrer ausgab, desto mehr gerieten die Schüler in eine Lammhaftigkeit. Beim Brutalsten saßen sie am stillsten, hatten ihre Hände aneinandergelegt, ihre Antlitze auf den



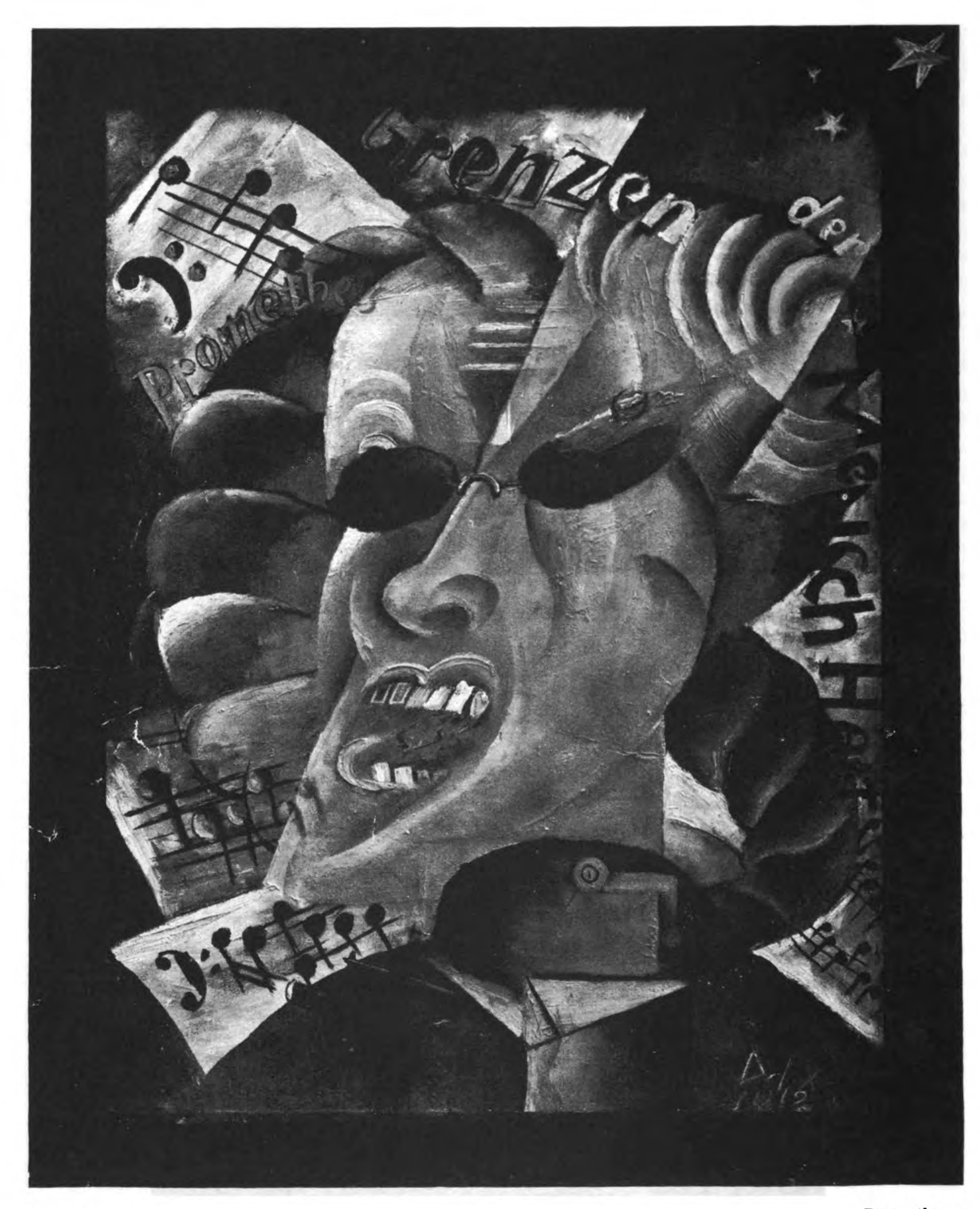
OTTO DIX Mondweib



OTTO DIX — **Auferstehung des Fleisches**



OTTO DIX Schwangeres Weib



OTTO DIX

Prometheus

Lehrer gerichtet und waren in Erwartung, daß er zu lehren begänne. Der Art waren sie, daß man eine Liebe hätte hinblühen mögen zu ihnen.

Aber wenn sie bei ihm in den Lehrstunden waren, schien es, daß diese liebwerten Kindantlitze (bei den größeren Schülern wenigstens) wie schlechte Masken zerfielen, daß ihn, eben ihn, das wahre, fast rohe Gesicht unterm Ruinenhaften der Maske her anblecke.

Sein Leben war gejagt, wie immer Unverschämtes erwartend. Ihm war immer, als würde er vom Ausstrom Unvornehmheit brutalisiert. Aber er wußte auch, daß er es war, der diesen Ausstrom hervorrief, denn in ihm war immer Zaghaftigkeit wie leere Räume, die wie naturgesetzlich Entsendungen weckten in anderen.

So verurteilte er nichts als die Gebundenheit in seiner zaghaften Art und erwartete, daß Stille ihm dennoch komme; und er war gläubig, daß diese Stille komme: wie langsam wachsend in ihm.

An einem Tage im Frühling, da es wärmer werden zu wollen schien, hatte er seinen dünnen, hellen Überzieher angezogen zur Schule. Turnstunden lagen zuerst, Schreibstunden danach und zuletzt hatte er Zeichenstunde bei den größeren Schülern.

Als die letzte Stunde herum war und er seinen Überzieher nahm, ihn anzuziehen, erblaßte ihn das, was er sah: eine Trift Feuchtes hatte Strähnen herabgemacht von den Taschen. Und er zog ihn an, unschlüssig, was nun zu tun sei. Seine Nasenflügel begannen zu beben, sein Herz bibberte, aber er war fast noch beherrscht. Seine Hände schob er in die Taschen: am Kalten der Schmutzbrühe wandten sie. Beschmutzt kamen sie heraus: aus der Tube Gequetschtes hing wie Vogelkot an ihnen. Mittlerweile hatte sich rund gesagt, was geschehen sei. Einen Augenblick lang war Stille vor Erwartung, was er nun tun würde, aber dann blaffte eine Lache ihn an, wie eine Lauge goß Schadenfreude sich über ihn aus.

Er verblieb noch im Zimmer und überlegte, was zu tun sei. Er schloß den Mantel zuletzt in den Schrank.

Immer mehr Schüler, die hörten „man hat ihm Schmutzbrühe in seine Taschen gegossen", streckten frech und lachend ihre Köpfe in die Türe und stießen sich hinein.

Sein Weg war wie unter Knütteln. Hinter ihm schwirrte immer Gespött. Aus allen Fenstern schienen ihm Ströme hellen Gelächters zu laufen. Er war bedeckt mit Hohn. Schweißtrift rann von der Stirne, wie kalt auch der Tag noch war.

Unterm Frau-Mutterblick seines Weibes ertaute daheim sein Innen zu Tränen. Und Vorhandenheit von Tränen machte ihn immer kindlicher und immer trostempfänglicher. Er gab sich in die Hände seines Weibes und wurde weitergegeben ins Allhaltende.

Er wurde gestillter. Und als er sich gewaschen und sein Essen gegessen hatte, war er ganz gestillt, und machte dies und jenes am Nachmittage wie ein Entrückter.

Und in der Nacht, da er sich aufrichtete, aufzutauchen durchs dünne Wasser so leisen Schlafs, spürte er, daß Trost in ihn getaut sei und eine Freude durchsonnte ihn morgenhaft, daß er gehalten werde und ruhen könne in seinem Vertrauen, also daß er erbrauste wie Orgel und in der Nacht, im Bette sitzend, groß wie Tedeum zu singen begann.

— — — — — — — — — — — — — — —

Nachschrift: Ich bitte doch, aus dieser Kurznovelle sich keinen Anreiz herauszulesen, niederdrückend gegen Schüler oder Untergebene aufzutreten. Diese warnende Bitte ist nötig, da gerade diejenigen Menschen ins Unzarte sich zu stimmen geneigt sind, deren Eigenart ohnehin Unzartheit oder gar Brutalität ist.

„NOTRUFE", APHORISMEN

Von Friedrich Schwangart

III

Kunstneuerer

Neuerer kann nur sein, wer an die Gegenwart oder Zukunft Forderungen stellt, nicht etwa bloß an die Vergangenheit.

Wir meinen zum Beispiel: Politischer oder wirtschaftlicher Umschwung können auch Kunst beeinflussen, aber man erlauscht solche Wirkungen, man provoziert sie nicht und erklügelt sie nicht. — Kunstentwicklung erfolgt nicht mittels Gegensätzlichkeiten. — Kunst verlernt nicht Jahrhunderte, wird nicht wieder Kind. — Im Vorhofe zum Tempel der Persönlichkeit empfängt und formt keine Kunstgemeinschaft mehr einheitlich. —

Und wir fordern darum einfach: Nicht Richtung und Methode, — sondern geht in euch, entdeckt euch, holt empor ein jeder das Seine und ihr alle ein natürliches Gemeingut! So begänne der wahre Umschwung.

Zum Verfall des Dramas

Dramatiker heraus! Rezept fürs Drama! Ganze Zeitschriften variieren solche zeitgemäße Empfehlungen. —

Ausscheiden muß der Gedanke, wir besäßen keine geeigneten Talente. Jede Zeit bringt Begabungen aller Art hervor, die Regel bisher war aber auch, daß die Zeitrichtung bestimmte Gruppen von Begabungen unterdrückt. Dafür sorgen Kunststile, Kunst- und Wissenschaftstheorien, Grundstimmungen der Zeit. Zu glauben, das Genie wenigstens bräche sich Bahn, ist allemal ein barbarischer Irrtum, mag man ihm diese Kraft im Kampf gegen die Gesellschaft oder in dem gegen eine Mode zutrauen. Siegreiche Genies auf diesem Feld verdanken den Sieg nicht der Genialität.

Mode, Manier, Willkürgesetz von heut auf morgen ist die gefährlichste Form der Zeitrichtung. Wo immer sie regiert, werden große Kategorien von Begabungen gewaltsam unterdrückt. Existierte ein Maßstab zu einer Statistik der schweigsamen Vernichteten, dann würden wir Leichenfelder der Mode gewahren, bedeckt mit erdrosseltem und tot gestänkertem Geist, wogegen uns der geistige Kriegsmord erträglich erschiene. So aber fragt der logisch geschulte Dummkopf erfolgreich: „Wo sind deine Toten, zeig sie mir doch?!" und er meint, der und der Empfindsame und zarte Romantik und sogar der zerbrechliche Novalis haben sich „durchgesetzt". — Jede neue Welt braucht dies oberste Gesetz — hört es, ihr, Rußland und Amerika! —: Los von der Zeit und hoch die Persönlichkeit! — Worunter nicht die zahlreichen Gemütsbulldoggen unter den Modedamen beiderlei Geschlechts verstanden sind, sondern im Gegenteil die andern. Gilt jenes oberste Gesetz, dann ist von Stund an unser Weg Aufstieg statt Kreis und jedes Tempo ist verhundertfacht. —

Prüfen wir uns darum zuerst, ob denn wir die Dramatiker leben lassen. — Ins weitere strebte dann die Frage: Mit welchen Methoden sonst noch übt unsere Zeit Unterdrückung aus gegen das Drama? Um einen Maßstab und um Selbsterkenntnis zu gewinnen, fuße man in Vergangenheiten, in denen das Drama gedieh, und ermittle von dort aus die gefährlichen Veränderungen.

Haben dramatische Begabungen sich selbst dem Zeitmaß angepaßt?, — als zynische Erleber, die nichts mehr mitreißt?, — als Theoretiker? Der Kunst, — Wissenschaft, — Gesellschaft? — Als episch Veränderte des Naturalismus? Oder beirrt, befangen, kleinlaute Stiefgeschwister des „Musikdramas", des Kinos? — Oder waren, sind taugliche Produkte da und wurden, werden sie durch irregeleitete Beurteiler abgewiesen? — Oder, am Ende, ist die Veränderung berechtigt, das Drama unter uns am natürlichen Abschluß, die Zeit mit der Zukunft einig, das Kulturgewissen bei dem Entschluß, das Drama aufzugeben? —

Moderne Gefahren der Lyrik

Ich empfahl einem angesehenen Schriftleiter ein paar treffliche Gedichte. Der Dichter bekam sie zurück mit Anerkennung und dem zweifelnden Schlußsatz: „Nur sehe ich eben nichts dabei."

Im Leben der Völker hat es lange Zeiten ohne das Drama, ja ohne wesentliche Epik gegeben. Ich halte für möglich, daß das Drama als Gattung höherer Kunst wieder verschwinden kann. Ohne Lyrik aber geht es nicht. Wird sie durch eine Kulturschicht ruiniert, so wird sie sich von wo anders her erneuern, sie wird überhaupt unausgesetzt da sein.

Grundlage der Lyrik ist die Musik. Rhythmus und Melodik. Eine Kulturschicht, der dieser Instinkt verloren geht, läuft Gefahr, ihre Lyrik zu ruinieren. Gar viele erhoffen jetzt alles von Bildern und Wörtern. Wir antworten jenem Kritiker: „Haben Sie auch nichts gehört? Dann wehe Ihnen."

Weltliteratur?

„Die nationale Einseitigkeit und Beschränktheit wird mehr und mehr unmöglich, und aus den vielen nationalen und lokalen Literaturen bildet sich eine Weltliteratur." So steht es im „Kommunistischen Manifest", abgefaßt 1847. In Deutschland haben bis auf den heutigen Tag nicht einmal die Zeitungen die nationale Geheimschrift aufgegeben. Und die letzte Volksausgabe des Manifestes selbst bedient sich dieser Geheimschrift.

Prophetentum in Mißkredit

Während der langen dunklen Kriegszeit bedrückte uns wenige Vorherwissende schwer unsre Einsamkeit. Unsre vom Ausgang überraschten Mitbürger haben in der Trauer um ihre Enttäuschungen keinen Begriff von der ernsteren Art unsrer Leiden, ihre Konstituition gönnt ihnen kaum die Vorstellung, wie das wirken mag, Jahre um bevorstehendes und kommendes Unheil wissend mitten unter blindlings Hoffenden, von ihrer Sache und von sich überzeugten Leuten belächelt, angeulkt, geschmäht, verdächtigt oder stumm zu sein. — Der Gegensatz ist noch nicht scharf gefaßt: Ist ihre Hoffnung auch vergangen, so haben doch gar viele noch den Trost der Überzeugtheit und glauben damit auch ein gutes Recht zu haben, weiter unsere Verächter zu sein.

Allein auch wir Propheten sind eines schweren Irrtums schuldig, und da wir wissensdurstig sind, — Ursache unsres Prophetentums, — bedrückt uns am meisten an unsrem Irrtum, daß wir keine Ursache davon wissen.

War es nicht einfach menschlich in unsrer Lage, von unsrer Bestätigung mit der Einkehr und Bescheidung Widerlegter eine Anerkennung unsres Vorzugs zu erhoffen? — In der Wirklichkeit fügte es sich anders.

— Doch traue man uns nicht zu, wir hätten von den andern ein tiefes Verständnis unsrer Leiden oder hätten Anerkennung unsres Vorzugs auch insoweit man nicht bekehrt war, erwartet! Solchen Deutungen wollte ich eingangs schon vorbeugen. Und vor jenen, die „durch Ereignisse überführt statt durch Erkenntnis" trotzdem „noch fordern würden, Prophet zu sein", den grundsätzlich Unverschämten also, habe ich längst, so laut ich konnte, gewarnt („Signale", Teil „In's Volk!" 1917 S. 123). — Nur soweit die Bekehrung reichte, erhofften wir zuversichtlich Anerkennung. Und dazu folgerichtig, was mehr bedeutet: Achtung vor dem Prophetentum und, nach Einsicht in seine Natur, vor seelischen Werten, und auf demselben Wege: erste Dämmerung des Geistesgewissens, ersten Begriff von Wesen, Wort, Naturrecht der Persönlichkeit. —

In der Wirklichkeit kam es also ganz anders und zwar so: Im selben Maße, wie unsere Bestätigungen sich mehrten, wuchs eine Neigung, unser Prophetentum in Verruf zu bringen. Man sprach natürlich jetzt davon, in wirksamen Kreisen aber nur zu dem Behufe, merken zu lassen, Berufung darauf sei — — geschmacklos? unpolitisch? Ich muß gestehen, ich bin nie darauf gekommen, welcher Grund eigentlich gemeint war . . . Und das Wunderbare daran: Diese Abmahner und Abwinker waren selbst in irgendeinem Betracht Zeichendeuter gewesen! — Sich selbst pflegte man eintretenden Falls wegen seines Vorherwissens zu entschuldigen: Ich selbstverständlich gehöre nicht zu denen, die sich brüsten, ‚Ich hab's vorhergewußt'! — aber es war doch wirklich klar, mein Lieber — —.

Die Ursachen dieses seltsamen Gebarens kenne ich so wenig wie seine Gründe. Die Wirkungen waren höchst unglücklich. Sie verhalfen dem Prophetentum zu Mißkredit, man wurde stumpf gegen diese Qualitäten, die Wissenden persönlich wurden ins Dunkel gestoßen, das Maß, an dem gemessen, in seltnen Prüfungszeiten endlich einmal

raffinierte Scheinwissenschaft zu nichte, an dem echt gegen angelernt gemessen wird, wurde achtlos beiseitegesetzt. Unverfrorne Widerlegte durften sich Urteilsspruch und Macht anmaßen, im Aufbau galt die schweigende Parole: Weg mit dem Wissen, Macher her! („Männer der Tat", so nennt sie der Massengeist.)

Die Welt neigt jederzeit zum Mittelmaß, und laute Stimmen müssen sich erheben, wenn ihr Qualitätsbegriffe, die einmal beleuchtet wurden, gegenwärtig bleiben sollen.

Ansätze zum Rechten waren da. — Um die Zeit, als die ersten Richtigstellungen zu uns drangen, hielt mich ein braver Bürger, dessen Amtsweg dem meinen täglich begegnete, an mehreren Tagen nacheinander an und fragte, nie ganz befriedigt und allemal von neuem staunend, woher ich das nur gleich zu Kriegsbeginn gewußt hätte, daß grade der Grey, der doch an allem Schuld haben sollte, in Wirklichkeit versöhnlich war. Schon solche Kleinigkeit an Vorwissen forderte naiven Menschen hohe Achtung ab, erregte sie tief, machte sie nachdenklich, weckte etwas von geistigem Gewissen. Mein Beispiel gilt für viele aus der Zeit des Erwachens. —

Gegenstück! Im neuen Gurlitt-Almanach steht eine Probe „Ibsendämmerung" von Stefan Großmann. Es wird festgestellt, daß Ibsen nicht der Dichter und nicht der Reformator war, für den er gegolten hat. Der Autor legt dabei ein großes Geständnis ab, — ihm selber ist es eine gelegentliche Bemerkung ohne besonderen Wert: „Das haben wir vor zwanzig Jahren mit heiliger Andacht angehört." Er ahnt nicht, daß danach nicht er Verkündiger der „Ibsendämmerung" werden durfte, nicht den Beweis in seinem Satz dafür, daß er auch künftig mit der Mode gehen, ein Abhängiger sein mußte, daß er auch heute und diesmal nach der Mode urteilt, wie seinerzeit nach der Ibsenmode, bis nicht er sie, sondern die neue Mode durch ihn sie widerlegte. — Inzwischen gibt die Zeit schon einen zweiten Wink: Auch Strindberg, das nordische Götterbild von gestern, darf mit Kollegen- und Kritikerblicken gemessen werden. Und nach Strindbergs „Luther" sehen wir bald Luthern in Person, den Religions-, Kultur-, Sprachestifter, den hellsten Stern im überkommenen Dreigestirn, neben dem früh verbleichenden Bismarck, dem noch „immerwährenden" Goethe, in die Niederungen des menschlichen Urteilrechtes hinabsinken. Auch ihm sollten nicht Anbeter vom Tag vorher seine „Dämmerung" verkünden. Sondern zurückwenden sollten sich die und in klare Augen schauen, in denen Ewiges lebt, in denen das wahre Bild stand mit seinen Grenzen, Augen von Offenbarern, Propheten, Sehern, den Beiseitegesetzten jeder Zeit.

Persönlichkeit in Mißkredit

Eine Nachwelt bestaunt an der deutschen Revolutionskultur diesen Kontrast:

Bewegliche Klagen, weil geistige Vorarbeit gleich der zur französischen Bürgerrevolution fehle, — Abweisung eines jeden, der verabredungstreue Gedankenkreise (in Kunst, Politik, Literatur) überschritt, ein Verhalten ganz wie im Kriege bei der Gegenpartei.

Belege jeder Nachwelt: Die Literatur, Veranstaltungen und Gespräche (nach dem ungedruckt hinterbliebenen Zeugnis des prophetischen Willfried Gram, den seine Zeit zum Satiriker verdarb).

Höchst persönlich

In der Zeit, als Laotse noch Beamter war, entschloß er sich, einem Kollegen Sprüche vorzulesen. „Diese Sprüche sind prächtig. Ihr Inhalt ist höchst persönlich", urteilte der Kollege. — Die Antwort verwirrte den Weisen, und dem Urteil gleich wie dem Lobe beistimmend, widerstrebte er doch, denn er empfand einen Einwand und erfaßte ihn doch nicht.

Mit sich allein bedachte er dann: „Mir ist das in Wahrheit höchst persönlich. Was es will aber, ist Umwendung der Welt, und so ist es höchst allgemein und höchste Angelegenheit eines jeden. — Wenn es nun jedem bloß mein Persönliches ist?" — Hier erschauerte Laotse und er ahnte und fürchtete zum ersten Male, daß er und sein Werk die Menschen verlassen würden.

HANNS JOHST — „Rolandsruf"

Delphin-Verlag, München 1919

Der Dichter des „Einsamen und des jungen Menschen" ruft in leidenschaftlichem Gesang die Erschütterten auf und sein Weg geht durch die Kraft der Natur. Pathos, kindhaft rein wie das Klopstocks, tönt leuchtende Bilder an, hat den Mut, selbstverständlich und einfach zu sein wie die Ursprache der Bibel. Man hört lichtes Glockengeläute über rauchenden Städten. Fernab donnert der Brand des Weltmords und seiner blutenden Nachzeit. Ein Prophet spricht und möchte liebend den Arbeiter hinführen „vor der Städte hastige Tore, in der Heimat Länderei, in deines Landes wandernden Mai". „Arbeiter, du dort, siehe, vor dem Kobel der Star spreizt die schimmernden Flügel, sagt sein seliges Wort. Uns wie ihm ist das Leben als Fahrt und Gleichnis gegeben. Laß wandern mit ihm die Augen wie törichte Spielmannsgeigen, sie machen die ganze Welt, den Himmel dir zu eigen." Johst leidet mit seiner Erde. Fern war er denen, die Siegesfanfaren umbrüllten. Jetzt aber gehört er ganz in seiner Seele dem Schmerz seines Volkes. Wird Ruf zur Auferstehung aus der Stärke unserer Seele und Bekenntnis zum Mutterland: „Heimat, Heimat! Blanke Weiden, flockige Erlen binden mit Wiesenblumen den Bach. Um den dämmernden Giebel eines geliebten Zuhause winden silbernen Segen die zufriedenen Tauben." Und seine Stimme wettert gegen die Mauern der Städte; „deren Gebresten sind verfressene Fabriken, Mietskasernen verdämmen deiner Kinder Gesicht." Rousseau lebt neu, möchte die „Häuserpest" tilgen, möchte den Menschen gut machen wie Wälder und Sonne und Mond und den grün gebreiteten Garten der Erde. Er glaubt nicht an den Gott der Materiellen, der das Wolkenjournal beiseite schiebt und eine Hand voll goldenen Dreck den bettelnden Gierlingen zuschmeißt. Auch nicht an den Heiligen Geist, der im Warenhaus philosophischer Moden stöhnt. Der Hymniker zieht plötzlich eine bissige Grimasse, er verträgt die falsche Pathetik nicht. Sein Gott wohnt nicht in steinernen Kirchen. Auch läßt er sich nicht von den Rationellen im wohlfeilen System einkaufen. Aber mit denen, die reinen Herzens und arm sind, mit denen möchte er wandern „in das selige Blau, in das erlösende Meer." Vielleicht, daß einer dann ihm und ihnen begegnet, wie Gott; — auf stilleren Wegen oder im Gewittersturm. Denn dieses Dichters Wesen ist, ohne es zu wissen, Religion: Glauben an die Kraft der Welt und an die seiner eigenen Seele.

Friedrich Sebrecht.

FRIEDRICH SCHWANGART „Signale", Dichtungen

Bleyl & Kaemmerer, Verlag, Dresden

Fluch unserer Zeit ist, alles in Richtungen zu verfälschen, zu systematisieren und ewig abzuhandeln; zu berechnen, nicht zu helfen, wenn das Haus brennt. Letzte Erkenntnisse sind heut' recht unbequem, ernste Prophetien werden geglaubt, wenn niemand mehr genesen kann. Gedichte müssen wenigstens in ein vorhandenes Schubfach passen, (selbstredend in eins vom letzten Jahr!) Jahrzehntelang haben sich die Kräfte dieses Einsamen aufgehäuft, nun endlich mehrt er den Begriff des Lebens; fragt, wo alle antworten, beweisen, schreien.

Noch hat Schwangart den Glauben an das Volk. Seine seelische Revolution allein könnte helfen. „Ins Volk" heißt der erste Abschnitt seiner „Grundlagen". „Aus ihm kann etwas werden, kann noch gesunder Sinn kommen. Sauberes Empfinden und ursprüngliche Gedanken!" Sein Programm: Reinigung der Erkenntnisforschung, Pflege des geistigen Gewissens und Erziehung zu schmerzlicher Leidenschaft, Herzensbildung, Schutz und Entfaltung der selbständigen Geister, soziale Maßnahmen zum Schutz von Persönlichkeitswerten. Lest „Das letzte Nein", die Skepsis der sogenannten Skepsis gegenüber, und sucht den, der mittut!

Seine Lyrik ist Lied und Sinn, Weisheit und Leidenschaft, übermütige Groteske und verzehrende Tragik in einem, mystische und didaktische Tradition ist drin. Was er sagen will, verwandelt sich hart in Worte, die das Ungemeine nicht gemein machen, die Ausdruck sind, wenn auch nicht in irgendeinem programmatischen Sinne. Mangel an Einseitigkeit macht viele mißtrauisch. Entweder so oder so. Gedanklich oder Gefühle; als wenn im Dichter das geschieden wäre! Architektur oder Musik, als wenn der Anfang eines Werkes nicht in jedem Falle neu im Dichter aufstünde, als wenn der Kern nicht diesmal aus der Musik geboren, ergriffene Melodie und morgen bildhafter Formwille sein könnte!

Balladen von großer Kühnheit der Gestaltung sind dabei. Eine „Gilgamesch-Phantasie an den Tod", die an der Deutung dieses alten Epos Leiden und Kern eignen Lebens und Schaffens aufzeigt. Die „Bücherverbrennung", das unmittelbarste Selbstgespräch eines chinesischen Gelehrten, der vor dem Imperialisten Shi-hoang-ti den Geist des chinesischen Volkes rettete. Kein Monolog, Entäußerungen, zum Zerreißen gespannt. Ein neuer Typus von Gedicht. Wenn Bücher unserer schöpferischen Zeitgenossen nicht gelesen werden, ist unser Schicksal verdient.

Will Grohmann.

KLEINE BÜCHERLISTE FÜR WESENTLICHE LESER

WHITMAN: „Grashalme" — S. Fischer, Verlag.

A. HOLITSCHER: Der Schlafwandler — S. Fischer, Verlag.

OTTO FLAKE: Die Stadt des Hirns — S. Fischer, Verlag.

JUL. BAB: „Der Wille zum Drama" — Oesterheld & Co., Verlag.

7. HEFT OKTOBER JAHRG. 2



A. D.

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DRESDEN

KRAUS REPRINT 1970

1919
NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG
SCHRIFTLEITER HUGO ZEHDER

Oktober-Heft INHALTSVERZEICHNIS 2. Jahrgang

Alle Zuschriften und Einsendungen sind zu richten: An die SCHRIFTLEITUNG 1919 NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG, Dresden, Prager Straße 13 — Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Preis der Monatsschrift: Das Halbjahr M 12.—, das Einzelheft M 2.50
Titelblattentwurf von ARNO DRESCHER, Dresden.

Aus dem Inhalt der letzten drei Hefte:



1919

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

MATHIEU

Von Alfred Neuman

„Ce n'est rien: j'y suis; j'y suis toujours" (Rimbaud)

Ich, Mathieu, stehe mitten auf der Straße und habe Hunger. Über dem Glockenturm von Sacré-Coeur ist der Himmel schmutziggelb. Ein Hund — häßlich und mit guten Augen — bleibt vor mir stehen und wedelt mitleidig. Ich rufe ihn an: Moustache! Medzor! Neron! Er bellt und läuft weg. Ein Bäckerjunge, der aus der frühen Stunde und meinem Anzug Schlüsse zieht, lacht. Seine Schulter trägt einen duftenden Korb und macht mich böse. Ich gehe auf ihn zu und wiege gefährlich die Achseln. Er springt nach vorne und läßt zwei Brötchen zur Erde hüpfen. Ich habe gewonnen.

Die Bänke der Place Saint-Pierre sind hart und unfreundlich; wie alle Bänke zur Nachtzeit. Sie drücken ihre Kanten ins Fleisch und unsere Sehnsucht ins Hirn. Das Laub ist schwarz und hat nicht weniger Kanten; als wären die Blätter aus Holz. O diese Nacht! Alle diese Nächte, die nackt sind, weil zwischen ihnen und mir keine Wand ist!

Ich bin neunzehn Jahre, groß und mit breiten Schultern. Es gibt Frauen, die sich nach mir umsehen. Ich fühle es dann im Rücken. Es gibt Frauen, die mir ein leises Wort zuwerfen. Es gibt zwei Frauen, die ich hatte. Sie waren beide unschön und demütig.

Weil ich zuviel Leute in den Fahrstuhl ließ, warf mich der Personalchef von Dufayel hinaus. Gewiß, er warnte mich oft. Ich sagte ihm, ich könne nicht den aufgehobenen Blick der Menschen sehen, die zurückbleiben. Ich könne auch nicht zwischen die bei mir und jene draußen brutal die Türe tun. — Und wenn ein Unglück passiert? — — Dann, ich bin sicher, würde nur ich sterben. — Er hat den Kopf geschüttelt und mich wegen Unzuverlässigkeit vom Liftführen suspendiert.

Ich verdiente fünfundzwanzig Franken die Woche und gebrauchte achtzehn Franken zum Leben. Für die sieben Franken, die blieben, kaufte ich mir bei Cochin in der Rue de Clignancourt jene Zigaretten mit Rosenblattmundstück, die in Opium getränkt sind. Mit ihnen sog ich mich in die buntesten Träume. Meine Schlafkammer war bei der Witwe Chappuis. Ich tat rotes Papier um die Petroleumlampe, zog mich aus und legte mich nackt auf das Eisbärfell, das mir ein Tändler billig ließ. Dort rauchte ich und wurde so schwer von Farben und Tönen, auch von den Bildern ganz schmaler Japanerinnen und überhängender Orchideen, daß ich mich nicht bis zum Bett heben konnte und einschlief. Dort auch trat das Fräulein Jeanne, die Tochter mit vielen Sommersprossen und wenigen Kavalieren, unvermutet ein und wurde ohne viel Zutun die zweite Frau, die ich hatte. Die Witwe Chappuis behielt mich noch eine Woche und kündigte mir, nachdem ich die Tür durch zwei Nächte vor dem Fräulein Jeanne verschlossen hielt.

Dann ging ich durch die Straßen und war berauscht vom Frühling. Als der Hunger arg wurde, besann ich mich auf meine Stellung zu den Men-

schen und bettelte. Warum sollte ich nicht betteln? Hatte ich ihnen nicht Gutes getan? Wenn jene nur, die meine Sorglosigkeit noch in den Fahrstuhl ließ, mir täglich einen Sou gäben, könnte ich die Réjane sehen oder Guignol. Meine gesunden Glieder störten. Ich zuckte mit ihnen und verdiente nicht wenig. Des Nachts stand ich vor den großen Restaurants und öffnete die Türen der Autos, rasiert, frisiert und mit schweigsamem Gesicht. Es geschah oft, daß die Damen den vergeßlichen Herrn an das Trinkgeld erinnerten. Es geschieht oft; denn ich öffne noch immer Türen, bettele immer noch, taumele über meine Stadt hin und bin ganz frei, oft hungrig, oft satt, glücklich, unglücklich und verlangend.

Jetzt fürchte ich Herbst und kühle Nächte.

*

Die Rue de Steinkerque ist grau und naß. Die Häuser sind so abgeschlossen vor mir, abgewandt und höhnisch, daß ich die Bürger hasse, die dort schlafen. Wo ist ihr Recht, mir hinter diesen Mauern den Rücken zu drehen und jeden Gedanken an mich oder meine Art zu befrösteln? Ich friere an der Behaglichkeit, die ich nicht sehe.

Der Herbst macht mich böse. Ich habe kein Geld mehr, um mich rasieren zu lassen. Die Stoppeln sind irgendein Beweis, daß ich schlecht sein kann. Sie machen das Gesicht und die Seele häßlich. Ich glaube an das Gesicht und die Seele, auch an ihre Häßlichkeit, und schäme mich nicht.

Hast du das Gesicht dieser Frau gesehen, Mathieu? Sie lief sorglos neben ihrer Markttasche dir entgegen und hatte aus deiner Nähe und deinem Vorübergehen ein solches Entsetzen, daß du beleidigt sein kannst. Dreh dich um, Mathieu.

— He, Madame, sehe ich so schlimm aus? Der Bogen war nicht nötig, Madame.

— Hier haben Sie zehn Sous und lassen Sie mich in Frieden.

Die Frau war von rascher Güte und gab mir die Möglichkeit für einen reichen Tag. Und doch: sie ist der zweite Mensch, den ich heute sehe und der mir aus Angst zu essen gibt. Angst ist nicht Güte. Angst ist eine Antwort. Warum soll ich nicht weiter fragen?

Ich friere. Irgend etwas in mir wird zusammengepreßt. Vielleicht der Sommer, die Sonnenflecken im Bois, helle Kleider am chinesischen Pavillon, die Kinderschiffchen in dem achteckigen Wasserbecken der Tuilerien. — Ich friere und werde den Rockkragen nicht niederschlagen. Ich weiß, den Leuten ist die schäbige Kante, die in die Backen und über das Kinn stößt, peinlich. Die kleine Spanne Stoff schreit ihnen zu laut. Aber ich friere und kann ihnen nicht helfen. Ich will es auch nicht; denn ich besaß im vorigen Winter einen dicken Flauschmantel und habe nicht vor, mich nach ihm zu sehnen.

Täte ich den Rockkragen hinunter, so würden die erstaunten Leute nicht die Armseligkeit des Halses sehen, sondern mein rotes Hemd.

Mein Hemd ist rot und von Seide. Ich wasche es alle Sonnabend-Nächte, irgendwo auf einem Platz, in einem Brunnen und unter Tritonen, die sich vom Speien des Tages ausruhen. Ich liebe das Hemd: es ist begehrlich wie ich, weich wie ich, zähe wie ich. Ich liebe es so sehr, daß sein Rot nicht blasser wird als mein Blut. Wenn ich den nackten Oberkörper über die marmornen oder granitenen Schalen bücke und die schmalen Goldfische erschreckt von meinen Handgelenken und dem gepreßten Hemd schnellen, schwanke ich vor Leben.

Warum wachen die Straßen nicht auf? Ahnen sie nicht, wie wenig müde ich bin?

Ah, mein Boulevard! Du atmest niemals so verhalten wie deine engen Brüder. Du wirst schon gerädert und getreten. Ich fühle, daß es Wollust oder Beruf sein kann. Ich fühle es so mit dir, täglicher Boulevard de Rochechouard. Du siehst unrasiert aus wie ich und kannst böse sein wie ich.

In der kahlen Frühe sehen die Menschen einander nicht. Das ist das Schlimmste. Sie laufen hinter ihrem Verdruß und sind niemandem gleich als ihren verdrießlichen Häusern. Ich fürchte, der Herbst wird sie so den ganzen Tag sein lassen. Ich werde nichts mehr von ihnen zu erwarten haben. Sie sind zu einzeln. Sie fallen aus dem Kreise

meiner Gewogenheit heraus. Wie soll ich diesem Mann hier, der sich mit seinem Gang wie durch Felsen schlägt und mit dem Hutrand jeden guten Blick stört, an mich erinnern? Ich beklage die Feindschaft. Der Atem scheint zu trennen, seit wir ihn grau in der Luft sehen. — Nicht leicht gebe ich mich:

— Darf ich Ihnen den Sack tragen, Frauchen?

— Wenn Sie nicht weg gehen, rufe ich den Schutzmann, Sie Alphonse!

Der Mund — ohne Zähne — keift weiter.

Der Boulevard gebiert Menschen, die ohne Mütter sind. Nur die Pferde bleiben an die Wagen gebunden.

Du mußt fordern, Mathieu!

*

Daß diese Haustür offen ist! Ich werde hier so gewiß hineingehen, als mein Widerstand gegen mich klein ist. Sieh dir die Tür an, durch die du stehlen gehst, Mathieu. Seltsam, ich sehe nichts als die bucklige Schwelle, über die ich fiele, blickte ich nicht nieder oder wäre es Glatteis. Du bist nicht viel wert, Mathieu, weil du deine Scham entschuldigst.

Der Concierge sitzt blind hinter dem Figaro.

Die Treppe knarrt leise unter den Kordelsohlen. Auf jedem Podest schlägt das Herz weiter über den Körper hin und gegen alle Türen.

Jetzt wird eine schüchterne oder bettwarme Frau öffnen. Sie schreit: Jesus-Maria! Denn ich bin schon in der Wohnung. Wie lächerlich fast fällt dieser kurze Schlag der Handkante gegen den Kehlkopf! Das Wohnzimmer hat rote Plüschmöbel mit Spitzendeckchen. Die Kaffeekanne steht noch von gestern abend her mütterlich zwischen drei Tassen. In der Tischlade das Portemonnaie hat zehn Franken.

Vielleicht auch klopfe ich vergebens und nur in die eigenen Schläfen. Ich trage mich bis unter das Dach und begreife nicht den kleinsten Sinn im Steigen. Habe ich mich nicht eben deutlich genug gesehen: zwischen der geschlagenen Frau, ganz unbekümmertem Zimmer und zehn Franken? Was sollte mir das alles? Ich habe zuviel Zusammenhang mit ihrer Kleinlichkeit. Vielleicht ist das eine Umschreibung für Mitleid, die mir kaum ansteht. Doch stellt mich vor den Tresor eines Börseaners: und ich werde ausholend eine Grimasse schneiden.

Ich gleite die Treppe hinunter und habe feige den Rockkragen ins Bürgerliche gefaltet. Ich tat es wie von ungefähr und strich mit der Linken darüber hin, ob auch keine äußerste Kante vergessen sei. Jetzt öffnet eine Frau die Tür und hebt die Milchkanne in ihre Dunkelheit hinein. Ich, Mathieu, ziehe mit ehrlichem Schritt die Mütze und wünsche einen guten Morgen.

Weil sie mir nicht dankte, trinke ich der unteren Etage die Milch aus.

Der Concierge sitzt blind hinter dem Figaro.

*

Die Schwelle läßt mich stolpern, weil ich nicht auf meine Füße sehe. Als ich diese Logik bedenke und die würdige Moral, die dahinter steht: als ich die rasche und spitze Kurve zurückblicke, die mein Tag in dieses Haus schlug, lache ich laut in den Boulevard. Gleich werfen seine Leute mißtrauisch ihr Erstaunen auf mich und prüfen, in dem dringlichen Augenblick des Vorübergehens, mein Gesicht, als sei nichts wie mein offener Mund über der Straße. Ich prüfe wieder, schon ernst im Herzen, hänge eine große Freude um die Lippen und trage die Maske durch die täglichen Gänger. Es ist nicht einer, der mich übersieht. Es ist nicht einer, der mir glauben will. Es ist nicht einer, der auch lächelt. Ganz wenige wollen meinen Rücken sehen und drehen halb den Kopf. Ich fühle diese Bewegung. Sie ist die einzige, die ich erobert habe. Sicherlich enttäuscht sie der Rücken. Denn keiner holt mich ein, legt mir die Hand auf die Schulter und sagt mir: Meine Freude konnten Sie nicht mehr sehen.

Ich bin noch niemals so traurig gewesen wie eben jetzt. Warum kommt nicht der frühe Hund und wedelt mich an? Ich verspreche ihm, auf keinen Namen zu raten, damit er nicht bellt und nicht wegläuft. Es gibt nicht viele Augenblicke, die den tiefen

Sinn seiner Flucht begreifen lassen. Ich bin so abgewiesen, daß ich begreife.

Einer überholt mich und sieht mich ganz rasch und seitlich an, so mit Erwartung, als wäre er schon hinter mir neugierig gewesen. Ich mustere ihn dankbar.

— Hallo, François!

— Mathieu?

François, Hausdiener bei Dufayel, gutmütig und mit korrekter Brust in der sauberen Livree, zieht in die Frage den rechtlichen Abstand zwischen fleißig und faul, sich und mich.

— Mathieu?

— Kein anderer. Etwas abgerissen, nicht wahr? Unrasiert, nicht wahr?

— Ich kann nicht leugnen. Du sahst anders aus bei uns. Ein wenig parterre, mein Junge?

— Kaum anders als früher. Parterre, Zwischenstock und erster und zweiter und dritter. Wann fährst du in keinem Fahrstuhl, Lieber?

— Man soll immer wissen, in welcher Etage man ist, Mathieu.

— O ich weiß es. Zu was sonst sind die Schilder da? Manchmal nur bin ich so groß, daß mein Kopf zu weit von den Füßen ist.

— Dann mußt du dich bücken, Mathieu.

— O welche Meinungsverschiedenheit! Ich hebe stets die Beine. Ich springe in die Höhe meines Kopfes, François. — Manchmal.

— Narr du, laß dir gut raten. Es wird Herbst. Es wird Winter. Der Frost wird sich vor den braunen Fäden deines Anzuges nicht fürchten. Geh' in Stellung, Mathieu. — Es sei denn, du schminkst dir die Augendeckel und spazierst auf dem Boulevard Sebastopol.

— Mein Freund François, vorhin war mein Gesicht sehr glücklich. Was dächtest du dir, hättest du mich so gesehen?

— Ich hätte gedacht: der arme Junge! Er weiß nicht, daß ihn friert!

— Adieu, François! Sieh, wie ich zu meinem Kopf hüpfe. Adieu, François!

*

Gleich hinter mir tritt ein Geschäftsmann in den Friseurladen. Er hat den Hut eigenwillig im Nacken und war mit sparsamem Ruck der Schultern aus dem Mantel. Er sieht mich nicht, auch nicht den Vorsprung und das Recht, das ich vor ihm habe, und gleitet auf den Sessel. Als der eintretende Friseur mit müdem Kopf und selbstanfeuernder Bewegung der Hand auf ihn zugeht, sage ich, der ich noch, wie immer in erster Verlegenheit, an der abteilenden Glaswand stehe, mit leisem Nachdruck:

— Verzeihung, ich war der Erste.

Der im Sessel mit erledigender Geste:

— Nein.

Meine Muskeln spannen sich unerbittlich. Ich wundere mich einen kleinen Augenblick, daß Haß mir zuerst immer aus dem Körper schlägt, und gehe dann an den nackten Kopf heran, der schräg über die gepolsterte Stütze ragt.

— Stehen Sie auf!

Der Friseur schneidet, wortlos vor Angst, mit dem Rasiermesser Vierecke in die Luft. Vielleicht wittert er in mir einen Apachen und befürchtet Repressalien. Er stottert:

— Aber meine Herren... bitte — —

Der im Sesel blinzelt zum Spiegel nach meinem Profil. Dann, mit ganz schnellem und vollem Blick sich aufrichtend und an mich heraufsehend:

— Ja doch, ja!

Er drehte sich aus dem Stuhl heraus, wirft den Hut auf den Kopf und hat erst den einen Arm im Mantel, als er die Tür zuschlägt.

Ich kann nicht das zerkniffene Gesicht ertragen, das stumm neben mir auf die schürfende Hand und den Streichriemen gebückt ist. Unter seiner Anklage wird mein Recht sinnlos und Roheit. Wie schwer muß es sein, mit leisem Finger und Messer eine Haut zu berühren, die man zerfetzen möchte! Warum wird in diesem Menschen jetzt nicht eine ungeheure unbedenkliche Kraft groß? Warum trennt sie nicht mit einem tiefen Schnitt in meinen Hals die Wut ab, die an seinen Nasenflügeln zerrt?

Ich zucke mit dem Mund, damit er mich schneidet und sich freut. Er hebt schnell das Messer und sagt: oha! Dann murmelt er: um ein Haar! und hält sanft meine Oberlippe.

Ich schäme mich, weil er die Haut nicht mit dem Menschen haßt. Ist dieser Mann weise, oder ist er durch das unendliche Messerschärfen stumpf? Ich suche seine Augen, die über mir sind. Die Perspektive irritiert mich. Ich sehe nichts als die Nasenlöcher und staune, daß sie schielen können. Die Augen darüber sind furchtbar, weil sie sich von unten zudecken. Ich fange sie ein und will versöhnen; sie stehen starr auf den ausgefransten Brauen, lasterhaft in ihrer Umkehr, böse, hart. Ich sage:

— Selbstverständlich zahle ich den Schaden, den Sie durch mich hatten.

In den Mann muß großes Staunen gekommen sein. Er preßt mir das Handtuch an die Backen, daß es mich fast schmerzt. Er sagt nichts und beißt sich auf die Lippen. Ich berechne derweile: mir bleiben dann von dem Geld der Rue de Steinkerque noch zehn Centimes; vorausgesetzt, daß ich nur den Ausfall des Rasierens zahle. Ich berechne auch, daß ich dann nicht mehr Geld genug für die Volksküche habe, und fühle meine Schuld in tiefem Sinn beglichen.

Ich stehe auf. Der Friseur bürstet über meinen Rücken und sagt:

— Wir bekommen frühen Herbst.

*

(Schluß im nächsten Heft)

ERNEUERUNG *Von Claire Goll-Studer*

Mensch der gottlosen Stadt,
Immer auf der Flucht vor den Engeln,
Wirf dich dem wissenden Abend ans Herz!
Sieh, es schweigt der silberne Aufruhr der Vögel,
Einfältige Dörfer sinken leise in die Knie
Um die wachsenden Kirchen,
Und die Wasser werden fromm und rein
Vor der strengen Prüfung der Sterne.
O wandre aus, aus dir und der Stadt!
Zieh in das Tal der Armut ein,
Aller Besitz ist unterirdischer Schein
Und Knechtschaft deiner selbst,
Gefühl von mir zu dir, das ist allein.

DIE UNTERGEHENDE STADT

Von Claire Goll-Studer

Erschrocken stehen die Häuser
Um die irrenden Abendschritte.
Flattern viel frierende Schultern heran,
So schmal von der ängstlichen Früh
Und dem dunkleren Abendleid.
Und Augen sind, ganz abgenutzt von Gier,
Und trügerisch zulächelnde Füße
Und geizige Hand so arm und ungeliebt.
Sie haben ihr Herz für Geld versetzt.
Keiner weiß mehr die weite singende Einsamkeit.
Tot sind die großen Geliebten und Gärten,
Verdorben auf den Kulissen Europas
Und sein Wald von schlechter Romantik abgeholzt.
Löst euer Herz wieder aus und den Rest der
Sehnsucht
Zur Überfahrt nach fremden, unwirklichen Ländern!

IRRER AM KLAVIER *Von Friedrich Wolf*

Laß ab vom Spielen, dem fragenden
Rauschen deiner Hände,
Laß ab!
Soll **ich** dir Antwort geben, oder wer?

Gib frei den schütternden Anschlag
Der klagenden Tasten, schweige,
Irrer!
Klage nicht länger um ein Gehör!

Des Frühlings baumige Arme reißen
Auch an deines Saales Eisengitter,
Sieh es!
Nur laß dein Spiel . . .

Immer wilder, immer lauter dein Rauschen,
Ich duld es nicht, pferch' mir die Ohren zu . . .
Weiter — — weiter — —
Keine Flucht vor dir, armer Irrer?

Armer? . . . lach ich? Wo nahmst du nur
Solch Schüttern, solch Gewittern eines Helden-

Geistes her? Woher?
Gib du jetzt Rede mir! Ich frage!

Sind wir die Toren und Zerstreute,
Du der Neugeborene, Erneute stets zu neuer Dunkelheit?
Der Frühling schweige und lerne von dir!

So sprach noch keiner, der mit Willen
Seine Zunge zwingt zum Ziele,
So spricht die Gottheit, wenn im Stillen
Ein Mensch versank ...
Irrer — spiele!

MARIENSAULE IN PRAG

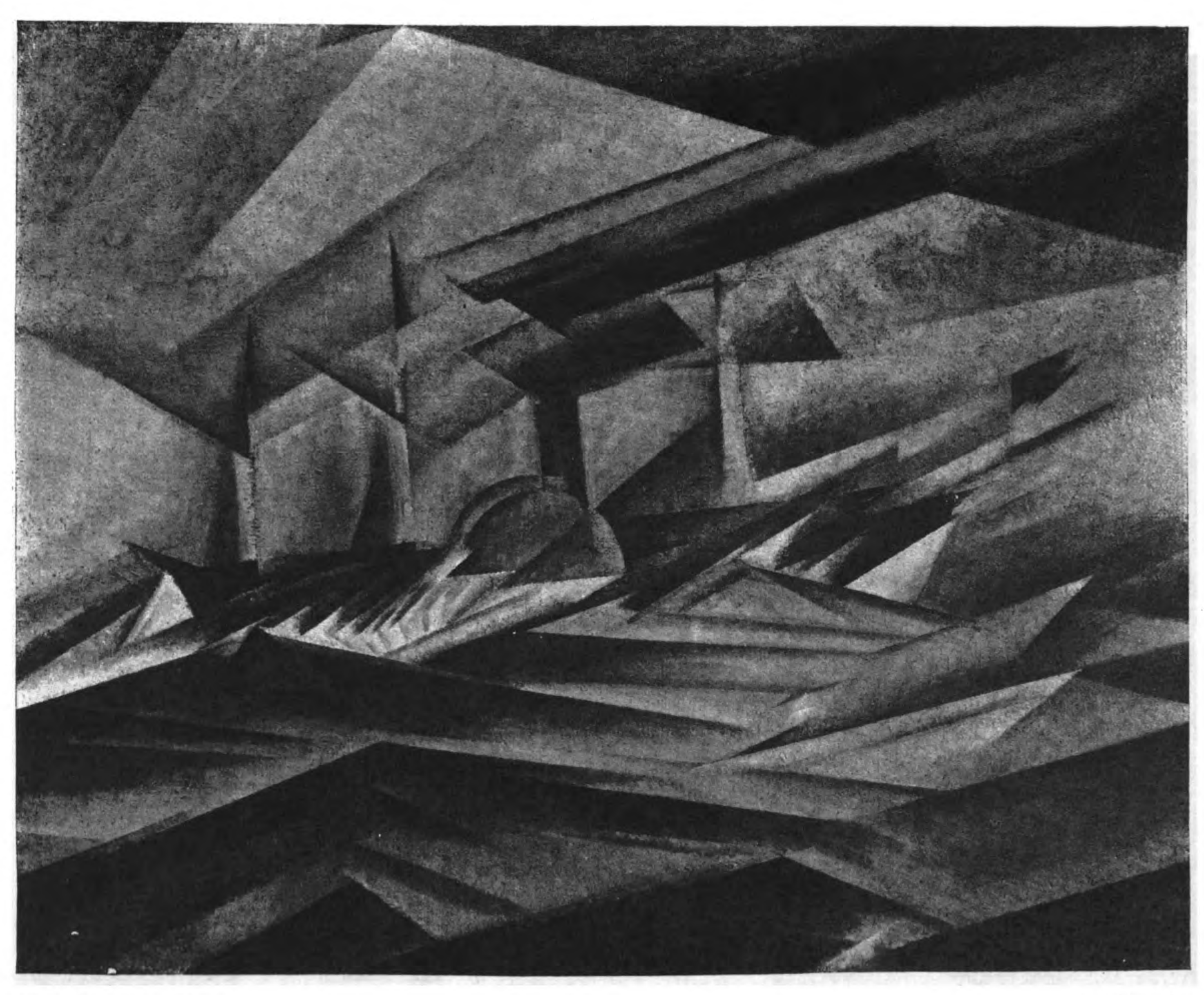
Von Friedrich Wolf

Wandre durch die Gassen von Prag . . .
Schwarze Mauern, graue Gehöfte,
Wie in des Bergwerks verschlungenem Schacht
Hüllt Dunkel dich ein.
Aus dieses Irrgartens Finsternis
Führt kein Steg.
Rund die schwarzen Mauern,
Rund laufen sie in sich selbst zurück.
Droben im Kreis lagern
Des Hradschins graue Wächter,
Und die Sonne drängt
Dunkelfarbig zum Untergang.
Erhebe meine Seele
Noch einmal zu dir,
Sonnengott,
Noch einmal auf zu dir!
Glut!
Was dringt durch der Gassen Dickicht
Über des Platzes Dämmerkreis?
Goldne Glut . . .
Sieh! Ein goldener Strahl,
Nicht auf Erden ruhend,
Nein — von Himmelshand selbst gezückt —
Flammt in der Abenddämmerung...
Und die Jungfrau Marie leuchtend, lobend
Den Sohn,
Goldbedeckt, sprühend von Licht und Glanz
Hält sie den strahlenden Sohn,
Selber Verkündigung,
Über die dunkle Stadt.

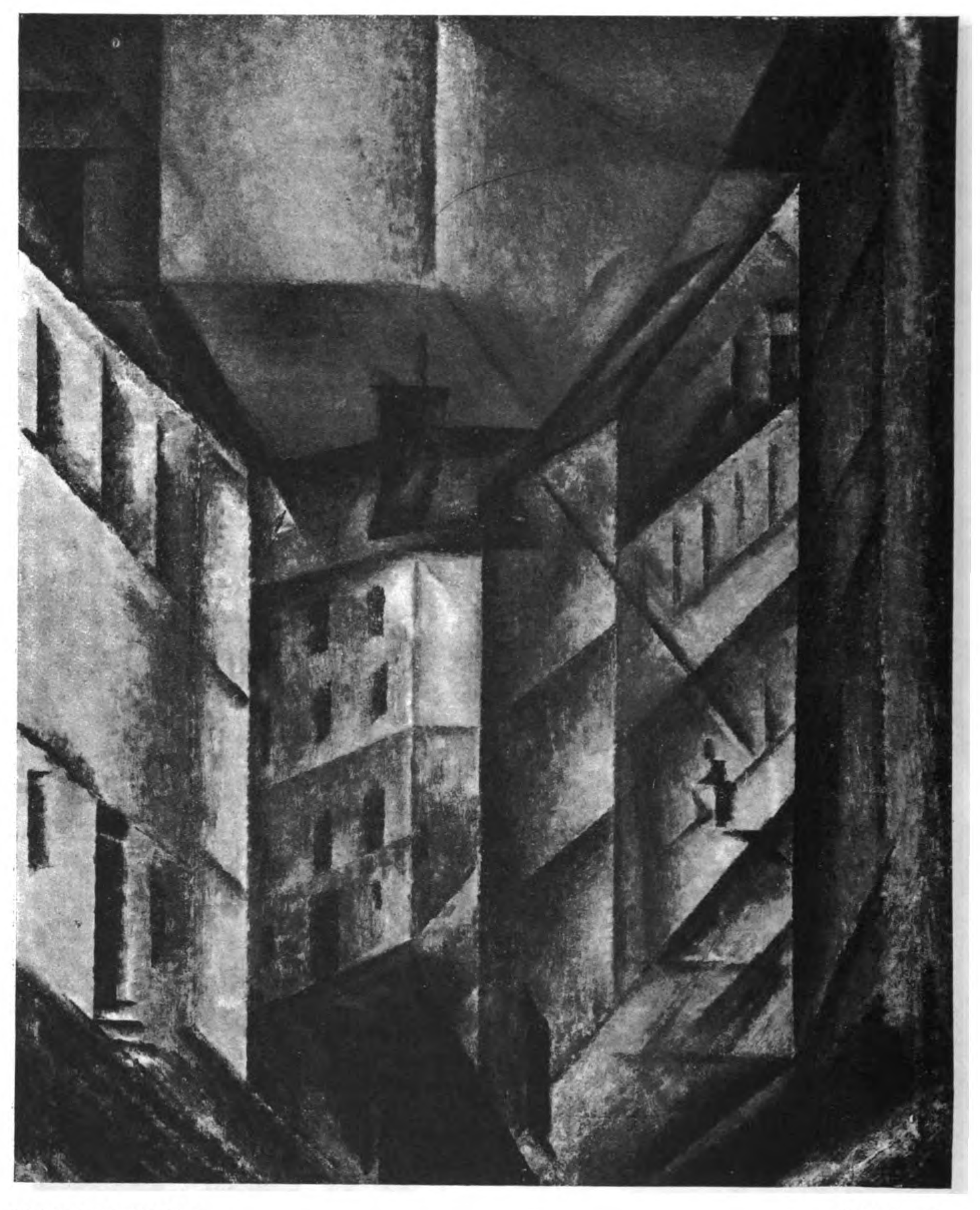
LUKAS

Von Friedrich Wolf

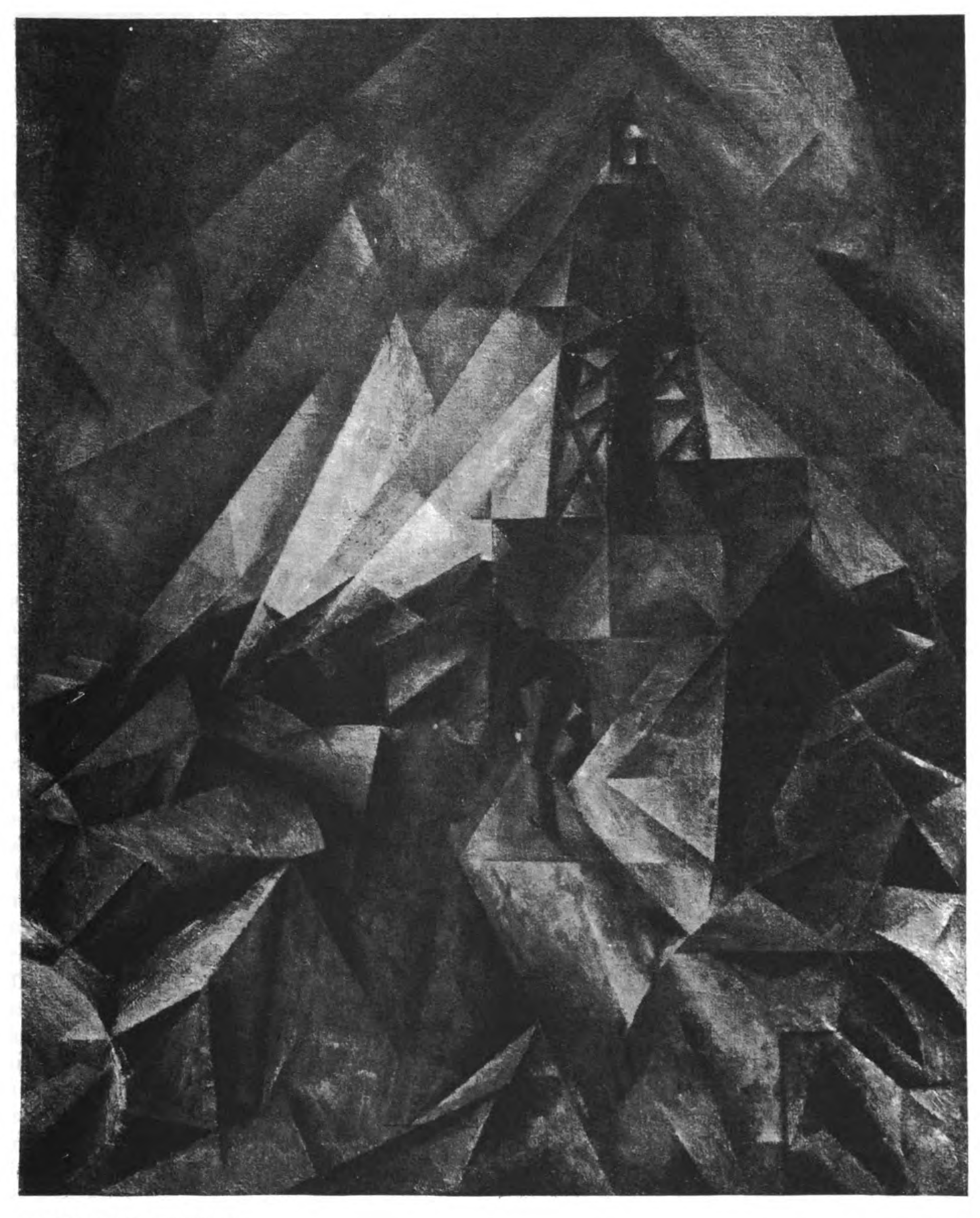
Einen Sohn...
Diesen!
Leier und Schwan in den Sphären,
Der Löwe wachend, wachend Herkules,
Doch in hoher Umarmung Venus und Jupiter,
Saturnusumringt.
Griffel der Sterne!
Wolken umwallen ewige Inschrift.
Wetter!
Sternlicht umnachtet?
Blitz!
Strich... Strich... zuckend... zerrissen Genächt ...ein Name:
Lukas!
Ich — bin — das — Licht.
Nacht... Blitz... Nacht... dieses... der Strich ...Stich... dieser... nichts sonst:
I c h b i n!
Stach ich, Blut wird quellen, Blut... Geist,
Wie der Geist des Lichts gestürzt, da
Zuviel er tat... Luzifer!
Denn der Alte will Gleichmaß;
Er doch Ausbruch... Empörung... Niegeschehnes erzuckend...
Verhängnis?
Verbannung nächt'ge im Pfuhl?
Auch uns!
Drum v o n uns auch, zu sprengen sie... durch Geschlechter geballt,
Staubgeballt Wolke der Nacht
Ihm,
Der — Alltägliches leugnend — nächtig erleuchtend birst
Blitz...
D i e s e n!



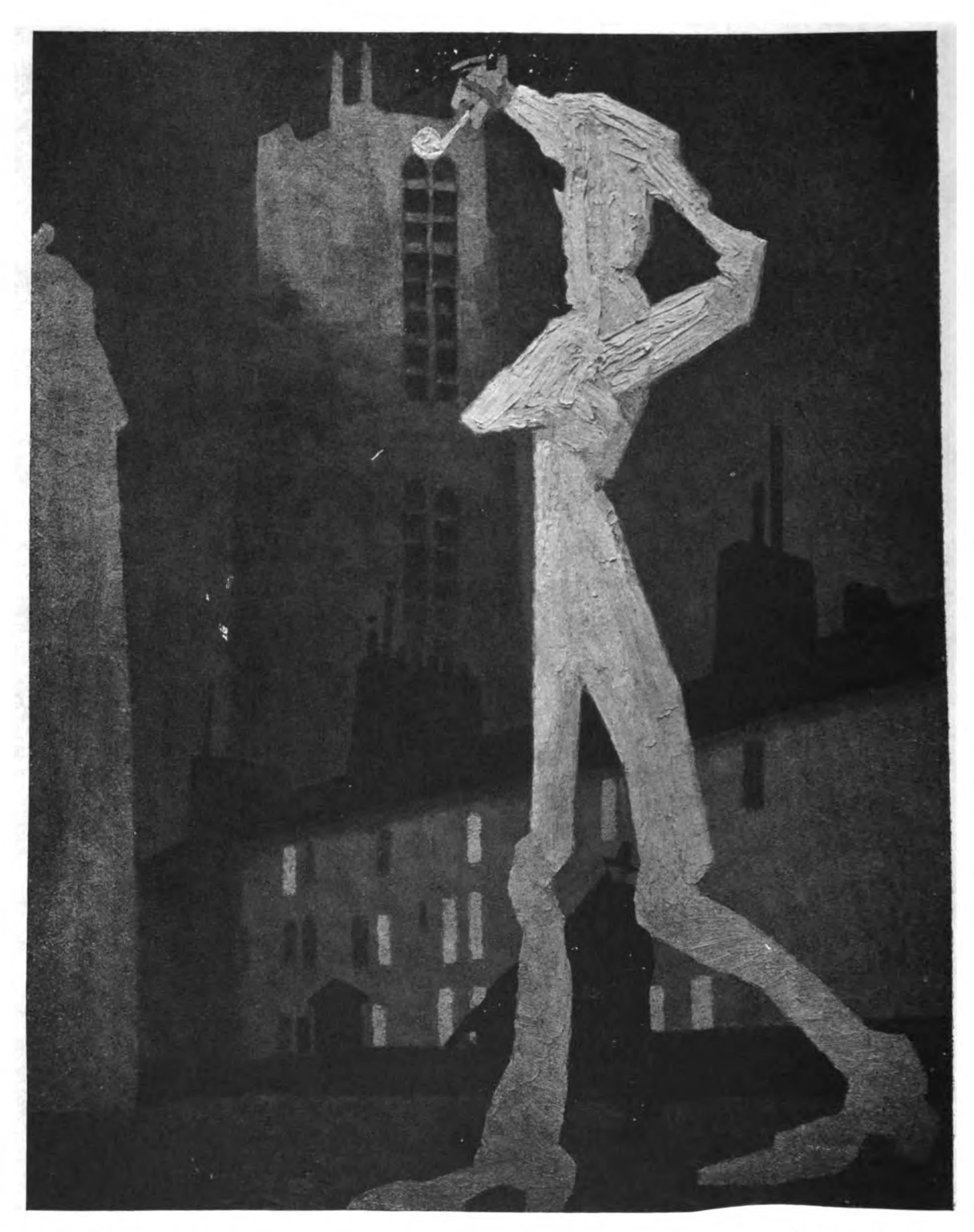
LYONEL FEININGER: Raddampier



LYONEL FEININGER: Schloßstraße



LYONEL FEININGER: Leuchtbake



LYONEL FEININGER: **Der weiße Mann**

LYONEL FEININGER *Von Rudolf Probst*

Rhythmisches Welttheater könnte man es nennen, was den künstlerischen Absichten Feiningers letzten Endes vorschwebt. Requisiten sind die großen Gegensätze der Erscheinung, die polaren Unvereinbarkeiten vom Sein und Nichtsein, vom Stirb und Werde der Bewegung in Farbe, Licht und Linie. Wie mit einer Zauberformel zwingt dieser geniale Regisseur das Chaos immer wieder zu neuem, musikalisch suggestivem Zusammenspiel. Blitzartig leuchtet die Szene auf und offenbart im zuckenden Licht des Augenblicks die ewige Konstante aller Bewegung, aller Beziehung — den großen rhythmischen Ausgleich. Jeder Augenblick schafft neue Konfigurationen, neue Konstellationen im vollen Sinn des Wortes. Denn diese Häuser, diese Brückenpfeiler, diese Schiffsmasten und Wellenberge werden miteinander und durcheinander zu transzendenten Raumfiguren, die ihren Sinn finden im stets intensiver erlebten Wunder des kosmischen Gesetzes.

So ist Feiningers Werk schöpferische Theorie.

Tiefe Ahnung — im persönlichen Naturell begründet und lange spielerisch gepflogen — führte zur Entdeckung, wurde zur mythologischen Hypothese, zum bewußten Leitgedanken aller Produktion. Und höchste Klarheit, Reinheit, Unmittelbarkeit der Idee, äußerste Abstraktion von der kreatürlichen Erscheinung zugunsten dieser ausschließlich geistigen Mimik des Bildgesichts, restlose Beherrschung der kompliziertesten Vorstellungskomplexe im Sinne solcher letzten rhythmischen Einheit — das sind die Zielpunkte.

Dabei kommt Feininger eine unerschöpfliche Phantasie zu Hilfe, die weder Wiederholung noch Monotonie aufkommen läßt. Man sehe eine Ausstellung seiner späteren Bilder — spärlich sind die gegenständlichen Motive, immer konsequenter erscheint das Methodische — trotzdem — unendlich reich wirkt das Gesamtbild der geoffenbarten Möglichkeiten. Jedes Bild hat Eigenklang, hat seine besondere Physiognomie. Es ist ganz und gar kein Ordnungsschema, das etwa pedantisch abgewandelt wird. Die dreieckige Gliederung der Fläche, die prismatische Brechung der Farben, der dynamische Kontrapost der Raumelemente ist nicht der letzte Sinn dieser Malerei. Um die ewig schwankende Bilanz von Sein und Nichtsein, von Werden und Vergehen handelt es sich — das ist ja auch der geheimnisvolle Quell des Rhythmus. Kein Ding führt hier eigene Sprache, keine Farbe offenbart ihr Wesen, keine Linie wird selbständige Melodie — nichts ist überhaupt ganz oder absolut da. Dieser Architekt rechnet nicht mit festen Größen. Die scheinbar stabile Bodenständigkeit eines Sakralbaues erzittert plötzlich und wankt unter den atmosphärischen Energien des allgegenwärtigen Rhythmus, um in einem Stück blauleuchtender Himmelsdämmerung feierliche Verankerung zu finden. Und eben diese Koalition mächtiger Dunkelheiten befreit gleichzeitig zersprengte Lichtreste zu weiter, sanfter, unendlich transparenter Ausstrahlung. Mystisch wie Edelsteine wirken die anschaulichen Elemente der Naturstimmung in der strengen Fassung solcher kühnen Abstraktion. Das Wunder des Kristalls, der im aufblitzenden Spiegel das Unwirkliche realisiert, findet nicht bloß zufällige Analogie im Formenapparat dieser Kunstäußerung — dieses Wunder ist vielmehr — innerst gefühlt — fruchtbarer Keim kubistisch produktiver Weltanschauung. Träume der großen Romantiker finden hier späte neue Bestätigung. Romantischen Wesens ist überhaupt Rhythmologie, die jede klassische Morphologie aufhebt. Und romantische Vorstellung von gefrorener Musik bekommt in dieser Bildarchitektur aktuelle modernste Bedeutung. Es gibt keine Silhouetten, keine bestimmenden isolierenden Grenzen; die Endlichkeiten der rationellen Logik gelten nicht in diesem Reich des spielenden Widerspruchs. Die Bildgrenze selbst ist kein gefüllter Rahmen, jedes Geschehen im Innern macht gleichsam neuem Geschehen Platz. Im wimmelnden Getriebe zuckender Lebensformen knüpft doch keine an die nächste an; nirgends entsteht Verbindlichkeit. Das Vorübergehende - Metamorphose ist das einzige Thema der Aufführung. Was sichtbar wird, stößt mit seinen wachsenden Energien an die latenten Kräfte des Unsichtbaren, um in

barten Kanten in sich zurückgebrochen oder zersplittert zu werden. Anschwellen, abklingen, wechselseitiges Gegeneinanderprallen und Sichausweichen, Fliehen und Finden, Nahkommen und Lautwerden, Zurücktauchen und Verklingen — dies fortwährende Wechselspiel konstituiert in seiner Rhythmik eine geistige Harmonie. Denn es kommt nicht zum Kampf der Gegensätze, nicht einmal Spannung entsteht — alle Existenz tritt von vornherein unwesentlich auf als einseitige Äußerung des großen polaren Kräftespiels. Daher auch kein eigentlicher Untergang, keine Tragik, kein Pathos im Bild, trotz der fortwährenden Zerstörung oder Überhebung der Form.

Form ist hier gewissermaßen nur das sichtbare momentane Überbleibsel des universellen, unsichtbaren Geschehens, das sich als romantisches Epos — frei von sentimentalem Einschlag — breit und wichtig abwickelt.

Überlegener Geist ist am Werk, frei und selbstherrlich, sicher und schlagkräftig, voll Ironie gegenüber den irdischen Zusammenhängen und Vorgängen, ohne Glauben an Ehe und Scheidung der sichtbaren Elemente — aber innigst überzeugt von der Aufgehobenheit aller bodenlosen Existenz im rhythmischen Triebwerk des Kosmos. Zugleich auch voll warmer, reiner Freude am sinnlichen Rest des Lebens, an der Leuchtkraft komprimierter Farben, an der strahlenden Weite atmosphärischen Lichts, an der blanken, gleichnishaften Schönheit der spiegelnden Oberfläche!

DIE BEIDEN FREUNDE *Von Arno Nadel*

ZWEI SZENEN

E r s t e S z e n e

Das Zimmer des Meisters Yü.

MEISTER YÜ

Es regnet, regnet, regnet. — In langen, schrägen Schnüren. — Das lullt meine Seele ein, erinnert mich an Kindheit und viele liebe Dinge. An Go, mein weißes Mädchen, mit der ich sang und trank und in weichen Matten den Himmel herunterjubelte, — an Go, die schöne, zierliche Go, die nichts sagte als: Yü, wie herrlich ist es, wenn man geliebt wird. Die dann aber tat und schaute, daß man Seele und Tag vergaß — ja, damals, — wahrscheinlich regnete es an einem stillen Nachmittag, wie heute. Auch damals vielleicht unterhielten sich Ku und Wei vor dem Fenster über Politik und über den verstorbenen Bruder Jen. Irgendein Ku, irgendein Wei, irgendein Jen — immer dasselbe. — Da warte ich wieder die langen Stunden, und Sang kommt und kommt nicht. Ich muß doch hinausgehen zu ihm. Es läßt mir keine Ruhe mehr. Einen Augenblick setze ich mich noch hin und denke, — es ist doch herrlich, im Regen zu denken.

Aus einer Nische im Winkel tritt Go, ein weißes, unendlich schönes Mädchen, hervor.

GO

Mein Yü! Du hast an mich gedacht. — Da bin ich.

Sie setzt sich auf seinen Schoß

YÜ

Mein Gespenst, meine herrliche Go, wo kommst du her?

GO

Aus den Bäumen drüben, wo ich gerade saß und dich belauschte. Wie ich es gern um diese Zeit tu. Da hörte ich dich denken, an mich, an unsre süßen Stunden. Da konnte ich mich nicht mehr halten und kam zu dir.

YÜ

Durch Wand und Lüfte.

GO

Wie anders? Kam ich nicht, als ich lebte, ebenso zu dir? Wie oft! Nur sahst du mich nicht, weil ich noch im Leibe lebte. Jetzt aber, wenn ich will, — da hast du mich. Der Herr des Himmels wird mir's verzeihen. Das Singen um dich — war zu groß.

Yü wirft sich vor Go hin. Er küßt sie auf den Mund und auf die zarten Glieder. Ihre Augen werden weich. Sie verzehren Yü und nehmen seine Seele in sich auf.

YÜ

Nun bin ich wieder einmal selig.

GO

Mein junges — Leben!

Sie entschwindet

Yü erhebt sich, packt einiges Essen zusammen, nimmt aus dem Schrank ein Gewand und geht mit allem hinaus. Man hört ihn von draußen die Türe zuriegeln.

Zweite Szene

Das Zimmer des Meisters Sang.

MEISTER SANG

Zur Zither heulend und singend.

O, du guter alter Vater!
Gute alte Mutter!
Seid ihr es, die mich so verkommen lassen? Oder ist es der Himmel, der unbarmherzige —? Ich werde verrückt vor Fragen und vor Nichtbegreifen. Ich weiß wohl, wer mich straft. Straft — welch elendes Wort!

Und
Wer weiß,
Ob nicht
Das Gute
Vom Herrn kommt.
Dem Odem...

Ich weiß wohl alles, aber ich bin ein Mensch, — ein Mensch! Geister, Dämonen, hört es und schreit es zu eurem Herrscher hinauf: Sang weiß, was ein Mensch ist.

YÜ

Von draußen

Bist du toll geworden? Ist das — deine Stimme —? Ist das ein Singen meines Sang?

SANG

Das — Yü — ist nun mein Singen. Denn nun — singe ich nicht mehr. Komm herein, Yü.

Er öffnet und empfängt den langsam Eintretenden.

Da hast du mir wohl wieder etwas mitgebracht? Hu, hu — verfluchte Geister! — damit ich nicht verhungere, — weil ich nicht betteln kann. Du guter Yü —! Nein, geh. Ich weiß alles, aber ich will es nicht wissen, nicht einmal ermorden will ich mich. Tung, Tung, Geist des Schicksals, mit diesem ganzen Gewinn meines Gewissens beschwöre ich dich, — komme hervor aus deinen Räumen, damit ich dich meinem Freunde Yü vorstelle! — Warte, Yü. Ich spreche noch ein Wort, für mich — sieh fort, nach dort — dann kommt er.

Tung erscheint. Ein ungeheures Bild, irgend ein Leben zwischen Mensch und Tier, mit roten, furchtbaren Augen, die alles im Zimmer mit rötlichem Licht bestrahlen.

TUNG

Was riefst du mich?

SANG

Dich Yü zu zeigen. Damit er es wisse, wie gut er es in diesem Leben hat.

TUNG

Weißt du genau, daß es viele Leben gibt?

SANG

Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, daß — du — bist. Ist's nicht genug?

Die Arme der Erscheinung verwandeln sich in eiserne Fänger. Unzählige kleine Geister gehen durch sie wie auf Straßen und Alleen. Sie schütteln sich. Andere sehen vor sich hin und lachen.

TUNG

Es ist genug.

SANG

Da da — nun einmal da bist, — willst du mich nicht zu gütigeren Mächten entlassen? Zum Himmel, der groß und schirmend ist, zur Erde, die liebreich und fröhlich ist, zu den Ahnen, die mich umhegen wollen, zu irgendwem unter den Mächten der Gestirne? Willst du nicht, Tung, entheiligter Name, — willst du nicht??

Tung entschwindet. Der Raum wird grau.

YÜ

Geht auf den Freund zu, der auf den Boden gesunken ist.

Tröste dich, Freund, leide nicht so. Du verlierst

am Ende deine Kräfte und mußt vor der Zeit mit losem Verstand dahergehn.

SANG

Besser — alles besser, als in seiner grauenvollen Gewalt zu leben.

YÜ

Aber es geht doch nicht allen so wie dir.

SANG

Ja, mir, — warum gerade mir, — mir — mir. Ich weiß es.

Im Raum beginnt die Luft sich zu bewegen. Unzählige Punkte wirbeln durcheinander. Sang fängt an zu toben. — Yü öffnet die Türe. Es kommen Menschen herbeigeeilt, die unter Reden und Lärmen den schreienden Sang hinaustragen. — Der Geist des Schicksals erscheint. Jetzt lose, kaum sichtbar. Seine Auge sind blau, wie sonniger Himmel. Es löst sich die Luft. Yü wird von magischen Strömen mild umflossen. Die Erscheinung entschwindet.

YÜ

Go, meine Go — was hatten wir es gut!

Vorhang!

DIE ZUSAMMENHÄNGE DER JUGENDBEWEGUNG MIT DEN GEISTIGEN STRÖMUNGEN DER EPOCHE

Von Rudolf Manasse

Die Jugendbewegung schwankt in ihren äußeren Erfolgen. Merkwürdige Widerstände werden gegen sie wach. Gerade aus den Reihen der jungen Menschen selbst hat sie unter Verständnislosigkeit und Bekämpfung zu leiden. Man könnte deshalb in Versuchung geraten, die Wesentlichkeit der Bewegung, ihre historische Notwendigkeit zu bestreiten. Und der in ihr Tätige könnte die Lust und Energie der Arbeit an der Jugend verlieren, es sei denn, daß ihm besonderer Optimismus und besonders lebendiges Temperament eignet. Demgegenüber kommt es darauf an, den inneren Zusammenhang zwischen der Jugendbewegung und jenen Strömungen aufzudecken, die der Epoche die geistige Prägung geben. Ist so die Bewegung als wesentlich erwiesen, dann gilt die Arbeit in ihr als Forderung und ist die Gewißheit ihres endlichen Erfolges sichergestellt, unabhängig von der Zufälligkeit des Temperaments ihrer Pioniere.

Die Jugendbewegung korrespondiert dem Expressionismus in der Kunst und den neuen Wegen in der Philosophie: der objektiven Logik und der Phänomenologie. Sie ist gleichsam deren praktischer Teil, ihre Moral. Die Prinzipien der neuen Kunst- und Denkformen sind die gleichen wie die der durch die Jugend sich repräsentierenden neuen Lebensform. Es handelt sich hierbei um zwei Grundsätze, die in gewisser Gegensätzlichkeit zueinander stehen. Ihre Ausbalancierung und Synthese stellt die Problematik und den Inhalt der Kämpfe der neuen Bewegungen dar. Die beiden Grundsätze sind: Unmittelbarkeit und Geformtheit oder Erleben und Objektivation oder unendliche Dynamik und in sich ruhende Gestalt — in etwas übertragenem Sinn: „Einfühlung" und „Abstraktion".

Es charakterisiert das neue Streben des Weltbegreifens, daß es auf in vollen Zügen einatmendes Erleben geht — freie, ungezwungene, krampflose Hingabe. Die Philosophie will erschauen, die Kunst den reinen Ausdruck, gelöst von verundeutlichenden, die Erschauensschärfe und Erlebensintensität herabmindernden Hüllen und Schichtungen des vermittelnden Subjekts. Entsprechend drängt die Jugend heraus aus der Konvention, aus der für sie leblosen Formenwelt, zu dem ihr gemäßen, das heißt zum ursprünglichen Leben. Negativ ausgedrückt: Die Wissenschaft löst sich aus der Schmarotzerumarmung einer hypertrophen Methodologie. Die Kunst entflieht mechanischer Stilgebundenheit. Die Jugend lehnt ab eine ihr anerzogene, nicht der Welt und dem Geschehen selber entnommene Rhythmik. So nur wird ihr ein dem kosmischen adäquater Pulsschlag möglich und damit Lebensfülle und Totalität.

Trotz dieses Strömens: Gliederung, trotz Unendlichkeit: Maß, trotz Lebens: Form — dies tritt hinzu

zum rein schauenden Erleben. Denn sonst wäre Rausch, unio mystica, Punkte von Ekstase, verfliegende Augenblicke, nicht epocheschaffender Geist. Hier aber handelt es sich um Epoche, neues Zeitalter und seinen bestimmenden Geistgehalt. Das Auge des Philosophen schaut nicht schlechthin, es schaut Etwas, er schaut etwas i. S. eines Erschaffens. Das neue Denken ist also durchaus gegenständlich, nicht löst es sich auf in Objektives erweichendem Zerfließen. Nicht anders Kunst, wiewohl sie in einigen ihrer modernsten Ausbuchtungen zur Paralyse ihrer selbst zu gelangen droht. Doch ist auch bei ihr Gegenständlichkeit stark ausgeprägt, selbst und oft gerade da, wo die Beziehung zu bestimmter Stofflichkeit, das heißt zu Gegenständen im Sinne von Naturgegenständen, aufgehoben ist; Beweis vorhandener Gegenständlichkeit, also vorhandener Form, ist die im Kunstwerk waltende Gesetzlichkeit (zum Beispiel bei Kandinsky's gänzlich ungegenständlichen „Farbensymphonien", die eben wegen Vorhandenseins eines spezifischen Formgesetzes nicht Symphonien, Musik, sondern durchaus und streng Malerei sind). — Und ebenso Jugend. Zwar will sie ihr gemäßes, freies Leben, aber Selbstverantwortung, Eigengesetzlichkeit, Autonomie.

Also: Das Denken denkt nicht in leeren Formen, sondern erlebt, erschaut — aber: Etwas. Die Kunst schafft nicht in launenhaftem Subjektivismus, sie ergreift ursprünglich — aber Gegenständliches. Die Jugend gipfelt nicht in Libertinismus, sondern sie lebt — aber nach dem Gesetz der Jugendkultur. Widerspruchsvoll erscheint die Verknüpfung der beiden Prinzipien: Ursprünglichkeit und Gebundenheit. Aber der Widerspruch löst sich, der geistige Sinn der neuen Einstellung wird überhaupt erst in seiner Ganzheit begriffen, wenn man fragt, was denn dieses „Etwas" sei, was diese „Gegenständlichkeit", was dies „Gesetz der Jugend".

Worauf das geistige Streben hinzielt, wessen es sich bemächtigen will, ist die Welt in ihrem Kern, ihrer Essentialität. Nicht wie sie erscheint, sondern wie sie wesentlich ist. Das unwahre verzerrte Bild, welches sie von sich gibt, wenn sie angesehen wird in der zufälligen Gestalt unserer sinnlich-subjektiven Bemächtigungsmittel, soll künftighin vermieden werden. Wir wollen erleben, aber nicht mit der Ungenauigkeit, Unexaktheit, geringen Intensität unserer schlecht und individuell verschieden wirkenden Organe, sondern unbedingt und hin auf das Wesen der Dinge. Eben darin, im Verwesentlichen der Dinge, liegt das Formungselement, das auch dem unmittelbaren Erfassen, dem spontanen Erleben, dem freien Erschauen innewohnt. Verwesentlichen bedeutet nämlich: die Dinge nicht so nehmen, wie sie sinnlich uns sich darbieten, sondern auf ihren Grund, ihren Kern gehen — hindurch durch die Hüllen, mit denen sie sich durch die Einwirkung unserer Subjektivität überzogen haben, hindurch bis auf ihren nackten Gehalt, ihr Wesen. Hierzu sind gewisse Operationen nötig, die Dinge sind aus dem „Zusammenhang" (nämlich aus dem, in dem sie für unsere gewöhnliche Anschauung stehen) zu lösen, zu isolieren, zu objektivieren. Und durch solchen Lösungsakt werden sie in Form gestellt. — Der Hinzutritt der Form zum Erleben ist somit geklärt, noch nicht aber befriedigend sichergestellt, daß der Akt der Verwesentlichung nicht das Moment der Spontaneität, der Unmittelbarkeit, des Erlebens abtötet. Hier ist nun zu sagen, daß es sich bei dem Abstreifen der Hüllen, bei der Herausschälung des Kerns nicht um eine Abstraktion handelt, sondern um eine Reduktion. Wie die Zurückführung eines komplizierten Geschichtsvorgangs auf seine einfachen Zusammenhänge und seinen kurzen Sinn seinen individuellen Charakter nicht berührt, nicht etwa seine Subsumtion unter einen generischen Oberbegriff bedeutet, so führt die Reduktion eines Dinges nicht zu einer Aufhebung der Besonderheit, wie sie aus seiner Individualität sich ergibt, nicht zu einem Abstreichen der ihm spezifisch zugehörigen Eigenschaften, sondern lediglich zu einer Hinwendung und Betonung seines wesentlichen Gehalts gegenüber den ihm anhaftenden Zufälligkeiten. Das Verwesentlichen bedeutet also nicht Absehen von der Individualität des Dinges, nicht Ergreifen seiner „Idee" im Sinne Platos, also seines Gattungs-

begriffs, sondern: Herausstellen des individuellen Wesens, Erschauen des auf seinen Kern reduzierten, darum aber nicht seiner Besonderheit entkleideten Dinges.

So vollzieht sich die phänomenologische Einstellung. So vergegenständlicht die expressionistische Kunst (daher ihre „unmöglichen", naturwidrigen Gestalten, wobei „Natur" = sinnliche Erscheinungswelt ist). So endlich lebt die Jugend. Jugendkultur ist — drastisch gesprochen — nichts anderes als phänomenologisches bezw. expressionistisches Ethos. Jugendkultur als die Maxime jugendlichen Erlebens und Lebens ist das Wesensgesetz der Gemeinschaft. Denn Gemeinschaft — hier in prägnanter Bedeutung genommen — ist die von Konventionen, Historismen und Mechanismen entbundene, die freie, das heißt autonome, lediglich den Gesetzen der Humanität und des Geistes entsprechende Sozietätsform.

Das Begreifen dieser Zusammenhänge bedeutet einmal Erkenntnis der historischen Notwendigkeit der Jugendbewegung, es enthält sodann für die Jugend die Aufgabe in sich, durch jugendliches Erleben die Erkenntnis dessen, was Jugendkultur ist, im Einzelnen zu entfalten.

Jugendkultur sei der Jugend Idee, das heißt, in der Unendlichkeit zu erreichende Erfüllung, Norm ihres Denkens und Handelns.

Von hier aus, von dem neuen Geist in der Form der Jugendbewegung, ist die Entfaltung des Gesinnungselements zu erhoffen, welches unbedingtes Erfordernis ist für den Aufbau neuer Kultur, neuer Gesellschaft. Wie die Krisis, in der wir, in der Europa heute steht, auslaufen wird, das hängt lediglich von der Entwicklung der Gesinnung ab. Kommt sie, so ist unsere Zukunft sichergestellt — trotz aller Nöte des Materiellen. Ohne sie ist der Untergang unserer Welt besiegelt.

AUS DEN BRIEFEN AN EINEN KUBISTEN

Von Adolf Knoblauch

Ich weiß, daß Sie sich vor keiner Theorie fürchten, selbst wenn sie über Ihre Bilder aufgestellt wird. Aber seien Sie vorsichtig und geben Sie nicht Dr. W.* alle Ihre Gedanken über Ihr eignes Werk preis. W. ist anders geartet als Sie, er ist spitzfindig und er verlockt Sie, ihm auf seine Plattform zu folgen. Sie haben schließlich keine Gedanken und keine Gegenstände gemalt. W. stellt sich Sie in der Rolle eines Don Quijote vor (wozu auch der vor Angst erstarrte pfiffige Sancho Pansa W. gut paßt), der kolossale Kämpfe gegen ein Nichts liefert. Er wähnt Sie in diesem pessimistischen Irrtum. Nun weiß ich nicht recht, ob Ihr Hilfswort „Motiv" glücklich den Gegenstand Ihrer Bilder bezeichnet. Es wäre eine rein negative Tätigkeit Ihrer Malerei, wenn Sie das „Motiv" sauber oder frei vom „Alltag" halten müßten, es schützen wollten und nichts weiter. Es ist möglich, daß es so ist, und Sie sagen es selbst. Aber es will mir doch nicht recht einleuchten, daß man auf diese Art vom Werk auf seinen Urheber schließen will. Das heißt: psychologisch vorgehen, Analysen machen, die Sancho Pansa mit Stolz seinem Herrn vorlegt. Armer Freund, was fangen Sie nun mit diesen Analysen an! Reiten Sie einmal darauf, Sie mit Ihrer Arbeitstreue, dem Glauben und dem Ernst Ihres Berufes. Ihre Brücke oder Mühle (diese zwei Ihrer Motive) ist ja gar nicht die Brücke des Alltagsmenschen — Sie am wenigsten brauchen sie erst vom Alltag frei zu machen, — oder des Kunstmalers. Sie haben einmal eine gesehen, die voller Kräfte zu stecken schien, oder irgendeine übernatürliche Eigenschaft besaß, und schließlich haben Sie angefangen, sie einfach mathematisch zu erbauen oder ins Leben zu rufen. Ist Ihr „Motiv" nun wirklich ein Gedanke, eine Lebenssubstanz oder tatsächlich die Materie, der Gegenstand, vor dessen Größe Sie das Nichts Ihres Ich doppelt leer empfanden? Danach, wie Sie diese Frage beantworten, richtet sich auch die Motiv-Frage: ob Sie harte architektonische Formen haben w e g e n Ihres Motivs, oder ob nicht umgekehrt Sie Ihr Motiv ganz auslöschen, um Erde, Materie mit ihren rauhen und düsteren Gesetzen in die Mathematik Ihres Bildes zu übersetzen. Sie haben in dem Falle höchstens das Bedürfnis, sich selbst zu schützen, verlieren dann aber den Bezug zur Kunst anderer und erstarren in der verzweifelten Liebe zur unvergänglichen Materie, vor der Ihr Ich als nichtig und ephemer erscheint. Sie hätten in dem Fall einen Kandinsky ähnlichen Weg der Entwicklung verfolgt: das allmähliche, bewußtere Auslöschen der Anregung, des bloßen Motivs oder Gegenstandes, bis zu einer traumhaften Verflüchtigung bei Kandinsky oder bis zur vollkommenen ebenso traumartigen Schwere und Ruhe festgegliederter und ineinander kristallisch zusammengeschossener Körper, deren Eigenschwere aber total aufgehoben wurde. Wenn man sich das All vorstellen wollte in den von Ihnen vorgeschriebenen Formen, so würde man das Empfinden einer geheimnisvollen Bezauberung haben, einer tonlosen Musik, die die große Masse der Gegenstände fühllos leicht machte und ihr zugleich die unirdische Ruhe der absoluten Körperschwere beigegeben hätte. Man spricht ja auch in der Musik von schweren Tönen. Diese Bezauberung hat Zustände der Erstarrung in sich, aber ich zweifle, daß „Erstarrung" der Grundzug Ihrer Arbeiten ist. Jedenfalls bitte ich Sie um Ihr größtes Mißtrauen gegenüber allen ästhetischen Theorien, die eine künstlerische Einseitigkeit bekämpfen wollen. Wie weit die

---

* Dr. W. ist ein bekannter Kunstkritiker, dessen Geschmackswandlungen mit einer bedenklichen Promptheit der expressionistischen Konjunktur nachfolgten.

„Erstarrung“ eine persönliche Angelegenheit ist, kann ich nicht beurteilen, wäre auch eine Sache für sich.

*

Ich habe mich über Ihre Bemerkung im ersten Brief sehr gefreut, daß Sie die Gefährlichkeit des Theoretisierens über eigene Beweggründe zum Schaffen anerkennen, es lag in meiner Absicht, Sie darauf hinzuweisen, sprach es aber nicht aus. Außer den seelischen Gründen gibt es tatsächlich einen geistigen, und im zweiten Brief suchen Sie diesen anzugeben. Und Sie finden ihn im Dialektischen, im Widerspruch der Opposition, und Sie sagen, die Leere, die Verneinung bereitet auf die Erfüllung und Beantwortung vor. Damit haben Sie auch sehr viel über sich selbst gesagt, und ich hüte mich, mich in diesen Gedankengang mit müßigen Bemerkungen zu mischen. Vor allem kann meiner ganzen Veranlagung nach ich nicht einverstanden sein mit der Nichtigkeit des eigenen Daseins vor dem der Natur oder anderer großer Gegenstände, diese Aussicht, nichtig zu sein, schrieb ich im Zusammenhang der von Ihnen angeregten ästhetischen Idee. Nein, dies endlose Dasein der Natur, so schön es oft ist, muß den empfindenden Menschen in gewissen Augenblicken mit Grauen erfüllen, zumal der Tod nichts weiter ist, als die größte Kundgebung der Natur im Dasein des Menschen. Dieser Nichtigkeit, der ich zu verfallen drohe, suche ich gerade mit allen Kräften zu widerstreben; sie zu überwinden ist geradezu die Aufgabe des Ich. Ich muß mein Brot im Schweiße des Angesichts essen, ich soll arbeiten, damit ich Mensch werde. Die traurigen Lehren des Orients und der Mystik sind sehr verführerisch, aber es ist sehr recht, was Rubiner über diese Dinge sagt, obgleich er eine Frechheit besitzt, die seinem Denken Abbruch tut. Wenn diese Grundanschauung richtig in mir befestigt liegt, ergibt sich die geistige Stellung des Menschen von selbst. So kommen Sie zu dem Resultat, daß Sie die Leere vor der Natur, das Nichts zu erfüllen suchen und leiten daraus das Prinzip Ihrer Bilder ab.

*

Es hat mich erbaut, daß Sie zu der Erkenntnis über die Organisationswut der Deutschen durchgedrungen sind. Man muß es grundsätzlich ablehnen, sich am Vereinswesen zu beteiligen. Man sieht deutlich an dieser deutschen Krankheit, wohin der bloße Kunstwille führt, ein Talent zu verwirklichen. Der Wille hat keine anderen Grenzen als die ethischen, er ist national, religiös, sozial determiniert. Auf diesem Acker grünt bald kein Hälmchen mehr, trotz aller Bewegung. Der Wille ist zwar allmächtig, aber er gebietet nicht über die Fruchtbarkeit, wenn er auch noch so a-logisch sich gebärdet. Er holt die feurigen Pferde des Helios doch nicht ein. Jeder Expressionist sucht die wahre Freiheit der Kunst inmitten unserer ungeheuren Bedingnis, und er kann auch nicht davon lassen. Daß die Deutschen das so dumm titanisch anfangen, zeugt von unverdauter Klassik und schlechtem Geschmack. Selbst Marc ist oft grob und beschränkt, nur einige wenige Tierbilder halten der Prüfung stand, es rächt sich an uns, daß wir immer nur Ideen malen und uns fälschlich einbilden, daß wir die Materie schon geschwängert haben. Die Wunder der neuen Schöpfung sind in ganz Europa geschehen, aber nur in den Ländern wirken sie gesetzbildend, wo es die Stufe des Impressionismus gegeben hat. Diese ist in Deutschland nicht vorhanden! Es ist ein Fehler, gewisse deutsche Maler als Impressionisten zu stempeln, die es nie gewesen sind und außerdem als zweiten Ranges betrachtet werden müssen. Naturalisten haben wir einen erschrecklichen Haufen gehabt, wer denkt nicht mit Schrecken an Slevogt und Liebermann, die auch glücklich nationale Halbgötter geworden sind. Gegen diese Halbnaturen sind Böcklin, Marées oder Feuerbach wahre schöpferische Frische, in ihren Adern ist zeugerisches Blut, und nie hat sich deutsche Kunst seliger offenbart. Ihre Predigt gilt es zu verteidigen, wenn es um d e u t s c h e Kunst gilt. Alles andere bis auf diese Zeiten ist wenig erfreulich. Von der Sittlichkeit deutscher Kunst ist für die Heutigen nur die Organisationswut übriggeblieben. Und die ist Sache jeden Schlemihls. Was Wunder, wenn ich dem von Ihnen entworfenen Bilde unserer Kunstkultur diese traurige Wahrheit entnehme. Einsichtslosigkeit über unsere wahren Aufgaben. Unfähigkeit, die eigenen und nationalen Grenzen unserer Begabungen zu erkennen. Verblendung über den eigentlichen Sinn und Wert unseres künstlerischen Großbetriebes.

*

Schon vorm Krieg sind alle Leute nach den Ländern Schiwas, Buddhas und sämtlicher Fetische ausgewandert, wogegen an sich nichts einzuwenden ist, da es bildet und belehrt. Aber nun wollen sie gar die deutsche Volksseele mit Ägypten, Bananen- und Urwäldern und heulenden Derwischen traulich verknüpfen — davor möge ich bewahrt bleiben. Beängstigend geradezu muß eine furchtbare Erschöpfung Geistes und der Seele bevorstehen, daß Leute jetzt schon beginnen dürfen, die Überlieferungen unserer edlen und tiefen Kultur an den verkommenen Orient zu verraten. Auch bei uns gibt es Urwälder und große Einsamkeiten, den uralten Wald der katholischen Kirche Europas, die große Einsamkeit mächtiger Schöpfer, des Strindberg und Dostojewski. Allerdings, wer Zille, Scheerbart, Ramses und Kaiser Akbar verehrt, hat nichts bei uns verloren. Er bleibe da, wo er sich verloren hat! — Das sind die Erschöpfungen der bald auf die Stufe des Orients herabsinkenden infamen Länder Europas, vergrämt, vor Schrecken erstarrt, nur noch ein jämmerliches Dasein fristend.

Wie Dante in seinem zerfetzten, von blutigen Bürgerkriegen entmannten Italien erschien, werden auch über Europa Stimmen ertönen, die so wenig sanftmütig sein werden, wie die des Italieners. Die Stimme im Donner Gottes, in seinem furchtbaren, unmenschlichen Willen wird erschallen und das Lebende rufen und das Verworfene vernichten. Die Schwachen werden weinen und wieder lieben können, die Starken werden sich beugen müssen und wünschen, daß die Erde nie ihre Taten gesehen hätte und werden bereuen. Denn die Finsternis wird vertilgt werden müssen. Der Tag wird erneuert werden. Gott wird die knechtselige Gegenwart seines kriegbefleckten Dienstes verwerfen und sich für immer von den hilflosen Kirchen trennen. Er wird seine Seher, Dichter und bildenden Künstler rufen, wie es am Anfang der Zeiten war. Das ist mein Trost. Wenn diese seinen Ruf jetzt hören, werden sie eine Stärke sondergleichen aus unzugänglicher Quelle in sich erwachen fühlen. Dann können sie wieder die Künste in ihrer ursprünglichen Größe empfinden, sie werden Trost finden und die Menschen ihrem inneren Glücke zuführen, was ihre ewige Aufgabe ist.

*

(Fortsetzung folgt)

Residenz-Kaufhaus G. m. b. H.
Dresden

Zeitgemäßes Einkaufshaus für Bedarfs- und Luxusgegenstände Neuerscheinungen des Aktions- und Kurt Wolff-Verlages usw.

Theater- u. Konzertkasse



DER ZWEEMANN / VERLAG
HANNOVER / GEORGSTRASSE 20

FRIEDRICH W. WAGNER
UNTERGANG
EIN BUCH GEDICHTE

Privatdruck in einmalig 200 Exemplaren, numeriert und signiert Nr. 1 bis 10 in Halbpergament M 30.— / Nr. 11 bis 200 M 10.— Fast vergriffen / Beziehbar nur durch den Verlag direkt.

DAS BUCH UNTERGANG
GEDICHTE

Mit Zeichnungen von WALTER BECKER

Erscheint demnächst in 500 numerierten Exemplaren / Preis ca. 10.— M / Subskriptionen nimmt der Verlag entgegen.

IRRENHAUS
EIN ZYKLUS VON GEDICHTEN

Mit Lithographien von WALTER BECKER

Erscheint als erstes der in Vorbereitung befindlichen Flugblätter für neue Kunst DER ZWEEMANN (Mit Beiblättern). Preis ca. 3.— M

EINBANDDECKEN

zum 1. Jahrgang der Zeitschrift
1919
NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG
nach Entwurf von Arno Drescher sind zum Preise von Mark 12.—
zu beziehen von

EMIL RICHTER / VERLAG / DRESDEN



Der Bücherwurm

Monatschrift für Bücherfreunde, war bis zum Krieg das verbreitetste Literatur- und Bücherblatt Deutschlands. Reich illustriert, drucktechnisch mustergültig; sachlich, unbeeinflußbar, knapp, anregend, rücksichtslos und weitherzig, witzig so weit es langt, lieblos wo Liebe zwecklos, und deutsch im eigentlichen Sinne. Jahresabonnem.: 5.50, Liebhaber-Ausg. mit graph. Orig.-Blätt. 20.00

Einhorn-Verlag D Dachau bei München



MENSCHEN

BUCHFOLGE NEUER KUNST

ZWEITER JAHRGANG

LITERATUR · GRAPHIK
MUSIK · KRITIK
POLITIK

Herausgeber und Schriftleiter: HEINAR SCHILLING

Die Zeitschrift erscheint in zwanglosen Sammelheften, deren jedes mehrere Wochennummern enthält. Im 4. Quartal 1919 werden 13 Nummern ausgegeben, der Bezugspreis beträgt M 5.—, unter Kreuzband M 5.50. Der erste Jahrgang der MENSCHEN (Monatsschrift für neue Kunst) kostet M 25.—, einzelne Nummern (6—10) je M 1.—. Der zweite Jahrgang kostet einzeln: Heft I (Zeitschrift für neue Kunst Nr. 1—6) M 5.—; Heft II (Erstes Heft neuer Lyrik) M 3.—; Heft III (Gela Forster Heft) M 1.—; Heft IV (I. Sonderheft „Kräfte"-Gruppe Hamburg) wird einzeln nicht mehr abgegeben; das 1. Halbjahr (Heft I—IV) komplett M 25.—; Heft V (Essay und Kritik) M 3.—; Heft VI (Sonderheft Express. Arbeitsgemeinschaft Kiel) M 3.—; Heft VII (II. Sonderheft „Kräfte"-Gruppe Hamburg) wird einzeln nicht mehr abgegeben; Heft VIII (Sonderheft „Gruppe 1919" Dresden) M 3.—; Heft IX (Sonderheft Walter Hasenclever) M 2.50.

DIE BUCHFOLGE „MENSCHEN"

vertritt in Literatur, Malerei, Kritik, Musik und Politik die aufsteigende jüngste Generation geistig tätiger Menschen, die sich — aus allen Altersschichten zusammengesetzt — in bewußten Gegensatz stellt zu den heute noch wirksamen und mächtigen Überbleibseln und Erben jener Generationen, die die Menschheit, auf tausend Wegen, in den Zusammenbruch führten, den sie heute erlebt. Dem Materialismus und seinen maskierten oder unmaskierten Variationen setzt sie, durch das von ihm angerichtete mehr als vierjährige Blutbad gestärkt und erhöht, in künstlerischer, politischer und praktischer Tat ihren ***prinzipiellen Idealismus*** entgegen, von dessen endlichem Sieg sie überzeugt ist. Dieser Idealismus heißt in Literatur, Malerei, Musik und Kritik ***Expressionismus***. Also ist Expressionismus kein technisches oder Form-Problem, sondern vor allem eine geistige (erkenntnistheoretische, metaphysische, ethische) Haltung, die nicht seit heute oder gestern, sondern seit Jahrtausenden in der Geschichte der Menschheit erscheint. — Die Buchfolge ***„Menschen"*** versucht, die Vertreter dieses Geistes zu sammeln und zu einen, um den Sieg ihrer Idee, die der Sinn der Menschheit ist, zu beschleunigen. — Alle geistig Jungen, unbedingt Gläubigen, die reinen Herzens sind, werden aufgefordert, in geistiger und praktischer Tat an dieser heiligen Aufgabe mitzuarbeiten.

(Aus den Programmworten Walter Rheiners).

DRESDNER VERLAG VON 1917

DRESDEN-A. 20, ROBERT-KOCH-STRASSE 9
FERNSPRECHER 19 747 — POSTSCHECKKONTO LEIPZIG 34 469

2. Jahrgang 1919 / NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG / Oktober-Heft
Verlag: Emil Richter / Druck: Petzschke & Gretschel / Für die Schriftleitung verantw.: Hugo Zehder / Sämtlich in Dresden

8. HEFT NOVEMBER JAHRG. 2



NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DRESDEN

KRAUS REPRINT 1970

1919
NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG
SCHRIFTLEITER HUGO ZEHDER

November-Heft — INHALTSVERZEICHNIS — 2. Jahrgang

Alle Zuschriften und Einsendungen sind zu richten: An die SCHRIFTLEITUNG 1919 NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG, Dresden, Prager Straße 13 — Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Preis der Monatsschrift: Das Halbjahr M 12.—, das Einzelheft M 2.50
Titelblattentwurf von ARNO DRESCHER, Dresden.

Aus dem Inhalt der letzten drei Hefte:

1919

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

MATHIEU

Von Alfred Neuman

II

Der weite Vormittag spielt mit mir. Ich bin sehr klein und hilflos in der Faust seiner allzusichtlichen Stunden. Ich fühle mich außer seinem Takt und dem Rhythmus der beschäftigten Menschen. Ich gehe viel zu langsam.

O warum finde ich nicht meinen unbeeinflußten und genießenden Schritt, der reich an den Pflichtigen vorbeifederte? Wie schön waren die frühen Straßen, weil sie mich allein zu nichts mahnten! Wie freundlich waren sie zu mir, weil ich allein nichts wog!

Da die Sonne scheinen will, gehe ich in den Parc Monceau. Als ich eine gutmütige Bank ausgesucht habe und zwischen mir und den Straßen die vielen Bäume weiß, vergesse ich die Schritte, die ich bis zum Eingang tat.

Eine junge Frau, von der Hauptallee her, erstrebt die gleiche Bank. Sie geht weich und wendet oft mit leisem Ruf den Kopf: Mimi! Weil sie mich mit einemmal vom Weg abschwenken und rasch setzen sah — ich ahne die Bänke, die mich wollen —, macht sie kleine enttäuschte Schritte und sagt ungewiß und ohne Wirkung: Mimi! Ich sehe nicht zu ihr, damit sie nicht entflieht, und bete ganz inbrünstig und dringlich zu Gott, sie neben mich zu setzen. Ich könne es nicht ertragen, schon wieder und gerade hier, ganz schuldlos, ganz aufgeschlossen, ein Schrecken zu sein. Die Frau dreht sich um und schlenkert mit den Armen. Sie wird gehen! Sie wird gehen! Warum nur dieser Abscheu! Wie schön, säße sie und läse sie in dem gelben Buch! Der Kopf wird dankbar gebeugt sein und sich auf den nächsten Augenblick freuen, wo er sich hebt und zu dem Kind sieht. Das Kind! Es wird hinter dem Reifen laufen, mit einem roten Ball spielen und plötzlich eine Schnecke finden. Es wird sehr schwarze und sorglich gedrehte Locken haben, kleine Lackschuhe, Wadenstrümpfe und ganz kurzes, wippendes Kleidchen. Warum soll ich dieses alles nicht erleben? Warum soll es nicht sein? Nur weil ich da bin!

Ich stehe auf, ziehe die Mütze schon, als sie mich ansieht:

— Madame, ich nahm Ihnen die Bank.

Sie wehrt schüchtern ab und setzt sich mit zusammengedrückten Knien. Das Kind hüpft heran. Es hat sehr schwarze und sorglich gedrehte Locken und ein ganz kurzes, wippendes Röckchen. Ich habe es lieb. Es sieht mich und wird ernst. Es prüft mich mit großem unbeirrtem Blick. Es kommt ganz dicht heran, reckt sich zu meinen Augen und sagt betäubend süß:

— Guten Tag.

Ich kann vor Glück nicht antworten. Die Mutter hebt hilflos und verschämt den Arm:

— Verzeihung!

Ich lache. Vielleicht zu laut. Ich bitte zu ihr hin:

— Darf ich dem Kind einen Kuß geben?

— Nein!

Ganz hart, wie ein jäher und böser Wind. Jetzt hat sie an den Mundwinkeln Falten und die Brauen

gehoben. Sie sieht alt aus und wird schlappe Brüste haben. Ich möchte es ihr sagen. Sie steht auf, zieht das Kind weg und hat die Schultern hochgezogen:

— Nein!

Mimi dreht sich geschleift und stolpernd um, ruft versöhnend und betäubend süß:

— Guten Tag.

Man schüttelt sie.

Man hüte sich vor Mathieu. Man reizt ihn. Er geht mit leerem Magen durch den Mittag und beneidet die Leute, die aufstoßend aus den Speisehäusern kommen. Noch lebt er von Mimis Gruß; aber als die geschulterte Abweisung der Mutter und der vielen anderen Menschen und Häuser dieses Tages stärker wird, geht er mit breiten Achseln in eine Kutscherkneipe.

Der Wirt hat einen freundlichen Mund, als er mir das Essen hinstellt. Ich will ihm sagen, daß ich kein Geld habe. Sein Mund scheint von dauerhafter Gutmütigkeit. Doch schon wirft er mit einem häßlichem Wort und halb gewandtem Kopf eine scheue Frau hinaus, die noch kaum die Bitte des Blechtopfes durch die Tür gehoben hat. Er fluchte, ohne daß die Lippen fluchend wurden. Ich esse stumm und gehässig.

An dem Kopfende des langen Holztisches sitzt ein Chauffeur, der mit den Fingernägeln Flecke aus der Lederjacke kratzt und im Takt einen hastigen Marsch pfeift. Zu dem Marsch wiederum knarrt er rhythmisch die Ledergamaschen aneinander. Man sieht Geübtheit und Methode. Er blickt kurz zu mir hinüber und unterbricht seinen Eifer:

— Sind Sie vielleicht der Louis Hanneton?

— Nein!

— So so.

Er kratzt, pfeift und knarrt. Dann werden seine Augen groß; er hebt sein Glas Picon zur Höhe des Mundes, lacht, trinkt und sagt:

— Sie sehen ihm ähnlich.

Ich sitze dumpf und in Angst vor dem Augenblick des Zahlenmüssens. Als ich eintrat, dachte ich irgendwie an Gewalt oder List oder selbst an frisches, burschenhaftes, rotbackiges Bekennen der Armut. Jetzt bin ich satt und habe nicht mehr Mut. Ich fühle bitter, daß der große Trotz ein Stiefbruder des Hungers ist.

Der Chauffeur sagt unumwunden:

— Ich erwarte ihn nämlich.

— Wen?

— Nun, den Louis Hanneton.

Dieser Mann zwingt mich brutal und keck in seine Langeweile. Seine breiten und immer gegen die Luft gestemmten Züge sind nichts als Gesicht zu den steuerhaften Händen. Er öffnet und schließt sie, wie um sie zu zerstreuen. Er sieht mich dringend an und muß einem Entschluß nahe sein, der mich betrifft. Ich bin sehr aufmerksam und sehe auf seine verläßlichen Daumen, die umeinander Kreise schlagen. Jetzt werfen sie sich platt neben die anderen Finger und fallen auf den Tisch:

— Sind Sie Kutscher?

— Nein, Mechaniker.

— Desto besser. Desto besser.

Er fragt noch, ob ich in Stellung sei. Dann entschieden die Hände und wurden vor Energie zwei Fäuste:

— Ich brauche für meinen Peugeot einen Putzer. Der Louis Hanneton, der Bengel, ist nicht gekommen. Ein geschickter Kerl, sagt man, aber verhurt. — Wollen Sie? Zwei Franken den Tag.

Wie schön ist Neuilly und sein Juni und sein Jahrmarkt! Wie ging ich auf seinem Gekreisch, festlich, kinderlieb, ganz ohne Zweck, und zurück durch den Duftabend des Bois! Was denke ich jetzt daran! Hätte ich nur diese zwanzig Sous, würde ich sie nur aus den kräftigen Augenblicken des Vormittags gepreßt haben: ich sagte Nein, hochmütig wie zu François!

Die Fäuste:

— Wollen Sie?

— Ja. Doch bitte zahlen Sie mein Essen hier. Ich habe nichts mehr. Ich hätte den Wirt...

Der feste Schnurrbart schob die Lippen auseinander und wurde im Lachen breiter:

— Du hast Glück, Junge. Wie heißt du?

— Mathieu.

— Du hast Glück, Mathieu!

Als Mathieu merkte, wie lustig der Wind die Schläfen streichelte, und mit einem Lächeln die Mütze vor der anrennenden Luft abnahm, schrie er zusammen mit der plötzlichen Bremse auf, stürzte noch während der spitzen Kurve, durch die der Chauffeur das sorglos auf dem Damm gaukelnde Kind retten wollte, aus dem Wagen und sah schon Blut. Der Augenblick stampfte einen hastigen Kreis entsetzter, schimpfender, mutmaßender Menschen um das hastige Schicksal. Aus dem nahen Haustor stürzte mit ganz hohem und kurzem Kreischen eine schwangere Frau in den Ring, schrie sich bis zu dem gebückten Mathieu durch, der sein Taschentuch an den Kinderkopf drückte, zum Chauffeur hin, der entschuldigend die Hände hob, schrie: wo? wo? — entlud dann nach der Sekunde des Hinblickens eine grausame Freude über die Stehenden: er ist es nicht! o Gott! er ist es nicht! Dann griff sie an Mathieus Schulter und rief auf ihn, der nicht von dem Kind sah, in höchster Drohung:

— Wer sagt, daß er es ist!

Aufgerichtet und zu den Leuten:

— Mein Marcel ist ganz blond und ein so lieber Junge!

Eine grobe Stimme:

— Halt das Maul! Das ist ja ein Mädchen!

Ein verweinter Knabe:

— Hier nebenan wohnt ein Arzt.

Der Chauffeur, der mit einem Polizisten verhandelte, hörte die letzten Worte und bückte sich. Mathieu sagte leise:

— Ich trage sie.

— Gut, dann fahre ich in die Garage. Komm nach.

Der Motor wurde lebendig, als wäre nichts geschehen; der Polizist schrieb, nickte; die Räder rollten höhnisch und jäh; die Leute fluchten lauter. Mathieu hob die kleine Last, dachte an Kindsein, Südfrankreich, den Chorrock, Knabenhände über Weihrauch und die getragene Hostie. Er hatte seine Arme noch niemals so gefühlt: feierliche Pflicht bis in die fernsten Finger. Das Kind lag bleich und wohl nur ohnmächtig. Er konnte in dem Sturm seiner Ohren keinen Herzschlag hören. Er roch nur den matten Hauch über dem Haar.

Die schwangere Frau war ruhig geworden und sagte: ach Gott! als der laute Kreis vor Mathieu auseinanderklaffte. Vor dem Haus des Arztes wartete ein dünngliedriges Mädchen und sprach zu Mathieu mit verdunkelten Augen die größte Sekunde ihrer zehn Jahre:

— Es ist die kleine Madeleine aus der Rue St. Georges.

Der Arzt untersuchte und rief kurz:

— Was wollen Sie noch?

Mathieu stand, um das eine Wort zu hören. Aber die Glasschränke, die weißen Borde und das Linoleum waren nicht anders als die blanke Frage des Arztes und schüchterten ein. Mit einer unterdrückten Bewegung zu dem Kinde hin ging er.

Unten begegnete er dem schmalen Mädchen und einer Frau, die verstört und schwer war. Das Mädchen rief: da! und zeigte auf ihn. Die Mutter stieß den Atem hinaus, sammelte sich langsam und spie ihn an:

— Sie... Sie haben es umgebracht!

Das Mädchen weinte wie in Abwehr und für ihn.

Ich, Mathieu, bin sehr müde und noch immer an mich selbst gelehnt. Der Abend sieht mir ähnlich. Er weiß nicht, warum er gezwungen wird zu verzichten und dunkel zu sein. Dieses Pferd ist mein Bruder. Es leckt die Deichsel, die es eben gezogen hat, und freut sich, daß auch sie steht. — Man hat viele Brüder und viele Gleichnisse.

Zu was nachdenken? Dieser Tag ist so schwer, daß ich mich verhoben habe. Jetzt stehe ich und merke das Kreuz. Seltsam, man nennt es Kreuz. Ich möchte die Bibel lesen oder eine Frau haben. Lieber die Frau, weil ich so hinausgedrängt bin.

Der Chauffeur wird auf mich warten und von mir dasselbe sagen wie von Louis Hanneton. Nur nicht, daß ich geschickt bin. Aber ich bin auch nicht verhurt.

Ich gehe nicht nahe an diese Nacht heran; denn sie wird schlecht zu mir sein. Ich weiß heute zum erstenmal, daß ich zu den Obdachlosen gehöre, und werde in ihr Haus schlafen gehen.

Sie stehen schon vor der Tür. Als mich ein

Schritt zu weit vorträgt, reißt mich der Letzte hinter seinen Rücken. Auch hier Wütende; und sie wollen doch nichts als schlafen!

Man öffnet; man drängt hinein, man wird verhört, man bekommt eine Marke. Der Saal ist niedrig und seine Luft ein Vorwurf. Die Betten tragen ein Schild mit einer Zahl und den Namen des Spenders, und sind ein Vorwurf. Das Gaslicht ist spärlich, flackernd, leise trommelnd und ein Vorwurf. — Aber sie wollen doch nichts als schlafen!

Alle haben schwermütige Arme, wenn sie sich ausziehen. Ihre Bewegung ist so unendlich entblößend, daß die Witze und die Flüche und die laute Wut des Bauches sichtbar über den Körpern stehen.

Mein Bett behandelt mich nicht schlechter, als die andern Betten die andern Müden. Aber mein Rücken ist nicht dreist genug und wagt nicht den blinden Wurf, mit dem sich die Nachbarn auf das Laken schlagen. Ich sitze und halte den Blick streng auf das Bettschild. Dann erst erschrecke ich und lese den Spender: FELIX LAFAIM. Warum werde ich so gequält?

An das freie Bett zur Linken tritt jetzt ein alter und verzehrter Mann, mit losen Kiefern und ganz ergebenem Nacken. Er schüttelt den Kopf über eine junge oder eine alte Enttäuschung und hat den ausgeglühten Blick nur über den kleinen Raum gespannt, den er zum Auskleiden und Ablegen braucht. Im kurzen ärmellosen Hemd, das die verwitterten Kanten der Arme und Schenkel bloß läßt, streckt er sich hoch, die Hände weit über den Kopf, spricht langsam und singend:

Gott, schweige doch nicht also
und sei doch nicht so stille;
Gott, halt doch nicht so inne!

Er streckt sich hoch, die Hände weit über den Kopf, der, um zu hören, auf der Schulter liegt. Er ruft dringlicher:

Gott, halt doch nicht so inne!

Der Aufseher kommt mit gewohnten Worten:

— Schon gut, Vater Jean-Baptiste, jetzt schlafe.

Der Alte schaut mit krauser Stirn und halben Augen zur Seite und läßt die Arme sinken. Er sieht mich:

— Du hast ein schönes Hemd.

— Ja, das Hemd ist schön.

— Du hast ein rotes Hemd.

— Ja, rot.

Er bückt sich flüsternd über das Bett:

— Soll ich mit dir Mitleid haben?

Ich sage ja, ohne viel zu zögern. Die Luft brennt mich so aus, daß ich Angst habe, in mich einzustürzen. Der Mann spricht:

— Du hast vielleicht getötet oder du bist vielleicht getötet. Oder nur verwundet. Oder nur geschlagen. Wie ich auch. Du bist jung, ich bin alt. Du wirst noch oft getötet werden. Ich ein wenig weniger oft. — Schlaf gut.

Er wirft sich mit erprobtem Ruck auf das Bett. Der Kopf fällt auf das kleine Kissen und stößt den spitzen Kinnbart fast senkrecht in die Höhe. Der kreist, als der Mund zu schlenkern anfängt, in lächerlichem Bogen mit.

Dann ist der Saal nichts mehr als Atmen und die geknarrte Unzufriedenheit der Betten. Wie seltsam und wie traurig, daß dieser schlafende Chor nicht glücklicher spricht als seine wachen Münder! Was sitze ich unter der unendlichen Vergeblichkeit ihres Widerstandes! Warum bin ich nicht eigenmächtiger und lauter! Das Leben scheint mir nicht sehr brüderlich.

Ich stehe auf. Der Alte dreht den Kopf und gibt mir die Hand:

— Wir sind einmal Wir und einmal Du und einmal Ich. Adieu!

Ich bitte den Pförtner, mich hinauszulassen. Ich habe Schmerzen und könne nicht schlafen. Als er zögert, zeige ich ihm meine Taschen. Ich hätte nichts gestohlen. Er öffnet mir mit mißtrauischem Blick.

Es regnet. Der Nebel hängt hochmütig und läßt sich ungern von den Laternen durchstechen. Ich gehe rasch, fast mit geschlossenen Augen. Ich suche Gegensatz. Rue St. Augustin, mit kühner Wendung von der Avenue. Hier ist Henry, hell aus dem Regen, schwer von den Düften der Speisen und der schönen Frauen. Automobile davor, hingestreckt wie eifrige Eunuchen. Es ist ein Uhr Man geht schon: satt, milde oder lüstern. Ich öffne

die Türen. Ab die Mütze! Was für schöne Beine hat diese Frau: schlank und blaß durch die Seide, grausam auf dem Trittbrett zögernd und mit leichten Muskeln in den Wagen gehoben. Der Herr mit dem matten Zylinder weiß, was er besitzt; denn er lächelt seiner Nacht zu und gibt mir zwei Franken. Recht so, ihr Leute, doch nicht genug. — Eine andere, blonde Locken über dem Hermelin, mustert mich, nach Sekt und Pêche é la Melba, über die Schulter zum Begleiter:

— Ein hübscher Junge!

Nicht wahr, Madame, hübsch, jung, Statur mit Möglichkeiten, aber Straße! Tribut, Madame, es kostet etwas, daß ich danebenstehe! Ich berechnete mich zu billig! Heute wurde ich gesteigert!

Mut, Mathieu, behalte den Anlauf. Ans Automobil gehängt, flachhinrasend über das Pflaster, leises Bremsen, höflicher Park, ich hineingeschlichen, hinter das erregte Paar ins Haus, Silber, Pretiosen, Geld, Tribut, in stummes Tuch geballt und auf schnellenden Sohlen davongetragen! Stehle, Mathieu, du bist genug bestohlen!

Der Portier von Henry, mit würdigem Stock und Bart:

— Freundchen, es sind schon alle fort.

Ich drehe mich im Nebel. Die Haare sind naß und tropfen leise in den Hals. Die Häuser, kaum zu sehen, lachen mich aus. Der Portier brummt gutmütig und wirft mir ein Geldstück zu. Es fällt klirrend. Ich bücke mich, ich suche. Ich, Mathieu!

ZWEI GEDICHTE *Von Ernst Rothschild*

BARMHERZ'GE BÜSSERINNEN

Geöffnet sind die heiligen Bordelle.
Glüht auf, zerstriemte Huren! Ohne Plagen
Sollt ihr auch jenseits eurer Gassenschwelle
Den Himmel auf den bleichen Händen tragen.

Blüht auf, zerspaltene Gesichte!
Pulst Liebe unter euren Schmachgewändern;
Nun sitzt ihr stolz zu dem Gerichte —
Mitleid'ge Richter euren Lebensschändern.

Heil euch, ihr Dirnen aus verseuchten Gassen,
Barmherz'ge Büßerinnen unsrer aller Sünden
Heult Syphilis, wo geile Krämer prassen.
Ihr, ihr seid mächtig, Menschlichkeit zu künden.

Ihr seid die mütterlichsten aller Kinderlosen,
Ihr Mutterlosen, die die Mütter hassen.
Wen hat je Gott so mitleidslos verlassen?
Wen haben Menschen je so hart verstoßen?

SOMMERNACHMITTAG

Lustkegel spitzen sich in die Gefühle...
Entartung schaukelt sich aus Orchideen.
In dem Gewühle vieler Frauen stehn
Die Panther einer Geste auf vom Pfühle.

Ich tauch empor aus spitzem Chorgestühle
Und gleite durch den Wald von blonden Haaren
Und töne aus der Mädchen scheu Gebaren
In die Umarmung einer Abendkühle.
Lustegel spitzen sich in die Gefühle...

DREI GEDICHTE *Von Jan Jakob Haringer*

LETZTER GRUSS

Wie schön du in meiner müden Seele verglühst.
Mir ward kein Abend. Ach, so fern
Singt der Wind heiligen Sommerfraun.
Alles verdarb unser heißer Blick — die süßen
Himmlischen Ufer am Mond und die goldenen
Alleen
Mußte dein Herz zu Rosen wandeln — —
Aber um ewige Frühlingsgräber grünt hold mein
liebster Bach,
Und des Befreundeten Wälder schaukeln wieder
fremdlächelnden Tor.
Spiel, du magdliche Nachtigall, Schlaf unserm Heiland und Kind —
Streu leis versunknen Morgenspiegeln sanfter Blutjahre Mohn —
Und eine tränende Totenstunde sei still mildes
Gebet — —

BRUCHSTÜCK AUS DEM KERKER

Über jauchzendem Birnbaum blüht ein göttlicher Mond —
Mädchen schaukeln wie Julirosen durch unser einsames Tor,
Und schauernd fühl ich — toter Freund — du warst einst mein.
Oder neigt dein Sommerkorn mir spät traumgoldne Schächte?
Daß mein Herz heut Kloster ward — lächelndem Heimatmund?
Alles ist gut — o Schwester, führ sie zur rauschenden Kinderwiese — —
O bunter Jahrmarkt auf verlornem Heimatacker — —
Dem alten Turm dämmert Weisheit schönerer Herbst.

MÖNCH AM GITTER

O Mutter, Duftgestirn, Ruh, Liebesborn!
Dein jauchzend Blühen — weich wie edler Samt,
Viel Feuer hast du in mir Stroh entflammt,
O ich bin Wirrsal dir und Schlamm und Dorn!

Wär ich dein Schuh — der Fuß drückt mir zur Lust,
Spielt ich das Kleid, das zarten Schoß umfließt,
Wär Salbe ich, die du ins Haar ergießt,
Ein Gürtelband um deine Silberbrust!

Du, die mein Herz mit Leidenstang umwand;
Der Himmel wirft dir Sonnen auf die Hand,
Wie klingt mein Blut in deinen Leib hinein!

Doch unsre Stunden rinnen stets zu zweit —
Bald staut ihr Drang am Tor der Ewigkeit —
Kalt fließt ihr Strom in schwarzen Marmelstein...

BRUCHSTÜCK

Von Hermann Kasack

Denn nur der Frau, die wir lieben, glauben wir. Wir glauben ihr, ein wenig mehr als die Beschämung, uns durch sie bestürzt zu finden, es hindern kann. Doch die Erschütterung kennt kein Maß. Wir lächeln gern, daß wir einmal ein Blatt im unendlichen Baum zu sein begehrten, in dessen Schatten nun leben zu dürfen uns geduldig und froh macht. Nichts ist noch, das verwirrt; selbst daß sich ein Bruchteil der Erfüllung, die frühe sich einmal ausspann in namenloser Sehnsucht, sich vollzieht — nach all den Stunden, da wir wieder sie zu spät schalten oder wieder nicht reif genug — selbst dieses nicht.

Wir leben unser Los, zwar nicht immer in den Rahmen gespannt, den wir ertragen können, doch in den Kern gehüllt, den wir verdienen. Gewiss: als wir in der Erkenntnis der Einmaligkeit unseres Lebens Worte gefunden hatten zu anderen Menschen (oh, daß wir den Mut doch einmal hatten, Brücken zu schlagen zu uns . . .!), uns hinzugeben in einem letzten Ausdruck der Freude — dieses gewährleistete noch nicht die Wandlung, die uns heute, ein Gleiches und nur tiefer Geschürftes, von der Einmaligkeit unseres Lebens sprechen läßt: da wir darunter nicht mehr das Bedürfnis begreifen, das mit der Stunde verfällt, mit der es anhebt, sondern das Entsagen, das Verstummen meinen; obgleich die Zone, in der uns — wie wir, vom kleinen Beginn schon an, ahnten — das Leben als Reifendes erschien, nicht die Grenze des Sterbens, gleichsam nur als Schwelle zum Tode, doch göttlicher wieder und allbegreifender, die Trauer ist, die uns, in und zu jedem Geschehen, als Gereifte entläßt. Sie bleibt die Fessel, deren schmerzliche Sanftmut unser Verzicht kaum wettmacht; nur der Schmerz rechtfertigt unser Leben. Und selbst der Anspruch auf ein so befriedetes Leben, den wir oft eilfertig und unberechtigt erheben, löst nur die Gnade des Schmerzes, so im spürbaren Bann der Ewigkeit zu atmen, uns dieses höchsten Odems, den unsere menschliche Brust aufzunehmen imstande ist, bewußt.

Die Trauer ist das Salz der Erde.

Die Gefahren, die so sehr darin liegen, daß unser unzulänglicher Leib die Herberge ist für die Traurigkeit — die keine schwächere Tönung des Schmerzes ist, vielleicht nur eine langsamere — sind ebenso hierin wie in dem Wuchern törichter Gefühle beschlossen. Wohl kann die Liebe vor der Bitterkeit

und dem Unvermögen des menschlichen Herzens erstarren; wohl kann die Gebärde vor der Fülle der Fremdheit in Angst sich lösen; wohl kann der Mund sich schließen, das Haar bleichen, die Stirn sich umdüstern: aber wie vieles daran geschieht, nach dem ersten Antrieb des Elementaren, nicht mehr aus Not, nicht mehr aus Dienen und Bescheidenheit, aus Uns Selbst? Wie vieles tritt hinzu im Gefälligen, im Spiegel der unlauteren Maske?

Und wenn wir auch den Triumph vermeiden können, der uns umspielt in dem Märtyrertum, das nur so lange echt ist, als es sich nicht als abweichend von Uns empfindet—Dräuendes bleibt genug. Wir erkennen, daß die Armut unserer Hände da ist; aber, um nicht des Anteiles verlustig zu gehen, den man von uns erwartet, geben wir, was zu geben nicht unsere Bestimmung erfordert. Die Verirrungen sind so nahe, und das Netz, in das wir uns verstricken, löst nicht ein plumpes Loch, das immer möglich ist, sondern nur die mühselige Arbeit an uns selbst: herauszufinden, das Fremde abzutun, auch wenn es das Herz, das vergiftete, ist, um der tieferen Einkehr Vollzug zu lassen. Denn auch hierin noch, und Stufe um Stufe will geschlagen sein, ehe wir sie betreten, um weiter zu schlagen und weiter zu steigen, zu keinem anderen Ziele endlich, als einmal zu sich Selbst zu gelangen und sich zu offenbaren (dies ist es: sich nicht mit der Selbsterkenntnis zu begnügen) . . ., auch hierin noch ist Irrung: über die Armut der Hände mag die Träne hinüberhelfen, die uns ehrlich aufsteigt, wenn wir den Kreis unseres Eigenen immer schmaler und durchsichtiger stecken müssen, die Träne — oh erste: so unsäglich! —, die über die Armut unserer Hände einen neuen Glanz schüttet, so daß sie wieder leuchten, und in ihrer Einsamkeit doch werbend geworden sind, weil sie nicht mehr sich selbst darstellen, und vor allem, da aus der Wirkung zu leicht nur das Bedürfnis nach neuem, neuestem Glanze wieder folgt und doch keine, aus solcher Willkür geborene Träne den Glanz jener ersten und einmaligen erreichen und ausgießen wird. Wir aber sind blind, wenn wir uns nicht sehen. Alle Strahlen, die wir ausströmen, wenn immer einmal wieder wir uns einlassen, Menschen zu begegnen, müssen von einer sich stets erneuenden, in sich selbst begründenden Kraft ausgehen: und diese Kraft, und nicht ihr einfacher Besitz, den sich auch Routine, Nachahmung und Diebstahl erwerben und tote Wirkung vortäuschen kann, ihre Kraft ist jener Strom: Schmerz. Niemand ergreift ihn, denn er ergreift uns; niemand erprobt ihn, denn er prüft uns; niemand entgeht ihm, denn er krönt uns. Alle Wege führen zum Elend, das Glück ist der lächerlichste Einwand gegen den Schmerz — wir können alles aus der Erde, alles aus der Welt, alles aus Gott fortdenken, nur nicht den Schmerz. Dort fängt der Mensch an, ein Mensch zu sein, wo der Schmerz anfängt, sein Gott zu sein. Von allen Dämonen den einen daimon, der uns bejaht, weil er — wie die Frucht schon in der Blüte — in uns ist, weil wir — wie die Blüte noch in der Frucht — in ihm sind.

Was aber wir Menschen einander schenken können, ist der Anteil, den er an uns hat; nur dieses.

WEG

Von Hermann Kasack

Den Nachtweg entlang, zwischen Säulen aus Nebel und Türmen aus Milch, horch: es rascheln die Schatten der Bäume. Hebe die Landschaft, ehe sie zerfällt in ein Oben und Unten, ehe die Mitte, in die du einkehrst, leer ist. Auf dem herabfließenden Strahl treiben die Wurzeln des Mondes. Da sie dich fesseln wollen, Netze spinnend über den Weg, daß dein Fuß strauchele und dein Körper herabschlägt in schwarzen Abgrund: flieh. Flieh: zu stürzen die Flucht; schließe die Augen, zu denen die Landschaft schreit, sie im Blick zu erlösen. Renne, damit nicht das Schweigen entbrenne an deinem faltigen Mund. Denn die Stunde ist älter als du und weiß deine Sehnsucht schon, bevor du noch sie entatmest. Winkel wirft sie dir aus und glänzende Kurven, aber, wenn du ihnen traust, brechen sie zusammen, begraben sie dich selbst. Hat sich die Spanne verringert? Worte formen nicht die Brücke, die über das Verhangene sich wölbt, und die Klarheit des Todes dir gewiß und

nahe bringt. Es knirschen die Minuten. Hast du den Raum überholt, der dich bannte, ließest du deinen Leichnam zurück, oder zerriß dich der Mondstrahl, ein schwaches Gewölk, so daß in der Mulde seines Lichtes dein Schreiten ertrank? Denn die Glocke wird schlagen, das Morgen früher sein, als sich die Sonne erhöht, als die Vögel die Schwingen des Liedes breiten. — Das Korn schwillt, Gedanke und Wuchergedanke dir, Gefühl und Widergefühl, so spähst du nach dem Mäher. Sicheln schenkst du den Menschen, dem ersten und zweiten, weil sie dir nahen, uneingedenk ihrer falschen Hände, unbelehrt von den alten Narben deines Körpers. Weil sie dir nahen, indessen sie nur vorübergehen, breit von ihrer Breite, satt von ihrer Gegenwart, laut von ihrem Lauten, ohne den Glanz deines Herzens zu lösen, nur, um die Scham dir aufzureißen. —

Schon hörst du, was niemand hört; aus dem Versunkenen steigt es dir auf: Halte dich reglos. Grüße den Toten, grüße ihn tief, so er im Traum dir begegnet, neige den Nacken. Denn alles Lebens Geheimnis ist nicht im Wachen, da du ißt und trinkst, kaufst und verlierst. —

Trat dein Fuß einen Frosch? Gellend umwinden die Nattern der Nacht das Bleiche deiner Schläfen, bohrt sich der Dorn des Schlafes in dein heimatloses Ohr. Wenn sich der Kreis eines Lebens schließt, läuten die Glocken den fernen Mittag ein. Anderen reift zur Frucht der Schlaf, an der ihr Gebiß sich erquickt, während ihr Atem schon faul wird, während ihr — ach — zu bereites Fleisch schon verfällt. Sie zählen die Schritte, die ihnen erlaubt und willkommen sind; sie sparen zum Gestern, das ihnen das Morgen sichert. Dir öffnet sich ein Baum: und du bist sprachlos. In seine Hülle hinein schlüpfst du, verborgen, geborgen — doch wieder: ein Blatt fällt, kühler Tropfen Leid, erschüttert stehst du und stehst.

Nun erschreckt keines Menschen fremde Nähe deinen Geist, nichts vermag dein Staunen zu erwürgen. Wer noch dürstet, deine Kraft zu melken, wartet vergeblich, daß dein Panzer schwach werde. Nichts mehr von außen beströmt dich; was noch ausgesetzt bleibt dem Täglichen, ist nur dein Kleid. Im Innern aber hütet ein Engel das göttliche Feuer.

Denn nur im Leid ist der Mensch geduldig, denn nur im Schmerz ist der Mensch gewaltig. Das Erbtum der Götter ist heilig, ihre Schönheit ist die Krone des Einsamen. In dir trägst du der Erden Verhängnis, büßt du die Schuld der Welt. Was dich erschüttert, ist nicht die Frau, die dich liebt, sondern die Stunde, da dich der Gott in ihr heimsucht. Was dich erfüllt, ist nicht die Landschaft, ist auch die Wolke nicht, die in das Laub des Baumes sinkt — ist nur die Sehnsucht, den Gott in dir zu erlösen.

Wie du ins Lächeln dich kniest. Wie dich das Stammeln befällt. In ihren Wahnsinn rettet der göttliche Schmerz deine Seele zurück.

VINCENT

Von Carl Otten

Es ist auch dieses eine Allmacht, nun, da Nächstes uns so entfernt wie kein Zeitalter, das in Höhlen lichtlos kritzelte, arm und mörderisch-reich zumal, Entferntes aus Vergessenheit herzaubern. Einen Anfang dort zu machen, wo Freude, Verwegenheit und Wollust so bitter gemischt sind mit Pein der Erschlagenen. Die nach uns langen flehend mit schon dürren zermürbten Knochenarmen. Daß wir ihr kleines Leben aufsackeln und einige Ellen weitertragen. Einige Ellen durch noch lichtes Land, in lauschende Seele, in banges Herz. Von denen manches nicht weiß, ob ein Morgen, manches vergaß, daß ein Gestern blühend über alle Qual der Stunde Magie der Ewigkeiten birgt.

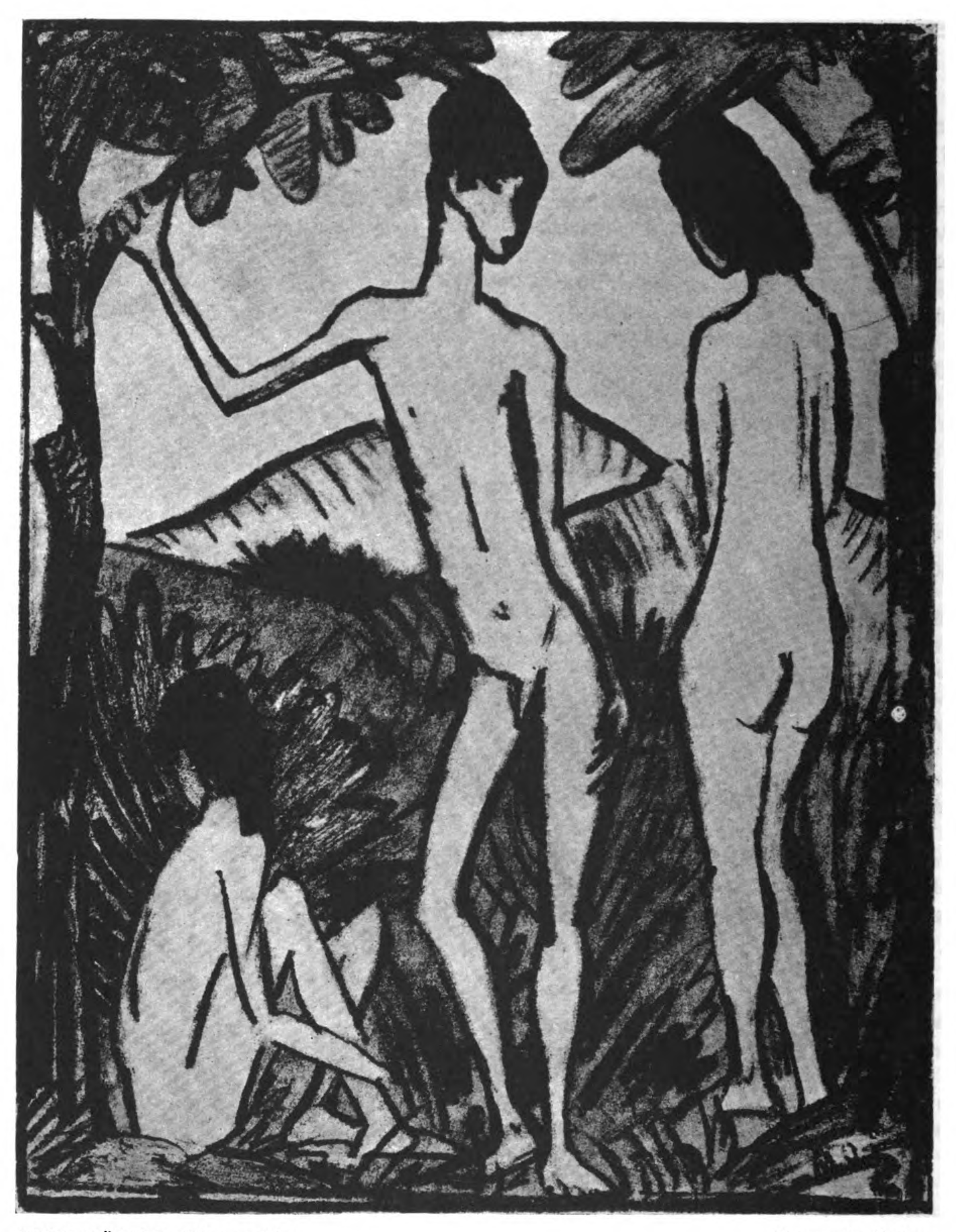
Es wird kein Tag mehr sein wie jener, da wir, gen Abend schon, dastanden am Rande der Craud. Noch rasselten Marseilles Steinwägen unsere Stimmen nieder, noch schrillten die Sirenen der Schiffe unser Trommelfell zur Empörung auf, und ungebärdiges Gewühl quetschte und striemte unsere Schultern.

Wir schauerten ins Wache.

Der Lärm der Hufe, Räder, Walzen, Steinblöcke, Zeitungsveitstänzer verleierte, schnurrte klagend ab.

Aufbreitete große Arme Windrose totaler Weite:

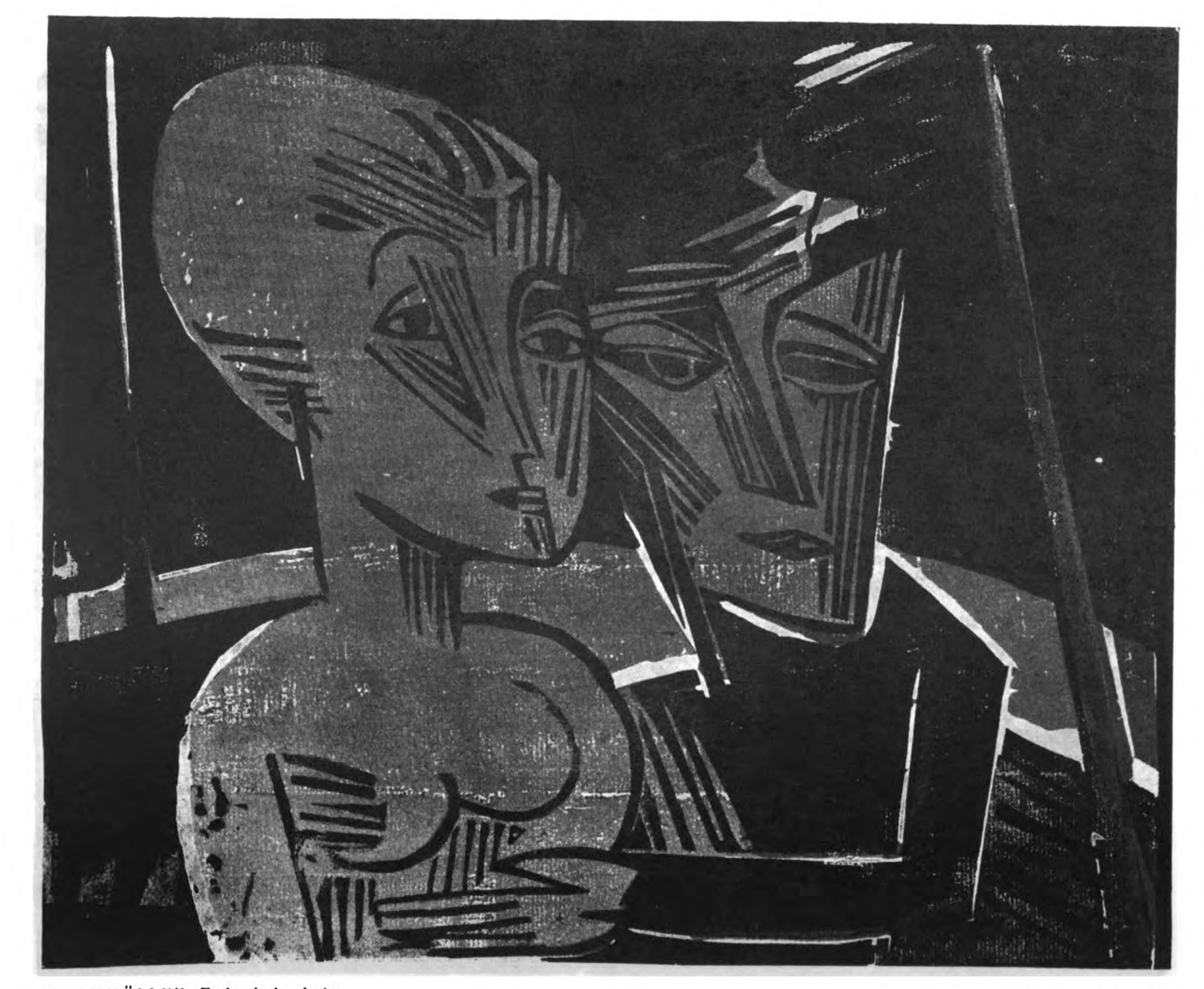
ERICH HECKEL, Radierung: Hafeneinfahrt in Ostende



OTTO MÜLLER, Lithographie: Figuren im Freien



GOTHEIN, Holzschnitt: **Männliches Bildnis**



FFLIXMÜLLER, Farbenholzschnitt: Menschen im Walde

Unermeßlichkeit, Stille der Sümpfe gen berstende Himmel aus roten Säcken Purpur verschleudernd, Purpurblöcke wirbelnd gelben Dunst, der aus den spiegelnden Sümpfen kochte. Sie klafften ihr blechernes Leuchten auf bis an den Rand des Meeres. Und: wende dich um, bis an den Abendsang der silberkantigen Alpen. Dieses knirschende Licht, das am Boden seine Raserei ausschäumt... oder fletscht hier schon Licht der Hölle Giftzähne aus dem Rachen toten Landes, verflucht und unfruchtbar? Schächte der verruchten Küchen, wo Gilles de Ray und Judas rösten, wo die Darmspindeln kreischen, die eiserne Jungfrau glüht, wo lautlos die Pferde leiden, Menschen gepfählt, gekocht, enthäutet und nicht getötet werden...?

Sumpfluft und Salzbrise. Wärme schlägt in die kalte Lake, der Boden beult und kollert.

Verflattert die Bataillone schwärmend kämpfender Leuchtkäfer, verstummt die rasselnde Trommel der Grillen. Das ist nicht Süden noch Westen. Hier schweigt das Land Mitternacht.

Ein schwarzer Strauch, ein Klumpen geronnenen Schattens, hält seinen löchrigen Schirm gegen den gemeinsamen Feind, der mit einemmal uns anspringt, da die große Verlassenheit uns Angst einflößt: Der Orkan, der mit der Finsternis hereinfällt, beharrlich, in unverminderter Kraft eines Stromes, wie die Rhone heranpeitscht. Der Strauch, das Land, der Sturm, ein wirres Knäuel böser Stacheln. Dünner Schlaf zwickt Glieder und Augen.

Ich sitze noch lange und denke angestrengt: Land des Elends, du böser Weg zu den Toren des Lichtes... wo finde ich deine Spuren: gehe ich schon durch deine frühen, dunklen Jahre, Prediger der Alliebe den Häuern und Schleppern von Charleroi, Prophet der neuen Zeit? Mistral pfeift es durch die Stacheln, Mistral, der Wind des Bösen, der alles Lebendige verkrüppelt.

Mistral, der Fluch der Craud, die selbst verflucht, entmenscht, mit Steinen durchworfen und Salz bestreut, nicht Quellen noch Blumen gibt und verschlingt, was sie tragen sollte. Dieser eiskalte, unbändige Strahl, der alle Poren aufreißt, sich durch Kleider, Haut und Knochen beißt in das fröstelnde Mark. Bis man nur noch schwarzer Strauch, schwarze Erde, grauer Stein und eine wabbernde Blase im tosenden Wind.

So werden Elend der Menschen und da der Gott ferne war, die schrecklichen Gesichte der wüsten, von Schwefelqualm stinkenden Nächte ihn gepeinigt und gerissen haben bis in die äußersten Grenzen seines weiten Wesens. Bis er den Ruf vernahm und das zeugende Licht ihn weckte und in Farben tauchte, in lebende, sich bewegende Farbe. Aus der er neu erschuf die geahnte, gewollte Welt der Befreiung..

Dünnes Grau des Morgens. Blinzelnd klagen unsere Augen an den Horizont. Graue Wand, daher der Wind heult. Er winselt unter unseren Achseln, als suche er unsere Wärme wie ein kleiner Hund. Er wirft uns vornüber im Schreiten über die endlose Ewigkeit der Heerstraße. Rechts tote Bäume, Zypressen, verkohlte Skelette in starrer Prozession. Alle zehn Schritte ein gerupftes Elendstier. Kennt jeden seit einer Stunde, kennt ihn nicht, einer wartet wie der andere, dürr, mutlos. In Fetzen bebend, bösartige Krüppel.

Gegen Mittag springt plötzlich Regen aus der Einsamkeit. Von allen Seiten stürzt Wasser statt Wind. Der Wind ist flüssig geworden und läuft über den Leib, der geduldig badet und wonniglich diese ertiftelte Bosheit erträgt. Wir haben ihr kein Wort hinzuzufügen. Selig vergessen und verloren in dieser wahren Wüste reichen uns Regen und Wind von Baum zu Baum. Wir stehen still in der Zeit, die Landschaft rollt ihre Melancholie an uns vorüber.

Wir träumten gleichsam hinüber in jenseitige Schatten, die uns an uns selber erinnerten, daß man das Gefühl seiner eigenen nahen Gestalt aus verschollenen Tagen der Kindheit, aus fernen Häusern und verblaßten Kammern in sich selbst wandern fühlte. Die Straße steigt. Oben erwartet uns Abend, voll sanfter Klarheit.

Ich war nicht vorbereitet. Mond keuchte Leichenlicht über zerfallendes Gewölk.

Da sah ich ihn — zwei hohe Zypressen loderten Schwärze, darüber rotierte des Himmels Ventilator, der funkensprühende Mond. Die quellenden Leiber der Wolken, die Tränenrillen der Straße, panisches

Ringen der Elemente: Feuer, Erde, Luft. Hier war er, das Land hat die Spur seiner Gesichte bewahrt, hier wird er gleich erscheinen in weißem Licht der Sternenkrone, mit den etwas täppischen Schritten seiner Wanderer, die besser zwischen den Gestirnen schreiten. Ich beschwor ihn und schrieb seinen Namen in den noch nassen Staub der Straße, in das starre Licht des Mondes, das irgendwo um ihn flutete.

Am Morgen begann der Weg wahrhaft in die Seele dieses guten Menschen. Sie ward Bild und Nähe und alle Wege, Wolken und Bäume waren voll seiner Gleichnisse. Da schlummerten seine kleinen Hütten, wie vergessene Strohmieten, umkränzten Wingerte seine bleiche Stirn, überschatteten Zypressen sein rotes Haar. Da schrien seine Sonnenblumen sein Gelb, die prallen Sonneneier, tausendsamige Palme der Armen. Jeder Winkel der Landschaft war jetzt erfüllt von seiner Arbeit: Der Bahndamm, die Häuser, Gärten, Schottersteine, das Licht und der Schatten. Und die Knochenbauern wehend in blauen, gestärkten Kitteln, die Chaussee mit den verquollenen, silberquelligen Pappeln.

Arles, seine Stadt der Schmerzen und des Ruhmes! Der Platz mit der etwas komischen Pyramide, das Café und die Kathedrale. Saint Trophîme, Wände grauen, erblindeten Nichtwissens. Kreuzweg stilltrauriger Heiligkeit — von dunklen Wänden durch geduckte Bögen Blick in ein Bassin aus dickem Grün und geronnener Bläue.

Der Sonntag zeigte uns die Frauen. Die Arlesiennes. Wir kennen sie alle.

Alle diese Menschen leben wirklich, brave Kleinbürger, ein wenig komisch durch ihre vergilbten Trachten, die in bauschigen Wogen um ihre Magerkeit schlagen. Aber dem Schauenden geschieht hier ein Wunder.

Diese kleine Stadt mit ihrer Kirche und der römischen Arena, ihren Zypressen, Feigenbäumen und bunten Häusern ist nicht das, als was sie erscheint: ihr Wesen ist nicht von dieser Welt. Es steht alles an seinem Platze und hat doch keinen Platz zwischen Meer, Bergen und Städten sonst im Land.

Nicht die Farbe der Luft und der Gegenstände in ihr, der Sonne wild gebärende, hundertbrüstige Mutterschaft, quellende Zeugung üppiger Saat — hier empfand ich als ein Lebendiges die Reinheit des Geistes, der sich aufbreitet und erweiternd alle Sinne, sie dennoch verschleiert. Der jetzt durch sich hindurchgehn läßt das Seiende, damit es werde — das Werdende, damit es sei — das Vergangene, daß es erneuere: Verweben des Oben und Unten, die konstituierende Kraft, Sichtbarmachen des nur den Eingeweihten Erlebbaren, des gläubigen Geistes.

Durch den Geist dieses Menschen gingen als Symbole für alles andere diese armen Mauern, Dächer, hohlwangigen, bleichen Mädchen, habgierigen Bauern, gelbglotzenden Sonnenblumen, die Felder und Alleen, die Kinder, die Betten, der Stuhl, die Pfeife und die Buchstaben auf den Firmenschildern. Da war das Fernste neben dem Nächsten und gleich weit von seiner Unheiligkeit, einbezogen in das Werk der Allerlösung durch die Kraft dieses unbedingten Menschen. Und alles verband Gott, der allem inhaftet als sein wesentlichster Ausdruck, ja es erscheint sicher, daß er in der ergebenen Stille dieser geheiligten Armuten erst zu seiner adäquaten und logischen Wesenheit emporsinkt.

Da ist keine Form der anderen über, dem andern unterliegend. An jedes Ding hing er die ganze Schwere seines Lebens. In diesen Bildern ist alles gleich: Gleich bunt, gleich farblos, gleich wertvoll, gleich arm. Sie sind nur im Geiste zu begreifen als Vorherverkündigungen, als Spiegelungen intensivster Hoffnung auf Erlösung aller Kreatur von Schmerz und Nichtwissen um den Weg. Ihm waren alle gleich, da die Glut seiner Seele nur den höchsten, gottnächsten Grad kannte, wo dann alles sich von selbst vollzieht, weil mit der Zeit aufhört alles Wachsen, besser, schlechter, mehr oder schöner sein. Wie zuletzt er zwischen sich und den Alldingen, Allseelen keinen Unterschied mehr kannte. Er verschleuderte sein Leben in die Welt, dessen irdischen Ablauf er zusammenpreßte in fünf Jahre, durch das Leid der Erde hindurchtrieb und daraufgab auf alle Natur. Der er so gab, was ihr

noch fehlte: Wiedergeburt durch die Seele des Gläubigen.

Mit Vincent beginnt nicht nur eine neue Malerei, sondern die Betätigung des neuen Typus Mensch als Maler in die Welt hinein, vorbildhaft, apostolisch, in alles zwingender Liebe. In eine neue Welt. Er schöpfte aus der entweihten, satanischen Fülle der gegebenen, mißbrauchten in die erwartete, messianische: die rührende und glühende Sichtbarmachung des Geheimnisses in seinen Bildern: Das ist wie der erste Blick nach dem Tode in die unendliche Wahrheit des seienden Gottes, die erfüllte Hoffnung! Weil er an diese glaubte mit seiner zügellos guten, gewalttätig hemmungslos dem Utopisch-Absolut-Realen nacheifernden Seele, ward ihm jene in die Hand vermacht, und er sah sie wie nur er es vermochte: Als ein Zwischenspiel, auf das die Wahrheit, die zu erforschende, folgen wird. Dieser einzige und gute Mensch raffte vorweg in exaltierten Stößen, was wir bröckelnd, ächzend unter Angst und Zweifeln, Scham und Wüten zusammenkritzeln; wozu wir bis zum Hals durch Blut müssen, das Blut der anderen, ohne zur größten Tat den Mut des kleinsten Opfers zu finden. Ach, wir ahnen auch nicht entfernt das Ziel, das als ein Ewiges, Richtung und Kraft Gebendes, das Ziel des panbiotischen und übergeistigen Kosmos, jenen täglich neu zum Bekenntnis zwang. Er lehnte ab Geschichte, Anatomie, Evolution, Proportion — kurz alle irdische Naturalistik des diesseitigen, trägbefangenen Auges. Das vermeintliche Pathos seiner Farben trägt nur die Verdeutlichung des Sinnes der sehnsuchtsvollen Hilflosigkeit seiner Kurven, dieser Schrift seiner ergriffenen Seele.

Da sind alle gedanklichen Probleme des draußen Ver-Stehenden, des Malers wie des Beschauers abgekämpft. Eingefaltet in das Bewußtsein der der (transzendierenden) Fläche vermählten Erscheinung. Und wieder wendet sich der Aspekt, und ich sehe als Unwirkliches, vom Zufall dekretiertes Noch-Sein umherlaufen: Uns, die Arlesier, die schlechten Modelle des göttlichen Gedankens jener Bilder. Wir stehen draußen, jene sind heimgekehrt und wir sehen unsere Erlösung vollzogen. In höhere Sphären und Ewigkeit sind sie entrückt und berühren uns wie Sternbilder.

Es ist alles vom wahrhaften Künstler Ausgehende mehr als es selbst auch in seiner weitesten Umarmung, mehr als ein Leben, mehr als sein System.

Und hier hatten zwei mögliche Systeme sich aufgegeben zugunsten des Einzigen, das über unsere geduckten, in Schande und gerechte Strafe gedemütigten Häupter heraufziehen will:
Blinder Glaube anbetend das Seiend-Gute
Sehender Glaube verwerfend das Seiend-Böse
Gütiger Glaube hingebend das Seiende und das eigene Leben für die Erlösung der Menschen, Tiere und Dinge in Zukunft. Hier beginnt hinauszuwachsen über Person, Werk und jeden geschichtlichen Typus ein Mehr als ein Postulat, das dem zukünftigen Künstler aprioristisch immanent zu sein hat: Heiliger einer Menschheit nach Utopia!

Zur Erhellung symbolisiert sich sein Beruf, Maler! Wie das der dritten Angehörende sich einfügt in die zweite Dimension und doch nichts verliert von seiner wahren Wirklichkeit. Sondern noch tiefer und bedeutungsvoller den Wissenden anschaut und hinüberleitet, pocht an das Tor seines Herzens, daß es sich auftue vor der Gnade, die jenem verliehen ward, zu verwirklichen, sichtbar und leuchtend zu machen.

Vincent lag nichts an der Schönheit oder Erfindung, nichts an Witz oder gewandtem Metier. Es galt, die einmal erkannte Wahrheit aus sich heraus zu verwirklichen zu eigener Erlösung, um jeden Preis.

Er begann unverkennbar als sozialer Revolutionär, als ein Büßer um fremder Schuld willen. Der kostbarste und allem Gedächtnis am tiefsten geweihte Typus des tragischen, weil absolut großen Menschen. Not, Zerfallensein, Hunger und teuflische Finsternis, darin seine Brüder schmachteten, rissen ihn über sich selbst hinaus zum Prediger und Bekenner.

Vom äußern, allegorisch unreinen, weil seinem Wesen fremden, Weg drängte ihn die tiefste Erkenntnis der Erlösung des alles in sich begreifenden Ich als letzte, nicht geforderte, aber kategori-

alen Wert in Zukunft setzende Tat des der leidenden Menschheit verpflichteten Individuums auf den inneren Weg der Einsamkeit des Schaffenden. Die im Materiellen verstrickte von der Materie Erlösung hoffende Armut, die ihn zu ersticken, lächerlich, tragikomisch zu verunstalten, zu verschleudern drohte, trieb ihn mit Gewalt und Verzweiflung hinter seiner moralischen Feigheit zur Kunst.

Sie ward ein tiefer und mühseliger Umweg zum Selbstmord, dem Gott den Stachel zur Schuld nahm. So daß klar bleibt: So tief sank die Menschheit (und seitdem noch tiefer), daß die Tat des Erlösers nicht vermocht hätte, die Schuld zu lösen, die Gefallenen so zu heben, daß sie wieder das Angesicht des Ewigen zu erkennen vermöchten! Und schwebten!

Und indem er sich · ganz sich selbst überließ, strahlte er seine Tiefe aus in Farben — die gleiche Tiefe, die ihn unter die Arbeiter zu gehen hieß. Von einer absolut zu nennenden Tiefe der Liebe aus begann er mit dem von ihm erkannten Mittel das eigentliche Werk seines Lebens aufzutürmen. Und seit van Gogh ist die idealistische, ins Symbolische verdrängte Tendenz der jungen Malerei als eigentliche revolutionäre Tat festgelegt.

Es blieb nichts, ihm und uns, als das unbändige Gefühl des von der Welt Verstoßenen um seiner tiefen Gläubigkeit willen, des vom Dämon hellseherisch Besessenen, der nun mit Farben schreit Erleuchtungen der armen Seele.

Der nicht urteilt und trennt, sondern annimmt und vereint, der nichts ausläßt und verwirft, sondern allem seinen persönlichen Willen läßt und es hinaufführt aus seinem übervollen Herzen und taumelndem Ahnen in das Licht, das zu begreifen ist mit der Demut des Auserwählten.

FRAUENBUND ZUR FÖRDERUNG DEUTSCHER BILDENDEN KUNST

Von Rosa Schapire

Aus der Erkenntnis heraus, daß es heute notwendiger ist denn je, Brücken zwischen Schaffenden, Genießenden und Museen zu schlagen, wurde der Frauenbund im Juni 1916 in Hamburg begründet. Er hat seine Ziele weiter gefaßt, als Kunst- oder Museumsvereine sie im allgemeinen zu stellen pflegen. Der ringenden Kunst der Gegenwart gilt es, ohne jede lokale Begrenzung Heimstätten in Museen zu schaffen. Der Sitz der Gesellschaft ist in Hamburg; während seines dreijährigen Bestehens ist es dem Frauenbund gelungen, Ortsgruppen in Berlin, Bremen, Elberfeld, Dresden, Essen, Hagen, Heidelberg, Kiel, Lübeck und Mannheim zu begründen.. Die Gründung weiterer Ortsgruppen steht unmittelbar bevor. Die Mitglieder zahlen einen Jahresbeitrag von 20 Mark oder einen einmaligen Beitrag von 300 Mark, und erhalten ein graphisches Blatt, das für sie geschaffen wird, und nicht in den Kunsthandel kommt. Die Mittel der Organisation werden zum Ankauf der graphischen Blätter benutzt sowie zum Erwerb von Gemälden und plastischen Werken, die deutschen Museen, die moderne Kunst sammeln, als Geschenk des Frauenbundes überwiesen werden. Allein die Qualität des Werkes ist für den Ankauf maßgebend. Die Absicht, die Kunstwerke einem Museum als Geschenk anzubieten, schließt von vornherein alle außerkünstlerischen Nebenzwecke aus. —

Ein Stilleben von Schmidt-Rottluff wurde 1917 der Hamburger Kunsthalle als Geschenk überwiesen. 1918 wurden eine „Landschaft aus Fehmarn" von E. L. Kirchner und ein „Stadtbild aus Soest" von Rohlfs erworben und den Kunsthallen in Bremen und Mannheim geschenkt. 1919 wurde ein „Frauenbildnis" von Fr. Friedrichs dem Kaiser-Friedrich-Museum in Elberfeld gestiftet, und eine religiöse Komposition von Hettner ist als Geschenk für die neue Galerie in Berlin vorgesehen.

Folgende Mitgliedsblätter wurden bisher verausgabt: 1916 eine Radierung von Heckel „Hafeneinfahrt in Ostende", 1917 eine Lithographie von Otto Müller „Figuren im Freien". Da sich der Frauenbund immer mehr erweitert hat, wurden 1918 bereits zwei Blätter erworben: „Männliches Bildnis" (Holzschnitt) von Gothein und eine Lithographie von Krauskopf. 1919 werden gleichfalls

zwei Blätter folgen: Ein Farbenholzschnitt von Felixmüller „Menschen im Walde" und ein Blatt von Unold. —

Durch Veranstaltung von Vorträgen von Theodor Däubler, Th. Popp, W. Worringer, Mathilde Boyes, Ernst Gosebruch, Gustav Schiefler und Rosa Schapire sowie Ausstellungen hat der Frauenbund Verständnis und Interesse für die Kunst unserer Zeit in weiteste Kreise zu tragen versucht. Einer Bilderausstellung nachimpressionistischer Kunst aus Hamburger Privatbesitz, die im November 1917 in der Hamburger Kunsthalle veranstaltet wurde und unter anderem einen Nolde- und einen Schmidt-Rottluff-Saal aufweisen konnte, war 1918 eine graphische Ausstellung aus Hamburger Privatbesitz gefolgt, die in fünfmaligem Wechsel, von Munch ausgehend, ein anschauliches Bild von Nolde, Marc, Kokoschka und den Künstlern der einstigen Brücke: Heckel, Kirchner, Otto Müller, Pechstein und Schmidt-Rottluff, gezeigt hat. Während diese beiden Ausstellungen ein Bild der privaten Sammeltätigkeit in Hamburg veranschaulicht haben, hat der Frauenbund eine graphische Verkaufsausstellung veranstaltet, die im Januar 1918 ihren Ausgangspunkt in Hamburg genommen hat und in Elberfeld, Hagen i. W., Köln, Heidelberg, Wiesbaden, Bremen, Dresden, Lübeck, Breslau und Stuttgart gezeigt wurde. Diese Veranstaltung, die mit keinem pekuniären Gewinn für den Frauenbund verknüpft war und sehr gute Verkaufsergebnisse gezeitigt hat, erschien als wirksames Propagandamittel, um Verständnis und Interesse für die Kunst unserer Zeit zu fördern.

Wenn der Frauenbund auf eine Verquickung von Wohlfahrt und Kunst verzichtet, so ist er sich seiner sozialen Verpflichtungen wohl bewußt. Die Ankaufsbudgets der öffentlichen Galerien sind stark beschnitten, und es ist bei der Verschiebung der pekuniären Verhältnisse zu befürchten, daß sich jene Privatkreise immer mehr zurückziehen, die bisher in großem Stile gesammelt haben. Die Eignung der Kriegsgewinnler als Mäcene bleibt noch abzuwarten. Hier will der Frauenbund, erfüllt vom Glauben an die schöpferische Kraft unserer Zeit, einsetzen. Nicht gilt es ihm, blind jeder Modenarrheit zu folgen, sondern er glaubt Unterscheidungskraft genug zu besitzen, um das Wertvolle und Unvergängliche, das unsere Zeit hervorbringt, von Erscheinungen zu trennen, die aus Unvermögen und Sensationslust geboren sind. Er will sein Teil dazu beitragen, daß den Kunstwerken der Gegenwart ihr Platz rechtzeitig in jenen Stätten angewiesen werde, die der Aufbewahrung der edelsten Werke der Vergangenheit dienen. Den Lebenden will er dienen und glaubt, damit dem Leben in seiner höchsten Form zu dienen. Er möchte jene Atmosphäre mitschaffen, die, nach einem schönen Wort Nietzsches, alles Lebendige zu seiner Entwicklung bedarf.

AUS DEN BRIEFEN AN EINEN KUBISTEN

Von Adolf Knoblauch

II

Ob es überhaupt möglich ist, für jedes Werk die ihm adäquate Form zu erringen? Daß man sie so wollen kann, gebe ich zu, aber ich halte von der Form dasselbe wie von der Begeisterung, sie ist nur einmalig, von solchem erhabenen Gipfel gehen Strahlen in die tieferen Leistungen und befruchten die vielen Werke, die nur mühselig entstehen können. Vielleicht verleitet die Polemik gegen das sogenannte Programm Sie, zwingen Sie sich selbst dazu, die Werkform zu verabsolutieren, das heißt, jedes Werk zum Absoluten zu machen, an Stelle die hohe Form im Dienste des Werkes und durch das Werk zu suchen, was das einzig Befreiende für den Künstler bleibt. Vielleicht neigen Sie mit der Starrheit, der Mathematisierung stets mehr zum absoluten Werk, als Sie selbst es wünschen mögen und sind daher unzufrieden mit **Ihrer** Kunst, der Sie als höchster Einheit Ihres festgewordenen Lebens jetzt die Vorwürfe zu machen sich veranlaßt fühlen, an Stelle vielleicht diese allzu herrschende Starrheit der Ichform, die doch in Ihren Werken sichtbar wird, aufzulösen oder wenigstens zu schmelzen. Sie machen sich gewiß Vorwürfe zuweilen über Ihr isoliertes Schaffen, Ihr einsames Werk, die Verständnislosigkeit derer, die Ihre Werke öffentlich besprechen, aber die Folge war doch, daß Sie immer stärker von der Dynamik, den natürlichen Kräften des Lebens sich zu den religiösen Tröstungen des entmaterialisierten Kunstwerkes wandten, dessen Linien und Farben zu einer unwandelbaren Einheit Ihres Geistes verschmolzen. Ich werde mich hüten, den Kubismus oder Expressionismus Ihrer Bilder anzuklagen, da ich sehr wohl den ästhetischen Wert Ihrer Formgebung beurteilen kann und zudem Ihr Kunstringen verehre. Doch glaube ich nicht recht, daß Sie ein Bild wie das große Festliche in Orange über den Stand der Arabeske und einer kalten Allegorie hinaussteigern werden, wenn Sie nicht vollkommen Ihre Mathematik der sich schneidenden Geraden und ineinander stürzenden geometrischen Farbenflächen über den Haufen rennen. Sie wenden sich zunehmend von der Kurve ab, wie Sie sozial

sich von der Vergesellschaftlichung abkehren, was ja nur eine Bereicherung des Prinzips der Geraden bedeutet, keine Umkehr. Die heftigen Bewegungen auf dem Revolutionsbilde, also der ursprünglichen Form des späteren Festbildes in Orange, sind interessant, aber ein Bild Ihrer späteren Meisterschaft kann dieser Naturalismus in wunderlicher Maskierung nicht sein. Vielleicht sind gerade Sie der Künstler, der das Problem des Menschenbildes in der heutigen Ausdrucksform der Monumentalkunst lösen kann: fern von dem Kitsch der Futuristen, in Anknüpfung an die edle Kunst Cézannes und Marées und Grecos. Wenn ich mich eines Tages vor Ihrem Orange-Bild so betragen habe, daß Sie wahrscheinlich glaubten, einem Undankbaren Ihre Tür geöffnet zu haben, dann lag das nur an meinem heißen Verlangen nach Menschen-Darstellung. Warum sehe ich bei Ihnen keine Menschen, sondern nur Puppen in bunten Röcken! Nehmen Sie diesen Ausdruck nicht übel, aber Sie bezeichnen sie selbst als Masken. All mein Streben in der Kunst, mein ganzes Arbeits-Programm ist ausschließlich nur auf Menschen-Darstellung gerichtet, und Sie zwingen mich nun, in all dem heißen Geschehen um mich, einsame und düstere Symbole anzuschauen, wenn Sie mich vor Ihre Bilder führen. Nehmen Sie die endlose Folge der dargestellten Menschen Hodlers, so stumm sie sind, so sehr erregt und erfüllt mich ihr Wissen. Was ich ausspreche hier, quält mich selbst unsagbar, und ist mir selbst ein düsteres Mysterium, und ich weiß nicht, bis zu welchem Grade auch Sie das fühlen werden.

Also diese 25 Tage liegen jetzt zwischen mir und Ihnen, wenig zählt das Land in seinem Schnee, die Strapazen, wenn ich an das letztemal Heimat denke, aber die Granaten zählen. Es zählen die in Trümmern an offener Luft vermorschenden Pferdekadaver, und es zählen die zufällig unterwegs Erschlagenen. Soeben fiel mir bei Lektüre aus Hebbels Tagebüchern eine Stelle auf, in der es heißt, daß Kant uns mit seiner Philosophie das zeigt, was man besieht,* aber nicht das, was man gebraucht, was man in die Hand als Werkzeug oder Waffe zum Gebrauch nehmen kann. Das ist wohl der Unterschied der neuen Generation gegen die frühere, wenigstens grundsätzlich, und der wirkliche Lehrer dieser Generation wurde daher Schopenhauer. So wenden Sie sich auch gegen das „Besehen". Sie wollen Ihre Vision brauchen, sie muß sowohl Sie selbst wie auch Ihren Zuschauer bewegen; wenn Sie eine Brücke malen, so malen Sie sie, als wollten Sie sie zum Marsch brauchen für die Omnes, Omnes. Sie ist dann wirklich das Solideste der Welt. So brauchen Sie dann Ihrerseits Ihre Vision: die Entfernungen, die Maße in ihr sind kolossal, aber sie sind berechnet, durchgearbeitet, längst hat die Trigonometrie die Wasserkräfte bewältigt und die Masse hoch erbaut. So was können Sie brauchen, und die distanzierteste Kunst bemächtigt sich mit höchster Leidenschaft der kältesten Natur, und wahrhaftig, jetzt und gerade so kann sie sie erst brauchen. Darum zürnen Sie denen, die „besehen". Sie zürnen sich selbst, wenn Sie sich darauf ertappen, und Sie können Ihren liebsten Freund umbringen, wenn Sie ihn bei dieser Sünde gegen die heilige Idee, bei der Selbstbefleckung des „Besehens" antreffen.

* Hebbel: Die K.sche Philosophie hat ihre Eigentümlichkeit darin, daß sie die Werkzeuge, mit denen der Mensch dem Universum gegenüber ausgerüstet ist, besieht, statt sie zu gebrauchen. Eigentlich ein sehr unglücklicher Gedanke . . . !

Ich erinnere Sie an den Augenblick, als wir uns nach der Besichtigung Ihres großen Orange-Festbildes trennten, und Sie darüber klagten, daß „unsere" Kunst uns an ein Ende gebracht hat. Sie haben vielleicht recht, aber vielleicht haben wir selbst unrecht, weil wir dem Schöpferischen in uns persönlich bisher einen allzu hohen Wert beigelegt haben. Vielleicht ist es eine große Dummheit, wenn wir den paar schöpferischen Augenblicken in uns einen so hohen Wert beimaßen. Vielleicht müssen wir uns ganz von diesem lieben Aberglauben trennen. Vielleicht waren wir auf dem Wege, nach dem Schöpfer die ganze Welt zu uniformieren.

Das Pferdchen am Wege mit aufgerissenem Leib, dessen Fell längst die Farbe von morschem Holz bekam, dessen Maul breit auf der Erde im letzten Krampf aufgepreßt liegt, mit den zum Himmel gekehrten toten Augenhöhlen, in denen nie wieder ein Licht aufschimmern kann — wieviel Qual, geduldig getragene Leiden und Mühen gingen hier zu Ende im gemessenen Stahltod! Wer darf hier noch „besehen"! Hier hilft nur, daß ich dies so lastbare Leben nehme und es auferstehen mache, es heile und in Liebe erwärme. Denn der Tod endigt nicht nur, sondern gibt die Flügel zum Unendlichen. Und ich „brauche" sie! Das ist notwendig.

Diesen Brief habe ich schreiben müssen, während einen Schritt vor mir eine furchtbare Ziehharmonika tobt und ein Dutzend junger Artilleristen Kriegsmärsche im Takt singen. Ich dazwischen mit. Aber der Brief ist mitten durch den Takt geflogen gekommen, schnell wie ein Funke durch den geballten Donner. Wie weit will doch noch dieser Strahl? Welch Ziel hat das Licht?

Die lange Schilderung der Ausstellung Ihrer Werke atmet Ihre geistige Gesundheit. Die Materialität Ihrer Werke ist beseelt und in Ihrem Herzen leuchtet sie entzückend. Wie begreiflich ist es, daß Ihre Tage von Schönheit erleuchtet sind und daß Sie kraftvolle Entschlüsse fassen. Auf diesem Wege, den Sie voran geschritten sind, blicke ich hinüber zu Ihrer Schaffenskraft und Ihrer bescheidenen herzlichen Liebe zu der uns gemeinsamen Sache des Geistes. Aus dem Getöse der Willen, Ehrgeize, Süchte, und aller Schreie geistiger Not führt der Weg zu Ihnen in ein frommes, reines Licht, wo es linde weht von den alten Baumwipfeln des edlen Abendlandes, und der Mund des Begeisterten von den Sinnbildern der Kunst spricht. Eine überaus große Trauer und Schmerzens-Seligkeit steht erhaben im Begeisterten, und darin erkennen wir dann schließlich den Auserwählten, aber das ist Schicksal.

Werden Sie aus Verzweiflung, den Pyrenäen fernbleiben zu müssen, wieder Tannen und Felsen des Harz zeichnen, und ihnen die heroischen Flächen verleihen, vor denen der liebe heimliche „Appelschnut"-Harz sich verkriecht! Das ist gerade, als wollten Sie das Matterhorn auf die Havelberge pflanzen. Mit solcher Monumentalität ist es schlecht im Harz spazierengehen und „nach der Natur zeichnen" — und beide Teile (Harz und Maler) werden miteinander unzufrieden sein.

Wäre es nicht zu erwägen: Sie zeichneten nicht Natur, sondern versuchten es noch ein letztes Mal mit der Menschendarstellung, widmeten sich der Satire, dem Spiel mit Pfaffen, Volksbetrügern, Schiebern und Halunken von 1918? Da gäbe es heroische Flächen, die jungfräulich sind und auf den liebenden Lacher warten!

Überhaupt: Medici mit der Seele eines Erzengels als Landschaftsmaler vom Harz! Zeichnen Sie einen Tot-

schlag, eine Blutschande, einen Wahnsinnigen, einen Gotteskopf mit Schweigen — machen Sie die Berge zum Tanzsaal, bringen Sie dumme Riesen herauf. Aber nur keine Heimatskunst! Der Harz hält's noch lange aus, aber wir halten's nicht mehr aus, und über uns kommt unverweilt der Schlußakt, das Finale, der große reinigende Chor, der uns hinwegnimmt.

Können wir unzufrieden darüber sein, daß Sie so oft von den Alten träumen, ihre Farben und Synthesen bewundern! Niemand kann darüber unruhiger sein als ich, wenn Sie oder einer der Unseren so träumen. Werke von hoher künstlerischer Eingebung werden uns stets hinreißen, uns stets aufs neue als Jünger oder Schüler bereit finden, aber ich glaube, daß wir unruhig darüber sein sollen. Unsere innere Unruhe ist mit Recht anders beschaffen als die früherer Zeiten. Wir müssen die riesige Gemeinschaft des Lebens und die Gemeinsamkeit der Ereignisse künstlerisch verwirklichen. Diese innere Unruhe dürfen wir niemals mit Farben oder Worten zuschmieren.

Bei der heutigen Jugend: Hastigkeit, schnelles Fertigwerden, der geradezu krankhafte Widerwillen gegen durchgearbeitete Vollendung bis ins Einzelnste. Bei einem Meister läßt man schließlich nur die Studie, den momentanen Blick und die Bewegung der Hand gelten. Man will revolutionär nur noch überbieten. Hier muß ich die Schätzung der Alten als die Herstellung des Gleichgewichtes aller Seelenkräfte völlig gelten lassen. Aber darüber hinaus gibt es einen Standpunkt, wo das Alte als Hemmung erscheint, da, wo unsere ganz gegenwärtige Aufgabe in der Kunst einsetzt, die doch nicht mit den Mitteln der Alten in Kunsttechnik und Handwerk und mit ihrem Geiste gelöst werden kann.

Es sei aber ausdrücklich betont, daß durch diese Kritik nicht die entschlossene Konsequenz und eigentümliche Energie der jungen Künstler betroffen werden sollen. Denn ohne ihre Konsequenz und Energie würden sie nie die neue Idee verwirklichen, die ihr Recht und Ruhm ist.

So absolut teile ich die Verehrung der Malerei der Alten nicht. Ein direktes Vergleichen mit der heutigen Kunst verurteile ich durchaus, da es ganz falsche Schlüsse ziehen muß. Mir liegt gerade ein Aufsatz von H. vor, der mir das eigentlich Problematische unserer Kunst ganz vor Augen rückt. Der Kritiker zeigt richtig den wunden Punkt auf, aber er kann die Heilung nicht angeben. Diese kann auch nur einer von unserer Art, der selbst Löwe ist, beginnen. Und sie wird beginnen, das ist meine felsenfeste Überzeugung.

Wenn wir alle die gerügten Gebrechen und Fehler der Modernen ruhig zugeben, so dürfen wir uns noch immer nicht an die Malweise jener Alten binden, wenn sie auch noch so vollkommen ist. Es würden dann Bilder entstehen, die nicht einmal mehr Kunst sind und in denen die Pedanterie alles Ursprüngliche ausgelöscht haben würde. Dabei darf man nicht immer das mangelhafte Nachahmen großer Vorbilder und sein Scheitern mit Beschränktheit oder mangelndem Können entschuldigen. Es gibt auch Irregeleitete, die durch eine elende Epoche, wie die vergangene, impressionistische, völlig verdorben und paralysiert wurden. Dazu kommt die Vergiftung durch die wahnsinnige kunstgeschichtliche Literatur, der wir den Niedergang der vorigen Generation im künstlerischen Schaffen zu verdanken haben.

Wir können heute weder an Fetische noch an v. Eyck* anknüpfen. Unsere Bewunderung für große Vergangenheiten ist auch stets nur rauschartig, intellektuell und voll heimlicher Vorbehalte. Nicht umsonst haben Strindberg und v. Gogh, diese furchtbaren Erzengel der Künste, sich zwischen uns und die Alten gestellt. Ich verabscheue alle Künstelei in der Kunst so stark, daß mir selbst eigene Arbeiten, die solche enthielten, wertlos wurden. Wer verantwortlich schafft, wird sich davon befreien und so von jedem Werk, das noch eine Spur dessen trägt. Aber sind deshalb unsere Anstrengungen verworfen und im vorhinein als verfehlt zu achten, indem wir allzuhäufig die Augen auf ideale Antiquitäten unserer uns unbekannten Vorfahren heften, ohne doch hinter ihre Praxis zu kommen?

Ich bekenne, daß mir die sogenannte berühmte Malerei als eine segensreiche, durch den Abstand der Zeiten in sich ausgeglichene, beruhigte Wunder-Erscheinung vorschwebt, deren Herkunft und Erzeugung aber in Geheimnis gehüllt bleibt. In mein Kunstringen dringt von den Alten nur wenig ein, sie regen mich nicht auf. Ganz anders ist es aber mit den Arbeiten der zeitgenössischen oder gar der dem eigenen Lande angehörigen Menschheit! Wie furchtbar ist unser Schicksal, wie wenig Lohn und wahres Verständnis erwarten uns, und wie schwach und winzig sind die Ergebnisse unserer größten Anstrengungen und Opfer. Unsere Arbeiten selbst, welchem Kampf sind sie ausgesetzt, und wenn wir ein wenig Licht auf den Weg mitbrachten, wohin kam es? Wem vertrauten wir es an? Unsere Werke, unser Ich sind unendlich gering, aber nicht etwa vor v. Eyck oder Rembrandt, sondern vor der Aufgabe, die endlich die Kunst sich nach so langer Barbarei und Absonderung vom Menschheits-Ganzen wieder von neuem gestellt hat, und die ein Geschlecht von Feuer und Hoheit zu ihrer Bewältigung verlangt. Zeus gebar von neuem Pallas Athene aus seinem übermenschlichen Haupt.

---

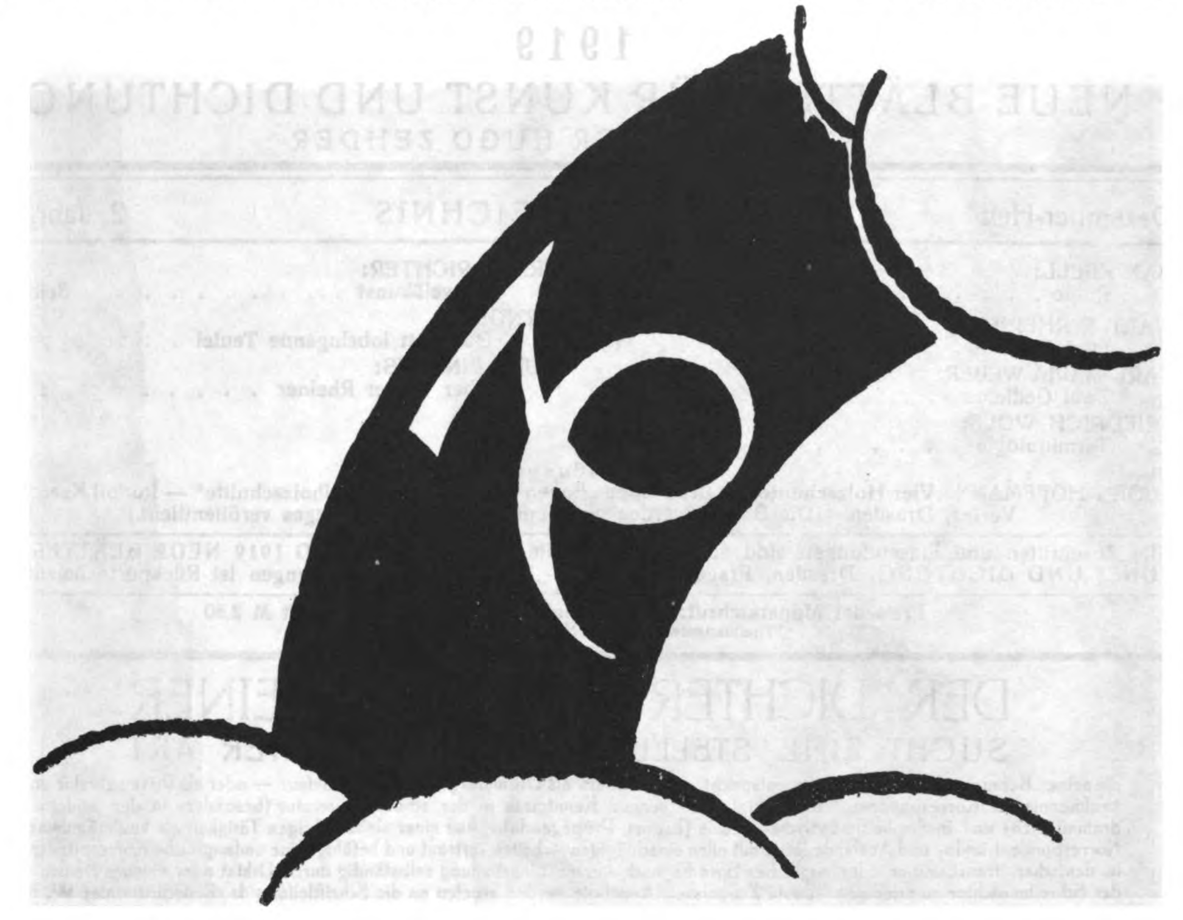
* Schopenhauer über niederländische Malerei in „Zur Metaphysik des Schönen und Ästhetik", Kap. 19, § 234 der „Parerga und Paralipomena", 2. Teil: „Das Zitat hat in mir einen wahren Sturm entfesselt. Das ist ja, so klar und treffend ausgedrückt, das, was mich ständig, leidenschaftlich beschäftigt. Das ist ja das Verschmähen jeglichen Reizmittels, um zur Augenblickswirkung zu gelangen, zugunsten der Vollendung, geistig und malerisch.

Ich ringe förmlich darum, bei jedem Werk, das ich schaffen will. Es ist das Ringen (entgegen unserer bequemen heutigen Zeit, die mit allem lange vor der Vollendung schon innerlich „fertig" ist), um die Seele des Bildes, längst — nachdem das Bild schon nach gangbaren Begriffen fertig und — „gelungen" ist. „Gelungen"! Sicherlich empört Sie, wie mich, die so häufig gehörte Forderung „être de son temps", die Künstlern entgegengehalten wird. Das ist eine Forderung für Sklaven. Wer erkannt hat, wie erbärmlich unsere Zeit ist, stellt sich ihr mit letzter Kraft entgegen. Es kann unmöglich anders eine kulturelle Tat vollbracht werden, als auf Kopf und Schultern seiner Zeitgenossen stehend; können wir uns ganz von ihnen befreien, um so besser.

Das ist das Schlimme, daß unsere Zeit in sich selbst so versunken ist, und daß wir innerlich so schnell fertig werden! Daher in der Malerei der Begriff vom „Malerischen", den die Alten nicht kannten, gegen die aufzukommen so schwer ist." **(Feininger.)**

2. Jahrgang 1919 / NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG / November-Heft
Verlag: Emil Richter / Druck: Petzschke & Gretschel / Für die Schriftleitung verantw.: Hugo Zehder / Sämtlich in Dresden

9. HEFT DEZEMBER JAHRG. 2



1919

A. D.

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DRESDEN

KRAUS REPRINT 1970

1919
NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG
SCHRIFTLEITER HUGO ZEHDER

Dezember-Heft INHALTSVERZEICHNIS 2. Jahrgang

Alle Zuschriften und Einsendungen sind zu richten: An die SCHRIFTLEITUNG 1919 NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG, Dresden, Prager Straße 13 — Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Preis der Monatsschrift: Das Halbjahr M 12.—, das Einzelheft M 2.50
Titelblattentwurf von ARNO DRESCHER, Dresden.



EUGEN HOFFMANN, Holzschnitt aus der Mappe „Eugen Hoffmann, Originalholzschnitte“, Rudolf Kaemmerer Verlag, Dresden



EUGEN HOFFMANN, Holzschnitt aus der Mappe „Eugen Hoffmann, Originalholzschnitte“, Rudolf Kaemmerer Verlag, Dresden

1919

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

RUBIO

Von Max Krell

Sevillaner aus dem Blut einer dunklen Mutter, tiefer gebräunt vom grimmigen Licht Andalusiens, blieb Rubio zwölf Jahre der verprügelte Bastard. Verbissenheit war in seinem kurzen Gesicht; geschmeidig machte ihn die Gasse. Unter den Fingerwurzeln seiner linken Hand saß ein Zinnobermal, halbmondgroß wie ein geglätteter Biß, das auch die Mutter seit der Nacht seiner Zeugung trug. Ins Spanische schoß er scharfe Brocken Arabisch, breitkreischend: man wartete, ob ein Papagei die Flügel schlage. Sein Blick stieß hartnäckig in alles Fremde. Seit er, flüchtig vorfühlend, die Plaza de Leon gefunden hatte — den Würfel eines Denkmals, dessen weißes Schwert die Nacht zerschnitt, ein Brunnenbecken voll Mond und dünnem Lärm — fristete er fiebernd hin. Nachts einmal schälte er sich aus dem Dreck der Calle del ajo und verscholl.

Vor der Giralda horchte er in das Gestühl der Glocken, morgens, und sprang über geschwärzte Stufen zur Spitze, sah, aufschreiend, den Blitz vom Tag, der weiß in die Stadt schoß; und die Stadt: weithingeschweifte Mauer unter plattem Dach, das den Himmel zackig absägte. So plötzlich stieß das gegen ihn, daß die Bewegung seiner Hand in der Luft stillstand; vom Sieden der Sonne brannte das Auge; Zucht des Gesichtes zerriß: da ein Gestöber strahlender Formen und Farben in die langbewahrte Keuschheit seiner Iris traf. Auf fernem Himmel las er graue Striche: fremd war ihm die Sierra Morena; der kropfige Glöckner krächzte viel, eine Charade von Begriffen stampfte sich in Rubios Hirn.

Er rannte hundert Gassen ab, die schlangendünn zwischen weißgetünchten Häusern sich krümmten, und war plumpes Tier, das Licht im Fuchsbau sucht. Dicker Geruch von vielen Menschen, Kot von Früchten und zertretenen Blumen überschwemmte ihn. Unter der Erhitzung des Jagens dämmerte sein Schädel wie ausgelaufen. Ihn hungerte. Hunden rang er Fraß ab und lief weiter, die Wildnis der Stadt entdeckend — und einer anderen Welt sich selbst aufbrechend. Alles war besonnt, prachtvoll und rätselhaft. Grünlicher Keil vom Abend füllte einen Mauerriß. Im Zwielicht armer feuchter Gassen fingen sich die Mädchen, Lust der Männer lockte aus dunkelnder Arkade. Nach der Hitze klappten Läden auf vor Frauenköpfen, und Klimpern klang zu Redondillas. Früchte rollten eine Treppe ab. Ein Heiliger auf steinerner Kanzel bekam, in Dämmerung eingesargt, das feixende Gesicht.

Rubio erreichte den Guadalquivir, der braun und träge war. Vom Umsturz der Gedanken jäh verändert, würgte er am Weinen. Er begegnete Männern mit Körben voller Fische. Heimgekehrte Karavelle spie brunnenartig Menschen aus in schwarzen, braunen Katarakten wie Pinta und Niña, als Kolumbus wiederkam. Schwall der Dünste umschlang ihn, und Volk, zu Haufen geweht, lärmte. Im Knaben wurde die Leidenschaft auf Fremdes geboren. Während Verwirrung und

Ermüdung ihn niederbogen, lauschte er dunklem Gesang von Schiffern: taumelzerstücktem rauhem Ton, den Passate durchfegt hatten, und schläfrig verzerrtem. Rubio hatte dieses nie gehört.

Er schlief ein. Über die Lenden hing der verwehte Rock zur Gosse.

—

Es wurde gerudert. Die Karavelle hatte einen weißen Bauch und goldene Stefen. Nelkenfelder strömten vorüber. Der Wind rauschte durch das Gras. Vor San Lucar sah Rubio das erste Meer: eine ungeheuere eingeschlagene Tafel — und schrie noch einmal; es war das letzte Wunder, das, aufwühlend, ihn verwirrte. Der Kapitän Hernandez, ein schwammiger Riese mit einem Sattel Pockennarben unter beiden Augen und gelbauswuchernder Nase, trank fünf Tage hintereinander sich in tiefste Blödigkeit.

Von der gewaltigen gerbenden Flut wurde die Küste hinter sie zurückgeschleudert. Am Abend überstrudelte ein Bad hellen Schaums den Knaben, umglitt ihn rings wie weiße Katzen; wollte er zufassen — stürzte er, hatte glitschige Hände und blutete.

Rubio gehorchte. Er rollte dicke Taue zu Stapeln, aß Prügel von Vincente, trank Schimpf von Hernandez, schlief mürbe unter den Füßen älterer Schiffer. Gleich allen lebte er den Gedanken des neuen Goldes . . .

Da immer stärkere Wellen den Ruf der westlichen Welt vom Meere hergetragen und eine Sage goldener Lasten ausgebreitet hatten, wimmelten die Häfen von Abenteurerschiffen. Rubio, genährt vom armseligsten Trieb: zu vegetieren, und vom reicheren nach allen Horizonten, verwirkte „gold“ mit „fremd“, da er aus dem neuen Wort nichts Festes zu bilden wußte, es doch aus fernster Zone kommen hörte. Zwei Jahre hatte er Netze geflickt, gefischt, Trossen einlaufender Karavellen gerollt, aus Booten stehende Pfützen geschöpft und Ruch des Salzes gierig geschlürft. Als aber die Kostbarkeit des alleserlösenden Stoffes sich ihm klärte, er den dunklen Begriff mit glühenden Linien durchfurchen konnte, sprang er heuernden Steuerleuten nach, ihnen seine junge breitgeschossene Kraft aufzudrängen.

Sie spannten Segel, fuhren und lagen still irgendwo auf dem Meere, lebten zwischen blauem Schaum und fischten an langen Schnüren. Durch Tage stank es bitter auf dem Verdeck nach verwesendem Fisch; oft war es ein häßlicher Polyp, der noch mit vielen Armen um sich schlug. Nebel knotete Gespenster, die einen Aberglauben grauenhaft berannten. Manche Nacht wurde zerschnitten von Blitzen. Teuflischer Regen knallte, und die Wimpel flog fort. Vor fluchendem Sturm her raste das Schiff schief, mit geneigtem Mast, fast wrackgeschlagen. Gebetsschrei prasselte den Himmel an. Rubio kniff die Augen klein, die mit Dampf das Meer beschlug. Ganze Tage blieben in furchtbaren schwefelgrünen Wolken stecken. Sie jagten zwischen prallenden Springfluten . . . bis süßer Morgen eine glühende Bläue über die Sturmdurchkälteten taute. Wasser sang halblaut. Rubio warf das salzsteife Kleid ab, strich das fetzige Haar aus dem Gesicht. Nackt kletterte er in die Wanten: weiß war das Meer und in die Augen schneidendes Feuer, schwarzer Strich nur der Schiffsrand unter ihm. Alle kamen nach und hockten oben wie Affen auf Ästen oder am Schiffsschnabel, der mit zierlich geschnitzter Schnecke stach.

Aus einer Strömung, die Delphine und fliegende Fische mittrieb, warfen sie Anker vor Waldland. Prachtvolle weiße Berge entspitzten dem Innern, und von ihnen schlugen Lawinen in knisternde Wälder. Schwarzes Volk floh. Die Spanier jagten. Den Frauen entrissen sie Perlen und Nüsse und brachen farbiges Gehäng aus ihren Ohren. Diese Köpfe waren nur Fassade: sie verjüngten sich wie Vogelschnäbel vorn und hatten hochgebundene wedelnde Schöpfe. Gold oder Schein von Gold sahen sie nirgends. Als die Pfähle in den Boden trieben, rammten sie nur in schwarzen mulmigen Grund.

Der Häuptling, im Antlitz eingeschrumpftem Pfirsich gleichend, kroch feige zu Hernandez. Dann dolchte er zu. Doch fing Rubio die stoßende Faust

ab. Über dem Niedergeschlagenen reichte Hernandez ihm den Degen.

Rubio fing vogelgroße Libellen — die in sieben Farben schillerten — und mit gezahnten Fallen Fischottern. Herrlicher wurde seine Welt und belebter.

Die Eingeborenen blieben fort. Der Kapitän ließ viele Tage pirschen. Diaz verirrte sich im Geschling der Lianen. Nächtlich sprühten heidnische Altäre. Rauch zwirbelte zu Säulen. Die Spanier kamen, aber hohe Flammen waren irrlichtend zergangen, oder nur noch Brocken Feuer und nasses Holz, das trübe dampfte. Lärm der Wasserstürze und Geschrei von Tieren füllte die Dunkelheit aus. Diaz hing verstümmelt an einer Palme.

Die Karavelle stach in südlichere Seen. Das Wasser siedete. De Castro, der schon ähnliche Fahrt bestand, prahlte von einem Jaspisberg, der blende und betäube. Mit hängenden Beinen saßen alle auf der knirschenden Segelstange, die Augen hart in den Horizont gerichtet. Gebirghafte Wolken glühten ragend weiß. Getümmel der alten Sterne stäubten ins Meer, neue brannten. Die Sonne wurde schwer und wieder mild; aus Tropen scherten sie ins Packeis. Riß sich der wandernde Nebel auf — zeigte die See Marmorierung von weißen Stücken. Wieder nordwärts in Nächten, die halb nur dunkelten. Reihen von Inseln schwammen, blaue Tulpen mit silbernen Rändern, vorüber, kaum flog Geruch des Landes näher. Nach zahllosen Tagen Meer wollte keine Küste kommen. Lange Flauten legten das Schiff still. Auch Rubio begann zu trinken: alles wuchs ins Riesenhafte, er verlor Maß und feste Form. Da ließ er es wieder.

Ein Hai folgte. Aus Untätigeit, in der die Kräfte liefen wie leere Spulen, wucherte Brutalität der Leute. Sie belauerten sich. Nichtssagendes peitschte Lärm. Rubio sah, daß sie häßlich waren, mißförmige Schädel hatten und eckige Tierkiefer. Feindschaften schossen hoch. Rubio wurde hin- und hergeballt, bis sein Trotz durchschlug. Er hielt sich den Haß mit Fäusten fern und stand aufrecht in tollsten Stunden. Sie steckten ihre Dolche ein und schliefen, von Ermattung ausgelaugt.

Weiber fehlten.

Als endlich sie Land sichteten, brach Regen los. Es regnete wochenlang. Das Meer schlug heftig, der Strand ertrank, man konnte mit Kähnen in die Wälder fahren, die nur feindselig zurückgezogene Stille auftaten. Süße Feuchtigkeit und Fäulnisatem umflochten die Stämme auf goldlosem Grund.

Rubio erkannte, erschüttert, das erste Weib unter dem Schirm eines großen Baumes. Olivbraun stand es im hohen Gras, daß er die Füße nicht sah, und spiegelte die Augen auf dem Wasser, lächelnden offenen Mundes. Gewitter durchzog seine Pulse; erster Kitzel schabte seine Sinne; eine Falte spaltete die zusammengewachsenen Brauen. Die Nackte trug eine Kette gelber Steine. Ihre Hütte saß als stacheliger Horst von Ästen im Dickicht. Rubio querte Schlamm und Wellen zu ihr. Sie sprach in Zwitschern und hatte einen weißen Fleck auf der linken Achsel; in den schlug er seine gewaltsamen Zähne, bis Blut aus dem Fleisch sprang. Sie liefen ein Stück. Wald hörte auf vor grauem unbebautem Acker. Die Sonne balanzierte, ein roter Teller, auf der höchsten Baumspitze. Wind umschloß die beiden. Seine Arme wurden stark pressende Schlangen um ihren Leib. Ihre Wimpern flatterten, ihre Nägel hakten in sein flaumiges Gesicht, ehe sie, in willenlosem Wurf und klirrenden Schreis, unter ihn glitt; junges Tier mit wartend geraffter Lippe. Die war Flamme und entzündete ihn.

Braune Stute!

Gesättigt rannte er von ihr; hinter ihm scholl der schwache Ruf einer plötzlich geliebten Stimme. Doch wurde er den ranzigen Geruch dieses Leibes nicht los. Lange auch blieb an seinem Gaumen Nachgeschmack einer wilden Bitterkeit. Er lief. Wald verfiel ganz. Strand war besprüht vom gelben Reif der Sonne und bald öde vom Mittag. Grollend verströmten die Wasserfladen.

Seitdem verfolgte er das Ziel des Weibes mit panischer Lust. Seiner Sehnsucht entstieg immer dieser eine Trieb wie das Vermächtnis dunkler Gewalt.

Sie badeten. Das Wasser war ganz klar.

Dann segelten sie um spitze nackte Schlackekegel. Wieder wurde das Meer ungeheuer. Auf anderen

scheibenflachen Inseln fanden sie steinerne Götzen: ein feurigbemaltes Geschlecht von Fratzen. Die westlichste hatte nur Frauen, eine einsame Rotte, die frühlings zur Begattung nach fremden Ufern segelte wie wilde Zugvögel, kreischend, hexenhaft häßlich, mit bösen Augen, aber biegsam und glühend. Die Spanier prüften, wie Makler die Pferde. Aus rassigen Leibern ließ sich die Sinnlichkeit in Funken schlagen. Hatten sie genossen, jagten sie die Weiber fort mit Steinen, legten sich auf Blöcke oder in kühlen Sand, wählten Muscheln, die das Meer angespült hatte, und spielten damit wie Knaben. Sie fütterten Pinguine. Und bei kindischem Lachen ließen sie große Ameisen über die Hand laufen. Rubio ritt nackt auf zügelfreiem Pferd in die Weiberscharen.

In den Genuß der Ruhe schrie Alarm: Hernandez stürzte, als er Robben jagte, in den Scheren ab. Schon war sein Hirn verspült, das Gesicht grau, mischte sich das Blut ölig dem Wasser — als sie ihn bargen; den Männern stieg die Flut bis zur Hüfte.

Weder de Castro noch Macias waren nüchtern wie Rubio; niemand zögerte vor seiner ausgestreckten Hand. Sein Kinn lag bärtig auf der Brust.

Da nie ihr Wunsch nach Gold erfüllt war, hämmerte er neue Begierde in ihre Sinne. Ihr Kreuzen wurde Fieber. Dünner oder heftiger Glanz ließ sie wettlaufen, doch waren es Feuerberge, die sich ins Meer schütteten, oder Schnee, der runde Scheitel schmückte, oder Riffe Korallen, die in Wolken grünen Wassers schwammen. Täglich blieb es Leidenschaft, die neu und stark brannte. Darunter vergaß auch Rubio die Weiber, die eigene Kunst beweglicher Verführung

Einzelne starben, wurden ins Meer geworfen und vergessen. Verminderung der Schar erheiterte die Goldbesessenen.

—

Ein Mittag zermalmte jede Hoffnung an steinerner Rippe, die unter windaufgeworfeltem Wasser tückisch stand. Mit der vollen Eile geblasener Segel empfing die Karavelle den Stoß, der sie — ihre Hüften auseinanderreißend — mit Fluten füllte, daß sinkend sie verschwand.

Rubio, dem Schlaf entrissen und schon überspült, krallte sich an eine Planke. Die Kübel süßen Wassers strömten über ihn fort zum Meer. Bretter schrien. Gonzales, sinkend verwirrt, blies das Horn. Flut ersäufte den Ton. Noch zog Macias den Degen, der salzzerfressen war. Vor der strömenden Weite schwärzte sich aller Blick. Wogen hoben sie, daß sie, kreiselnd, Planken umarmend oder rittlings auseinandertrieben. Nur wenige Zoll erhaben über unendlicher Fläche, verloren sie einander.

Da Rubio lange betäubt an seinem Holz gehangen hatte, war der Himmel wieder still; Berge türmten rechts und links unabsehbares Land. Nahe genug vertraute er letzten Kräften; sie wuchsen unter dem Schwimmen. Er glich dem ausgerissenen Baum, der, ins Meer geschleudert, weiterblüht. Nicht Macias noch de Castro noch Gonzales begegnete er; sein lockender Schrei rannte über die Bucht ins Taube hinaus.

Ihren Abend weinte die Sonne auf kupferrote Felsen, mutlos zog sich das Meer zurück; Rubio blieb auf sandigem Ufer, wo Schlaf den Erschöpften beschlug, und flackerndes Gestirn seiner Einsamkeit verbündet war.

Der Erwachte sah gestülptes Boot und hingeworfenes Netz, hundertfachen Sohlenabdruck, dem er jägernd folgte. Dunkelgrüner Mulde und ihrer ausgetretenen Schneise entstiegen waldige Höker mit hohlen Kragen zerwaschenen Basalts, der aus innerem Licht rosig schien. Wind aus ferner Ebene belegte den Karst mit Wolkentafeln, die lange stillblieben. Die Kuppen umrauschte weiter Kranz von Vögeln. Zu lockerem Urwald schlang sich das Gestrüpp, doch blieb die dünne Bahn zwischen den Klüften frei und griff, von vielen Füßen netzhaft gestempelt, ungekrümmt hinauf in den Sattel beider Berge. Magnolien warfen Düfte aus.

Da er die Höhe gewann, schlug blendendes Licht seine Lider zu. Spät erst prüfend mit Ängstlichkeit, ließ er es in die Pupillen ein: aus dem Himmel, der nun unverdeckt von Bergen aufging, schoß gewaltiger Strahl, aus der Tiefe Abglanz und blitzen-

des Bündel. Ungeheuer hingestreckt lag ein See, in dem Sonne schäumte; gezäunt von einem Heer ganz weißer Häuser mit flachem Dach und unverglastem Fenster. Sie dünkten leichtes krauses Gelock — die Palmen: Gras und niedere Stauden — um unmenschlich hohen Palast. Auf Pfeilern, ragend genug, einen Himmel zu tragen, viele Klafter dick und getürmt, saß kühner Architrav. Viereckig, wie von allen Seiten drängend nach innen geschrägt war das Haus und nur aus goldenen Quadern und Platten. Es glänzte tödlichen Reichtum aus. Rubio stand still und ließ sich von der goldenen Nähe schauernd überspülen. Mit Nüstern sog er erhofften, nicht verströmten Geruch des Goldes ein. Das Auge engte sich vom Strahl der flammend aufgebauten Wucht. Ungründig hatte die Verzückung ihn betroffen, daß er dastand mit hochgehobenen Armen, dem Beter gleichend, der Götter für die Sonne preist.

Als Schrei des Jubels und der Trunkenheit vor so viel Erfüllung sich ihm entrang, brach dunkle Meute Menschen aus dem Knick. In der Kette Laufender fiel einer wie geschossen, ein zweiter drehte sich brüllend, als durchwühle ein Speer ihm den Leib — da er Rubio sah; anderer Blut gerann im Schrecken: mit Körperhelle, nackt, denn der Schiffbruch hatte ihn entkleidet, flammenden Haares vom Wind der Höhe, und voll fremder Laute — war Dieser ihnen Gott. Entsetzen stieß ihre Knie ein. Er aber hatte die Schwärze solcher Menschen oft gesehen und glaubte sich erlöst vom Fremden und der Irre. Seine Arme glitten nieder; er eilte, ihre Schulter anzurühren. Sie zuckten gleich getroffenem Wild und fielen platt zu Boden; sah er ein Auge, war es selig in Verzückung. Nicht quoll ein Laut aus ihrem Munde, erloschen blieben die Glieder.

Er schritt nun, watend durch ein Feld von Blumen, immer abwärts.

Leben klopfte in der Stadt, die er noch überblickte. Es schlugen dunkle Becken an. Die Gassen schickten Ströme Menschen an den See, auf dem ein Archipel von Kähnen lag. Reiter ritten Pferde in die Schwemme. Tausend Geschäfte griffen in tausend andere. Zurück in die Gassen, in die Häuser, zu den Hügeln flossen die Menschen.

Da er das Tal erreichte und, vom Staunen angepackt, obwohl Erregtheit ihn trieb, langsam aus dem Schatten der Büsche durch arabeskenumflochtenes Tor trat, Straßen durchmaß, wich das schwärzliche Volk vor solcher niegesehenen Erscheinung. Flatternde Schreie hoben sich zur Luft und zerbarsten, während die Leiber hündisch niederfielen. Nicht verstand er ihren göttlichen Anruf. Da keine Lösung ihrer Sprache ihn belehrte, stürzten vom Hirn zum Gaumen ihm viele spanische und arabische Flüche, die er wild in die Verzückung spie. Noch niedriger kroch das erschrockene Volk; und alle zogen, in die Erde starrend, den Rücken eng zum Kopf.

Schrecken über eine Gottheit, die von Sonnenhöhe oder aus dem Finsteren der Berge drohend in die Stadt einbrach, warf sich in Strahlungen nach allen Himmelspfeilen. Wie unter gewaltsamer Tötung verfiel die Stadt einem Schweigen, durch das nichts zog, als der Wind der Berge und seltener Schrei eines Fliehenden. Sturm von Barken verlor sich über den See.

Schneller war Rubio gelaufen. Doch traf er nur gegen versperrte Türe, leeres Haus und gähnenden Platz. Gleichgültig war ihm der Mensch; seit Meer und Küste hatte kein Wunder ihn mehr beherrscht, nur Wunsch zum Gold bestimmt. Vor jenem ungeheueren Palast, aus Blitzen ganz gebaut, der wie gespaltener Berg Gold dem Boden entragte, hob er wieder seine Arme und, kleiner Mensch, schlug er an die trotzigen Säulen, stand und griff und hatte nichts, als seine Armut in der Hand. Im Portal saß ein Gott von übermächtiger Gebärde. Das Licht wühlte im Ring der stummen Hand.

Stundenlang war Rubio Moses, der seinem Durste Wasser aus den Säulen schlug; doch schwieg das Gold, die Halle des Hauses vernahm nicht einmal den Schall der schlagenden Faust, und keine Flocke sprang aus dem Gequader.

Streifend fand er die Stadt angefüllt mit Gold, daß er die Stirne strich, traumvermutend: alles werde sich ernüchtern, er irgendwo auf grauem Meere schwimmen. Aber: Zierat war Gold, Kuppel strotzte Gold, die Häuser krönte goldene Zinne, Gebälk schimmerte aus gelblichem Guß. Es stach

seine begehrlichen Augen und blieb ihnen fern, den Händen fremd, dem Herzen kalt. Laufend schrie er. Alle Menschen wichen scheu vor ihm.

Er blickte über niedrige Mauer und sah zwei unbefangene Mädchen Bälle wechseln. Käferpaarig schaukelten die Kugeln umeinander und zogen die Sonne auf sich. Atemlos verfolgte er das Spiel. Das Bauschen ihrer Kleider um Spann und Knie hüllte ihn in Fieber. Als, bei einer Wendung, sie ihn gewahrten, entflohen sie mit Schrei, noch ehe er gemerkt, daß das Spiel der Bälle erloschen war. Er biß in das Barthaar, das von der Lippe in den Mund hing.

Nur Tanz von Tauben strich ihm nahe.

Bei ausgetretenem Stein und dem Schlamm der Spülereien fand Rubio in einem Boot Fische, aus dem Netz verloren, noch leise mit den Kiemen schnappend. Er riß sie auf und aß das rohe kühle Fleisch. Er saß dort, bis die Sonne zu Sternen zersprang.

Auf schwerem Fittich niederstürzte, nicht sah Rubio woher, ein wunderschöner, im Prisma spielender Vogel: Brust weiß, die Decke smaragdgrün, schillernd von violetten und blauen Lichtern der Hals, Beine blutfarben und gleich die Spielhahnhaube des Kopfes. Der Schnabel flackerte beim Putzen, aber vor dem hellen Menschen schlossen sich die kleinen Augen auf, erhobene Flügel spannten ab. Welle wogte fort unter dem Leibe. In scheuem Getragenwerden schwamm der schöne Vogel hinaus, verschwindend zwischen kräuselndem Wasser.

Klöppel tanzten in bronzenen Glocken. Rubio folgte ihrem Schall. Doch schwieg der Atem, wohin er kam. In die Luken der Türme krochen die Fahnen. Eines alten Hundes tropfende Lefzen sudelten seine Knie. Er stieß ihn in die Därme.

Rubio trat in ein offenes Haus. Frösteln bestrich seinen Nacken. Er versank in unendliche kahle Kammern, die feucht rochen und grün von Moos glänzten. Er blieb immer allein. Im Hofe lehnte er gegen ein trockene Zisterne. Aus dem Oleander schwatzte ein grüner Papagei.

Er saß vor dem Haus, den Kopf an die Mauer gelehnt; seine Beine lagen in die Straße gekreuzt. Die ganze Nacht war unbewegt, aber der angstvolle Atem zahlloser wacher Menschen brauste in seinem Ohr.

Im Aufklang des Morgens strömte ein Zug zu ihm: Scharen des düsterfarbenen Geschlechtes trugen Berge Köstlichkeit, glitzernde Steine, Speisen, Fische, Opfertiere, Gold in Stücken und als Staub, Kräuter, Essenzen, Perlen. Sie hoben dabei nicht die gegen Boden gesenkten Lider. Zur Brustwehr türmten sich die Schätze, und soweit er die Straße hinabsah, stockte nicht heranschleppend Getümmel und Masse. Sie warfen das Ihre schweigend hin und gingen. Eine gewaltige Ehrfurcht erfüllte die Stadt.

Rubio stand zögernd auf. Seine Hand fühlte rechts, griff links. Alle Finger tauchten in Metall. Bereit war alles, wessen er bedurfte, und Nahrung, Prunk, Heilsaft und Ehrfurcht, Launen seinem Willen hingegeben, vielleicht ein reichgeschnitztes Boot des Sees, ein schützendes Haus; bemühte er sich, würde er willige Weiber finden, dann Tiere, die ihm dienstbar wären.

Da er sich gierig streckte, wich gelähmt der Vorderste — an dessen Kopfputz zwischen funkelnden Solitären eine goldene Agraffe und eingelegt stahlblauer Schmetterlingsflügel saß. Entzündend zuckte seine Bewegung in den Haufen. Ein Nächster schrie. Die Straße brannte von Flucht. Mit weggeworfenen Perlen blutete die Gosse. Das Pflaster strahlte. Er sah grauen Tanz fliehender Rücken. Ein Lamm, vom Opfermesser schon durchdrungen, schenkte Rubio den einzigen Blick.

Die diamantene Brustwehr vor sich stieß er um, preßte ans Herz das kühle, große, so geliebte Gold und redete es an mit den reichen Worten seiner Sprache. Er hob es über sich, daß die Sonne es beglühte, warf es hin und stürzte sich darüber, grub seine Zähne in die Kanten und behorchte es. Ein Stück weiter lief er, doch es folgte nicht. Er blieb, wollte es bei sich bergen und forttragen — plötzlich erkannte er seine Blöße und wußte nicht, wohin.

Sein Schrei heulte durch die leere Gasse, aber er küßte kein Echo.

Erschreckt vom Unnahbaren floh Rubio zu den

Bergen, über die er gekommen war, zu den Bäumen mit vertrautem Rauschen. Es trieb ihn weiter zurück in seinen Ursprung. Jenseits des Sattels und der schlinggefüllten Schluchten scholl das Meer, durch das er Jahre getrieben war. Irgendwo stieß es an seine Heimat. Gegen ihn wehrte es sich brückenlos. Kein flackerndes Segel entsprang dem Horizont.

Wann er auch kam, oft nun, täglich, bis er blieb, ein einsames Tier — keine laue Spur verstandener Welt grüßte, der Gottgeglaubte lag heimatlos in verbrämtem Gras. Silbern schmolz die Wolke, die vielleicht von drüben kam, und war nichts. Er schrie zu niegerufenem Gott nach Zeichen der Gnade.

Himmel und Wald, Meer, Berge blieben stumm gleich unbeseeltem Ding. Kaum verließ er die runde, beherrschende Höhe, wo er Stadt sah rechts und See links. Ihn schlug die Einsamkeit mit Skorpionen. Der Mantel flatterte. Er stand und ging. Verlassenen Landes denkend und verstandener Sprache fand er die ersten Tränen seiner Manneszeit.

FÜNF GEDICHTE *Von Walter Rheiner*

Aus dem noch unveröffentlichten Gedichtbuch „Die Flamme“

WEHE! AUF!

Wehe über uns! — Wir haben den Traum verloren.
Nackt frieren die Bäume. Regen wusch ihre Schleier ab.
Nicht mehr singt das Haus. Keller wuchs auf bis zum Dach.
Mond starrt unbeweglich. Bleich. Er weint nicht mehr.

Wehe uns! Leben ist uns entschwunden.
Hohl lärmt der Tag. Wald splittert, Gerümpel grau.
Haupt im Azur kreiset nicht mehr, summende Geige.
Höhle ward die Brust. Düster. Es tropft. Es knirscht.

Wehe! Die Sonne zerging. Sirius verlosch. Die Wolke
Floh uns. Nun stehen wir in gelben Jahres Ruine.
Keine Wimper streut Licht. Auge verklang, und die Hand,
Die gestirnene Hand ward trockenes Holz!

Wehe! Unser Herz schlugen wir tot. Die Wand,
Des Himmels schwarzes Gemäuer bedeckt uns. Ach,
Kein Seufzer tröstet uns, kein Lied. Nur Schnee
Verschüttete unser Haar. Ohr Hirn-Muschel fängt nicht mehr Gottes Gesang.

Verloren sind wir. Wehe! Gespenster leer,
Vertan in Raum und Zeit. Uhr. Knarrender Stuhl.
Wo blieb des Sterbens Süße? — Wo blieb
Der bunte Tod? Wer stahl uns die letzte Lust?

Diebe sind wir! Einander haben wir uns geraubt
Das Leben, den Tod, den größeren Traum, den Schlaf.
Und das teuerste Gut: Musik, unsere Heimat, unserer Mutter Schoß.
Und kosmische Milchbrust: tönendes Firmament!

Wehe über uns, da Träne versiegte! Vors Antlitz
Geschlagene Hand hält mürbe Maske nur noch,
Die schält sich vom Haupt, Tapete, widerlich fremd.
Und die Adern sterben; melodisches Netz zerfällt.

Eines nur blieb uns: *der Schmerz! die Flamme!*
Fliegende Glut, bohrender Brand. Die Fackel!
Die Flamme blieb uns. Das Tiefste blieb uns.
Der Fluch ist unser, der sausende Schmerz!

So prassele auf, du: Flammender Mensch!
Aus dem Feuer des Schmerzes schaffe die Neue Welt!
Aus der Flamme
Baue dich auf! Bilde den züngelnden Leib! O! Erstrahle —:
Zehrendes Herz, wogendes Hirn.
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Schlag empor, Schmerzensmensch, Leuchtkegel, Flammenturm, lodernder Dom!

DER TRAUM

Verneigt in mich: so öffnen sich die Tore
Des roten Abends. Und das Herz es fließt.
Traum schüttet sich aus mystischer Amphore.

Ich bin allein. Aus meinen Adern sprießt
Ein linder Frühling. Goldne Bäume weinen
Sich in den Wind, der blühend sich ergießt.

Der nassen Erde schlafend mich zu einen,
Ist mir Erfüllung, da der Leib verweht,
Und Stern sich nähert, süß mir zu erscheinen.

Mein trunknes Blut in fernen Himmeln steht
(— Klingende Säule in der Erde Strahl) —.
Haupt ist Gestirn, das sich gewaltig dreht.

Die Wolke steigt, und dunkle Täler schmal
Sie falten sich um meine nächtige Hand.
Ich trage großer Engel Brudermal.

Die braune Erde scheint mir Meer und Strand.
Ich bin ein Schiff und breiter Flüsse Gang.
Aus fernen Ländern bin ich hergesandt.

— In mir verflüstert sich der Sphären Sang.

DER BAUM

Baum! Strahlende Hand aus der Erden Grab!
Aus mystischem Schoß kündest du wirres Signal.
Bruder Baum, Sohn unserer braunen Mutter,
Steig auf! Sei da wie wir! Auf wende die Stirn!

Aus den Tiefen gebrochen wir alle! Entzündet
Vom magischen Licht, das uns rief. Mit dir,
Bruder Baum, baun wir uns auf. Wir sind
Stumme Flamme gleich dir. Hier entsprossen. Firmamentenhin!
Gen die Himmel Starrendes! Wirf dich hinauf!
Lockere dies ferne Steingewölbe! Beblüh das Harte!
Zieh es herab! Breite es hin, fließendes,
Süßeres Land, drin die Sterne kreisen

Nah um der Menschen Haupt. Und Sonne, Licht-Bad,
Elektrische Strömung, zaubere die Körper neu.
Da töne der Arm, da klinge die Brust. Auge
Werf helle Fontänen in der Brüder Gefäß.

Baum! Unsre Sehnsucht! Magnet! Lebens Turm!

DOSTOJEWSKIJ

Fels, der die Himmel zermahlt. Donner.
Fjodor Michailowitsch. Wie unerträglich glüht
Das Antlitz! Berg. Unterirdisches Wasser. O:
Seele, Seele, Luft, darin alles lebt!

Herr! O Abgrund! Sausender Pfeil. Gewölk
Im Abend, stürzend über die Nächte her, —
Die fressenden, die Feuernächte. Lichtgestirn.
Pfeifender Sturm. Brechendes Haus. Newa. Tod.

Dröhnender Schlag. Undeutlich, sekundenlang (Blitz)
F l a m m t d a s P a r a d i e s!! — Ungeheure Welt!!
... Da schaufelt sein Antlitz sich aus der Erde. Gott
Tönt. Tag und Nacht beginnt. Abel und Kain.

Fjodor Michailowitsch! Wie zittert die Hand:
Gespenst! . . . Und die Häuser brüllen. Er weint.
Es versinkt die Stadt. Frauen begraben ihn. Tot
Ist er. Firmament seine Maske. Mond-Marmor

Das Haupt, wo blühten die Blumen ums Antlitz dicht.
Steppen troffen die Lider. Das ganz lebendige Zimmer!
Und die Menschen sind nah. Ein Wort. Ein „Ach!"
Das zermalmt die Himmel! — Donner... — Fels...

AN GOTT

I

Wo bleibest du? — O laß mich lange nicht
Mehr unter diesen öden Himmeln stehn!
Ich suche dich, du ungewisses Licht.
Ich bin so müde. Ist's noch weit zu gehn?

Brich auf! Geh fort aus deiner fernen Stadt
Und komm zu mir, der an den Wegen schläft.
Ich frage oft nach dir. — O wie so matt
Ist diese Frage, die im Herzen schläft!

Oft scheinst du nahe unter Abendbäumen.
Ich irr mich nicht? — Ist dieses dein Gesicht?
Ich sah es manchmal in den Abendträumen.
Ich glaubte es zu halten im Gedicht.

— Doch nein!... Es ist zu spät. Du kommst nicht mehr!
Im Tode find ich dich. Du alter Mann
Begräbst mich wohl. Du schaufelst Erde her.
... — Dann bist du da! *Du grinsender Tyrann!!*

II

Du bist der Feind! Auf dich gezückt der Dolch
Des Geistes! Hammer diese schweren Strophen,
Der dich zerhaut und deiner felsigen Maske Schroffen.
Ein sausend Schwert vernicht' dich Quallen-Molch!

Du schläferndes Verhängnis! Bunte Lüge!
Narkotische Blume. Sehnsucht-Schönheit-Gift.
Daß dich der Mensch, gerafft, im Blitz erschlüge!
Und bald der Pfeil des großen Lichts dich trifft!

Klebriges Bett! O Rausch erschlafften Abends!
Du Illusion! und Flucht aus brausenden Bezirken.
Falschheit des Seins, des Wollens und des Habens.
Du hemmst das Schreiten und der Kräfte Wirken.

Du nur ein Schatten, wo die Sonne lebt.
Du nur ein Leichnam wimmelnd von Gewürm.
Du bist nicht mehr, da sich ein Herz erhebt,
— ein Morgen strahlt, — *ein dunkler Mensch sich türmt!* . . .

ZWEI GEDICHTE *Von Carl Maria Weber*

BEFREIUNG

Starrt unendlich auf uns nieder
Ausgelohten Himmels Leere,
Hebt sich eine dunkle Schwere
Leicht von Wort und Geste wieder.

Wort und Gesten, die uns trugen,
Da im Krampf und Rausch wir schwelten,
Wenn in unsern ungezählten
Räumen laut die Stürme schlugen.

Nun wir uns Besinnung schenkten,
Schweben auf die heißen Straßen,
Die mit Farben ohnemaßen
Tief sich in die Stirne senkten.

Heitres Spiel gewinnt Bedeutung,
Schatten fließen bunt von Leben,
Und den starren Wänden geben
Töne wunderbare Weitung.

Liebesblick und Hände-Ringen,
Stiller Gram im Wurf der Hose —:
Köstlich steht uns solche Pose,
Wenn wir abends „Carmen" singen.

Nieder mit den Tag-Gewalten!
Süß entronnen einer Welt:
Teurer Bruder, wenn's gefällt,
Laß uns dieses Lächeln halten!

Glockenseufzer gehen unter,
Viel, wenn die Verlassnen weinen —
Unser Schritt wird uns vereinen,
Macht dein fernes Antlitz munter!

DER EKSTATISCHE FLUSS

Aus einem Zyklus „unromantischer" Rhein-Verse

Goldener Donner deiner Sommerufer
Rollt mit Waldlawin' und Fels zu Tal;
Eingesunken rauschen ihre Qual
Trümmerzeichen, deine stummen Rufer,

Starr ins Blau, das in die Wogen schmettert.
Misch dazu des grünen Lichtes Strahl!
Quirl' es um die Kähne, lang und schmal,
Bis es auf die weichen Hänge klettert.

Dann: oh fließ' es über in die Weiten,
Die vor Stille bersten, stampfend schrei'n:
Laß es ranken an den Einsamkeiten,

Deren Atem aus verglühten Scheiten
Ewig geht in Mensch und Bäume ein
Und der Wolken Hin- und Wiederschreiten.

TERMINOLOGIE *Von Friedrich Wolf*

Der Scharfrichter, der Gewichtige und der Spaßmacher befinden sich in einem für die Bedeutung des Augenblicks viel zu engem Raum. Sie sind geladen mit Nihilismen, Katechismen und gegenseitigem Verdikt. Das Problem, wie ein jeder den dem anderen durchaus entgegengesetzten Standpunkt gewinnt, steht zur Lösung. Die Existenz des andern — diese an sich schon herausfordernde Tatsache — ballt sich zur Atmosphäre; es platzt...

DER SCHARFRICHTER:

Angeblich leben noch Menschen, die behaupten, daß es eine Kunst gibt, daß es je eine Kunst gegeben hat.

DER GEWICHTIGE:

Es hat...

DER SCHARFRICHTER:

Nie eine Kunst gegeben, sondern stets nur Künstler!

DER SPASSMACHER:

Es hat auch nie Künstler gegeben, sondern höchstens ein mehr oder weniger verlockendes Material, das einem mehr oder weniger Spaß machte. Alles andere ist Schwindel!

DER SCHARFRICHTER:

Gewiß: Im Anfang war der Stoff, das heißt — das Nichts. Aber alles, was wir empfinden, über das wir überhaupt etwas aussagen können, unser ganzes Leben „ist" doch erst durch das Überwinden des Stoffes; das ganze Leben ist ein stetes Überwinden der Materie, und die Kunst in erhöhtem Maße.

DER SPASSMACHER:

Klamauk! — Dieser ganze Dualismus: Stoff und Geist — ist Betrug! Mein Körper besteht aus Mineralien; und jede meiner Äußerungen ist eine Ausstrahlung dieser Mineralien. Ich gehe zum Beispiel an einem Schaufenster vorüber und sehe — ja was? — Silber und Grün! Silber und Grün! Mehr nicht... mehr sehe ich wirklich nicht! Aber das hat Beziehung zu meinem Körper, vielleicht Affinität zu dem Aluminium meiner Knochen, den Arsenspuren in meinem Gehirn. Silber und Grün! Und dann nehme ich zu Haus Farbe, ein grünes Straßenbahnbillett und Schokoladensilberpapier und knalle es so hin, ja wie?... wie es dem Silber und Grün meines Körpers entspricht.... einfach so... weiter nichts ... und das macht mir Spaß!

DER GEWICHTIGE: *(streng)*

Ist das Kunst vielleicht, was einem — Spaß macht?!

DER SPASSMACHER: *(pfiffig)*

Natürlich! Was einem so Spaß macht .. was einem Spaß macht, wenn man ein Material verarbeitet.

DER GEWICHTIGE:

Wohin führt denn diese Entwicklung, diese Nurfreude am Material, am Bekleben mit buntem Papier? Zum Tapezierer, zum Handwerker!

DER SPASSMACHER:

Mehr wollen wir auch nicht sein, weil wir nie mehr sein können.

DER GEWICHTIGE:

Ihr seid es ja gar nicht! Kann man mit euren Bildern irgend etwas Zweckmäßiges anfangen, darauf sitzen, darin schlafen, darin wohnen? Ihr behauptet, Handwerker zu sein... gut, so seid es auch redlich, stellt Gebrauchsgegenstände her!

DER SPASSMACHER:

Eine Unterhose, das ist doch ein Gebrauchsgegenstand! Ich habe nun eine Damenunterhose ausgesteift und bemalt, sehr intensiv, farbig; aber das ist nicht alles. Man kann diese Hose wie einen kleinen Hausaltar auseinanderklappen, und drinnen auf den einen Flügel des Schreins hab ich einen Embryo gemalt. — Und das macht mir Spaß!

DER GEWICHTIGE: *(fast fürchterlich)*

Wa—rum haben Sie das gemalt?

DER SPASSMACHER:

Weil es mir Spaß macht und weil die ganze Welt um die Vagina kreist.

DER GEWICHTIGE:

Also doch nicht bloß, weil Ihnen das Material Spaß macht, sondern weil Sie mit dem Material etwas ausdrücken können... eine Anschauung, eine Überzeugung („weil die ganze Welt um die Vagina kreist"), eine... Idee.

DER SCHARFRICHTER:

Natürlich; jede ästhetische Freude ist eine Freude der Überwindung des Materials.

DER GEWICHTIGE:

Demnach: l'art c'est la matérialisation de l'idée et l'idéalisation de la matière.

DER SCHARFRICHTER:

Aber nur eine lustvolle Erfassung der Gesetze, die in der jeweiligen Materie liegen!

DER GEWICHTIGE:

Was heißt das?

DER SCHARFRICHTER:

Das heißt: es gibt keinen erhabenen, heiligen Kunststil, den wir anbeten müssen, sondern stets nur einen mehr oder weniger freudig gelungenen Einzelfall! Heute überleben Kapazitäten — wie Delaunay — in wenigen Jahren mehrmals sich selbst; die schärfsten Expressionisten malen wieder durchaus veristisch; es gibt wirklich keine Kunst Delaunays, sondern einzig den Künstler Delaunay . . . l'art pour l'artiste!

DER GEWICHTIGE:

Das beweist nur, wie eng selbst der extramundanste Künstler heute an den Wirbel der Epoche (ihren Umdrehungskoëffizienten) gekoppelt ist, wie sehr er aus dem rasenden, hinreißenden Geist der Zeit arbeitet, am Geist der Zeit, für den Geist der Zeit; und so: l'art pour l'homme!

DER SCHARFRICHTER:

Unmöglich! Sehen Sie doch selbst, für wen unsere Künstler malen! Die Käufer dieser gepeinten, rasenden, aufgelösten, sich zerfleischenden Kunstform, sie sitzen rund, gelassen, und im Grunde regungslos in unerschütterlichen Verhältnissen. Wie können diese die Kunst erleben? Gibt es denn heute überhaupt ein ehrliches, unmittelbares Verhältnis von Kunst und Leben? Ist die innere Ordnung, die jedes „Kunstwerk" ausdrückt, etwa im Leben oder der Geisteshaltung der Menschen heute enthalten? — Anarchie auf der ganzen Linie! Und folglich glatter Schwindel, heute generell von Kunst zu reden!

DER GEWICHTIGE:

Soll diese zeitige Tatsache uns zur Agonie, zum geistigen Nihilismus verurteilen? Das alte Leben ist tot... beginnen wir das neue Leben! Legen wir unsere Ringe, unsren — wenn auch noch so artistischen — barocken Schmuck ab, da er einer toten Epoche entnommen und keine lebendige Beziehung zu unsrem Leben mehr hat! Beginnen wir wieder aus Holznapf und Tonschüssel zu essen, die primitiven Empfindungen in Leib und Blut zu erleben; und wir werden eine primitive Kunst gewinnen, die wahrhaft lebendig und gemeinschaftlich ist!

DER SCHARFRICHTER:

Diese Reduktion zum Urmenschen, dies Kunstzölibat ist ebenso unwahr und kunstfeindlich, wie die kunstkapitalistische Überproduktion, wie der

Kunstluxus. Nein, es gibt nichts Kulturelles in der Kunst; jedes Kunstwerk ist Einzelfall!

DER GEWICHTIGE:

Es beginne also der Einzelfall!

DER SCHARFRICHTER:

In der heutigen Anarchie? Die Reinlichkeit erfordert, daß wir den heute schon gen Himmel stinkenden Kulturleichnam zuvor beerdigen, und zwar schleunigst . . . gründlichst! So verstehe ich den Dadaïsmus; er ist der Totengräber auf Akkord, der passionierte Desinfektor.

DER GEWICHTIGE:

Sie Kunsthygieniker! Als ob sich der Wille zur Form auf Fläschen ziehen lasse, bis die tabula rasa beendet! Während oben die Welt zerfällt und die erschöpften Kunst—produkte in schöpfungsbereite Urstoffe sich auflösen, erwacht zu gleicher Zeit in diesen homogenen Urstoffen wieder der Wille zur neuen Form, der noch immer seinen Prometheus fand.

DER SPASSMACHER:

Prometheus . . . war ein großer Spaßmacher!

DER SCHARFRICHTER:

Er schuf s i c h zur Lust; sonst wäre keine Form je entstanden!

DER GEWICHTIGE:

Er holte das Feuer für die a n d e r n ! Damit begann's! Nehmet, dies ist mein Leib... trinket, dies ist mein Blut! Das ewige Sakrament eines jeden Schöpfers, die Wandlung vom Willen des Schöpfers zur Form der Geschöpfe, die Transubstantiation des Einzelwillens zu dem Willen einer Gemeinschaft.

DER SCHARFRICHTER:

Doch wir? Heute? — Unsern Orgasmus wollen Sie doch nicht Eros nennen, unsere chaotische Libido doch nicht Willen?

DER GEWICHTIGE:

Nicht im Sinne des Einzelwillens . . . noch nicht; und doch Wille im Sinne des metaphysischen Lebenswillens, der viel Formen und Leben vernichtet, um viel Formen und Leben zu haben!

DER SCHARFRICHTER:

Wer? Wer vernichtet, und wer hat?

DER GEWICHTIGE:

Der Urwille, den wir plötzlich eindeutig mitten im Chaos spüren . . . gerade im Chaos.

DER SCHARFRICHTER:

Den Einzelfall der Welt?

DER GEWICHTIGE:

Diesen!

DER SCHARFRICHTER:

Das ist ja schon fast — Glaube?

DER GEWICHTIGE:

Nur eine andere Bezeichnung . . .

SCHWEISSKUNST *Von Franz Richter*

Milchiges Mondlicht dämpft der grünen tiefverschleierten Lampen Künstlichkeit. Sie wirken wie der Efeu, der wild verwuchert Laube trennt von Laube. — — —

Lautlos schreiten Schwarzbefrackte — Silberkübel tragend, an denen Tropfen mondscheinglitzernd Bäche ziehn —....

Bald nah, bald fern — versteckt im Laub, irgendwo — singt eine Geige, bebt ein Cello, windet eine Harfe...

Einer steht in grüner Laube. Seine Hände greifen voll in einen Rosenkorb und lassen regnen dann die Rosen seiner Liebsten in das Haar und in den Schoß und zu den Füßen...

„Daß der Geigen süße Lieder seelenlos erkauft so klingen müssen...!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Ach Künstler!! — — — Tagedieb!!"

„Wenn nicht die Kunst, so werte doch den Schweiß, der dir vom Fronen sicher doch bekannt!"

„Beim Tennisspielen fließt er auch, und doch ist's Spielerei!!"

Die Geldschranktür pfeift zu! — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Schneeblauer Wintertag geizt mit Licht...

Kaffeetassen klappern, Bierkrugdeckel knallen zu. Seelenlose Kellnerstimmen schreien Aufträge... Lachen... Kreischen...

Eine Lärmbande dringt mit Pauken und Trommeln durch. Man erkennt ein Holzgerüst, der weißgoldenen Decke knapp unterschoben, wild umwogt von fremden Tabakswolken, stickiger verbrauchter Luft. Acht schwarze Männer halten Holz mit Stricken oder Haaren bespannt. Es tönt. Einer gibt Walzerrhythmus...

Sterbende Sonne zeigt — im flüchtigen Aufleuchtenlassen von Metallteilen — ein Bild von automatischen Drahtpuppen.

Die Sonne nimmt Einem im fünfunddreißigsten gleichen Takte die lustlose verzichtende Müdigkeit...

Eines Geige singt Hoffnung. — —

Entlassung droht. — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

DER GOTT LOBSINGENDE TEUFEL

Von Mynona

Das war eine böse Welt geworden. Der Kampf der himmlischen Heerscharen gegen den stumpfen Widerstand der menschlich-irdischen, den der Teufel ins Werk setzte, war auf einen so hohen Grad gekommen, daß dem Teufel selber die Hölle zu heiß wurde. Sie fragen mich mit Grund, liebe Frau Konsistorialrat, weswegen die himmlische Allmacht nicht mühelos siege. Sie erkundigen sich nach der Existenzberechtigung des Teufels. Diese Frage ist schrecklich einfach zu beantworten: soll die himmlische Allmacht nicht vor Trägheit, Langerweile, vor Sterilität und also Tod geradezu stinken, verzeihen Sie schon! so braucht sie ein Material, einen Arbeitsstoff, einen Widerstand, welchen sie eigentlich sich selber leistet, ein Objekt — voilà, und dieser widerspenstige Gegenstand ist, nicht wahr, der Teufel, die tückischste Niedertracht. In diesem sprödesten Material verrichtet die göttliche Wirksamkeit ihre herrlichsten Wunder. Gott ist der Tierbändiger des Teufels. Im Jahre des Unheils . . . . 14 beschloß der Himmel, seinen Gegner auf das Entschiedenste herauszufordern, indem er auf die Verwirklichung des himmlischsten Ideals, des Ihnen durch I. Kant vorgestellten „Ewigen Friedens" mit äußerster Energie hindrang und abzielte. Ahnen Sie, wie das den Teufel kitzeln und herausfordern mußte! Der Krieg aller gegen alle entbrannte schließlich mit einer derartigen Höllenhitze, daß, wie gesagt, der eiskalte Teufel selber übermäßig zu schwitzen begann, bis er fast zerschmolz. Merken sie nämlich folgendes: Das Material Gottes, die Niedertracht, ist sehr stark, aber immerhin doch nicht allmächtig. Gott ist aller Überlegenheit des Teufels überlegen. Die Niedertracht scheint zwar mächtiger als die Güte — sie lebt von diesem ihrem Anschein; denn die göttliche Güte, um ihren schließlichen Sieg sicher wissend und unbesorgt, gibt ihrem Widersacher viele Tausend Pferdelängen voraus, verstehen Sie. Der Himmel sah demnach der Kriegerei nicht nur langmütig zu, sondern er begünstigte sie sogar, um sie auf seine listige Weise ad absurdum zu führen. So geschah es, daß, eines düsteren Abends, der gräßlich schweißtriefende Kriegsteufel barsch genug um eine Audienz beim Herrn alles Friedens nachsuchte. Sie ward ihm gnädigst gewährt. Ach, liebe Frau Konsistorialrat, ich glaube kaum, daß Sie des Glücks eines Abends im Himmel jemals teilhaftig geworden sind. Wenn die Engel rosenrote Rouleaus herunterrollen, das blaue Parkett sich mit gedämpften Goldreflexen verziert, eine ewige Sanftheit den dämmernden Äther durchdringt, und der ferne und nahe Hymnen-Singsang mit unzähligen Silberharfentönen das Herz vor Wonne zum Erzittern bringt; glauben Sie mir, Gottvater selbst entspannt seine majestätische Strenge zu einer Schummerstundenmilde. Mir geht nichts über einen Abend im Himmel. Und so

war auch der Geschmack des (in aller Heimlichkeit sentimentalen) Teufels. Es gelüstete Se. Brutalität, just in den Himmelsabend den Gestank der Hölle zu tragen. Die Sterne glommen sanft aus der Röte hervor, da schlich sich der Teufel in die Nähe des Herrn. Ihnen, liebe Frau Konsistorialrat, brauche ich die Szenerie à la Faust nicht erst ins Gedächtnis zurückzurufen; gehört sie doch gewiß zu Ihren permanenten Visionen. Also, nicht wahr, es begann damit, daß der Teufel die unvergeßlichen Worte spricht:

„Da du, o Herr . . . .“ etc. etc. —

Es begann so. Fortsetzung und Schluß aber wurden dieses Mal variiert. Kaum hatte Gott herausgespürt, daß der arme Teufel, nachdem er alle seine Mittel vergebens aufgeboten hatte, im Begriffe stand, sich der göttlichen Allmacht auf Gnade und Ungnade zu übergeben, als er ihm eine Bedingung stellte, durch die er dessen ganzen Trotz radikal provozierte.

„Wohl!“ sagte der Herr, „bete mich an! Ein einziges mir lobsingendes Halleluja aus deinem Munde — und du sollst von dir selber erlöst sein!“

Tief hatte sich der Abend mit bunteren Fittichen über die paradiesischen Gefilde gesenkt. Tief hatte sich der Teufel zu Gottes Füßen erniedrigt. Mit diamantendurchsichtiger Schwärze brach die sternreiche Nacht in die kristallene Audienzhalle, da richtete sich der Teufel mit einem Ruck empor. Ohnmächtig hob er beide Fäuste gegen Gottes Thron, schüttelte sie verzweifelt und sauste mit seinen Rabenflügeln zur Hölle zurück. Ein Lachen aus Millionen Engelskehlen zwang seine Seele zu einem jämmerlichen Echo.

„Nun?! Ehem?!!“ forschte ihn seine Großmama aus, Frau Konsistorialrat. „Hat der Alte klein beigegeben? Soll die Hölle endlich ihre sauer erworbenen ewigen Ferien kriegen? Die Menschen dauern mich in ihren Jammertagen; ich möchte selbst die Ärmsten nicht mehr plagen. So sprich doch! Sprich!“

„Anbeten soll ich, ihm ein Halleluja singen — Ekel! Ekel! Ekel!“

„Was, Ekel! Den mußt du überwinden, Satan; ich weiß auch schon, womit.“

„Ja“, klagte Satan müde, „du weißt immer einen Ausweg. Nun gut! Hilf mir!“

„Gewiß“, sagte die Matrone, „gewiß, mein kleiner Tunichtgut. Ist es nicht ganz einfach? Du verteilst deine Gebetsarbeit!“

„Wie das? Verstehe nicht, verstehe nicht.“

„Ah, du dummer Teufel, bete doch, aber möglichst langsam, mein Sauersüßerchen; ritardando. Ha—le—lu—ja; ich bitte dich: vier Silben; die verteilst du bequem auf vier Jahrzehnte, -tausende, -millionen — wie du willst. So hast du einstweilen Hölle und Himmel zusammen; die Hölle immer ferner, den Himmel, nach dem wir uns ja heimlich sehnen, näher und näher. Zeit gewonnen, alles gewonnen!“

Statt aller Antwort sang der Teufel die erste Silbe: „Ha!“ Er stieß sie gräßlich genug hervor. Da schrieb man das Jahr . . . . 15. Bereits im nächsten Jahre intonierte er: „le!“ Ein Gran, ein Aroma Friede parfümierte die kriegerisch zersetzte Welt; die Sonne leuchtete heller. Das Jahr . . . . 16 brachte die vorletzte Silbe: „lu!“ Und nun schien alles auf die letzte zu lauern, auf „ja!“ Hier jedoch stockte und stockte der verstockte Teufel. Statt „ja!“ (bereits hatte er „j“ auf der Zunge) stöhnte er: „nein! nein!“ Daher, meine beste Frau Konsistorialrat, diese verzögernde Hemmung des Ewigen Friedens. Der Geist, der stets verneint, lobsang bereits „Halelu“ in das gerührt aufhorchende Ohr des Himmels. Und nur das definitive „ja“ ringt er sich tückischerweise noch nicht ab, Frau Rat. Aber vielleicht im Jahre . . . . 18? Vielleicht auch nicht. Jedenfalls ist es der letzte, der äußerste, der krampfhafteste Widerstand, welchen die Hölle dem Himmel, der Krieg dem Frieden, der Tod dem Leben leistet, Frau Konsistorialrat. À Dieu! —

ÜBER WALTER RHEINER *Von Kurt Pinthus*

(Aus einem Brief)

. . . Sie fragen mich, lieber A. W., ob Sie in ein Sammelbuch zukunftsträchtiger junger Geister, die

mit feuriger oder nachdenklicher Leidenschaft Erhebung aus dem Zusammensturz anstreben, Gedichte von Walter Rheiner aufnehmen können. Sie wünschen einige kritische, klärende Worte über diesen Dichter.

Walter Rheiner ist ein besonderer Fall, der nicht mit einigen Worten Lobes oder Tadels zu erledigen ist. Er ist — menschlich-künstlerisch betrachtet — ein tragischer Fall. Diese Tragik scheint Rheiner zu wissen, denn er setzt seinem besten Buch als Motto Hölderlins Wort voran: „Nah ist und schwer zu fassen der Gott". Von vornherein gestehe ich Rheiner zu, nicht nur, daß er mit Inbrunst den Gott sucht, sondern daß der Gott ihm nahe ist. Der Dichter hat Musik in sich, Wortmelodien glühen in ihm empor, er dringt durch die Erscheinungen ins „tönende Herz" der Welt und der menschlichen Angelegenheiten, auf dem „schmerzlichen Meer" des Gefühls und der unendlichen Sehnsucht schaut er große Visionen der Städte und Landschaften, der himmlischen Räusche und irdischen Peinigungen.

Aber schwer zu fassen ist der Gott. Und im Gedicht ist er nur zu fassen durch die Form. Und hier beginnt für Rheiner jener Kampf, der schon manchen Dichter zerriß und zerschmiß. Versagt blieb ihm die eigene aus tiefstem Grund emporschwellende, sich organisch erschließende und zusammenschließende Form. In der Gier aber, dennoch den Gott zu fassen, schmiegt sich und springt seine Dichtung in die Formen vieler vor und mit ihm lebender Dichter . . . mit solcher Wildheit, daß er nicht imstande ist, Vision, Gefühl, Wort nach seinem Willen zu bändigen. Wer so ernst und ringend dichtet wie Rheiner, darf nicht schlechtweg Nachahmer genannt werden; er wird nicht mühsam-bewußt Strophen etwa nach Bechers oder Heyms Vorbild zusammenstücken. Aber er kann nicht anders: Gewalt fremder Form lastet auf ihm und packt seinen Strom, bevor dieser eigenes Erdbett sich erwählt. So erhalten viele Gedichte Rheiners durch Art und Unart anderer Dichter (insbesondere Johannes R. Bechers) falschen Stempel.

Vielleicht begann Rheiner zu früh zu dichten; vielleicht dichtete er zu viel und zu rasch hintereinander, so daß eigenes Erleben, Erleiden, Erschauen nicht zu eigener Gestalt reifen durfte. Ich sagte schon, Rheiner scheint die Tragik seines Dichtens zu wissen, und er leidet unter diesem Wissen. Deshalb läßt er mit philologischer Akribie seine Gedichte von den frühesten Anfängen und tastenden Fragmenten an drucken mit Jahreszahlen der Entstehung und Hinweisen auf andere Fassungen. Er möchte zeigen: seht, so begann ich; so schwer habe ich es mir gemacht; so raste ich mich aus, so bohrte ich mich in mich hinab, aus mir heraus; . . . so ward ich und mein Werk das, was wir (— wehe! —) sind.

Rheiner ist jung und mußte viel Qual erleiden. Das erweist die Folge seiner Gedichte von den tastend - impressionistischen, zart - melancholischen Jünglingsgedichten bis zu den zerfetzten-schäumenden Ausbrüchen und den bereits geballteren Formen der letzten Jahre. Das erweist auch die zermürbende Prosaerzählung „Kokaïn". — Seine Sehnsucht nach der Welt ist groß. Schon in einem ganz frühen Gedicht wünscht er: „Ich möchte Wald und Meer und Nacht und Gletscher sein" . . . Und größer ist seine Sehnsucht zu sich selbst. Deshalb kann man hoffen, daß diese Intensität noch intensivere eigenere Form finden wird.

So glaube ich, lieber Freund, daß Sie es verantworten können, einige Gedichte Rheiners in Ihr Sammelbuch aufzunehmen. Noch eins: beachten Sie, wie er von jeher — im Gegensatz zu fast allen jüngeren Dichtern — ein Landschafter ist, wie empfundene Landschaft (und Stadtstimmung) zu Wortmusik wird, wie der Mensch sich in die Landschaft ergießt („Grün fließt unser Herz in das Land") und wiederum der Mensch (Typ oder Individuum) als Landschaft gefühlt und gesehen ist.

Man sollte mit psychischen Methoden Rheiner von dem Alpdruck fremder Form befreien oder ihm für drei Jahre das Dichten verbieten. Dann würden neue Versuche vielleicht zeigen, daß nicht das analytische Gedicht und nicht der wilde Ausbruch, sondern einfaches Lied und tönender Gesang die seiner Begabung gemäßen Formen sind.

10. HEFT JANUAR JAHRG. 2



NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DRESDEN

KRAUS REPRINT 1970

1920
NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG
SCHRIFTLEITER HUGO ZEHDER

Januar-Heft INHALTSVERZEICHNIS 2. Jahrgang

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Verlages S. Fischer, Berlin, bei.

Alle Zuschriften und Einsendungen sind zu richten: An die SCHRIFTLEITUNG 1920 NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG, Dresden, Prager Straße 13 — Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Preis der Monatsschrift: Das Halbjahr M 12.—, das Einzelheft M 2.50
Titelblattentwurf von ARNO DRESCHER, Dresden.

Aus dem Inhalt der letzten drei Hefte:

OKTOBER: Alfred Neuman: Mathieu / Rudolf Probst: Lyonel Feininger / Arno Nadel: Die beiden Freunde Rudolf Manasse: Die Zusammenhänge der Jugendbewegung mit den geistigen Strömungen der Epoche / Adolf Knoblauch: Aus den Briefen an einen Kubisten / Dichtungen von Claire Goll-Studer, Friedrich Wolf / Abbildungen: Graphik und Gemälde von Lyonel Feininger.

NOVEMBER: Alfred Neuman: Mathieu (II) / Hermann Kasack: Bruchstück — Weg / Karl Otten: Vincent / Rosa Schapire: Frauenbund zur Förderung deutscher bildender Kunst / Adolf Knoblauch: Aus den Briefen an einen Kubisten (II) / Dichtungen von Ernst Rothschild, Jan Jacob Haringer / Abbildungen: Erich Heckel: Radierung; Otto Müller: Lithographie; Gothein: Holzschnitt; Felixmüller: Holzschnitt.

DEZEMBER: Max Krell: Rubio / Friedrich Wolf: Terminologie / Franz Richter: Schweißkunst / Mynona: Der Gott lobsingende Teufel / Kurt Pinthus: Über Walter Rheiner / Dichtungen von Walter Rheiner, Carl Maria Weber Abbildungen: Vier Holzschnitte von Eugen Hoffmann.



EMIL NOLDE, Holzschnitt | Jestri

1920

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DER WERT DER DEKADENZ-KULTUR

Von Eckart von Sydow

Audiatur et altera pars!

Es mag ein solches Thema heutzutage einigermaßen erstaunen. Daß wir an einer Weltwende stehen, ist ja wohl dem Gefühllosesten klargeworden, seitdem das Licht, das im Osten uns so mild und fahl aufging, sich als die Flamme eines blutigen Vulkans enthüllte, dessen Lavaströme unsere eigene Staatlichkeit auf das schwerste bedrohen, — bedrohen nicht deshalb, weil ungeschickte Imitatoren an allen Ecken und Enden ihre Zündhölzchen anstreichen, um in Brand zu stecken, sondern bedrohen deswegen, weil die Stimmung der intellektuellen Jugend so einmütig auf die Verwerfung der alten Lebensart und die Erringung einer innerlich und äußerlich neuen Welt gerichtet ist, daß sich schwerlich noch Geistigkeit bereitfinden wird, um für die vergangene und jetzt vergehende Welt kämpferische, verteidigende Gedanken auszusenden. Und es ist zweifellos, daß unsere Jugend den ewigen Pyrrhussieg der Jugendlichkeit auch heute erringen wird; denn bei der Jugend ist noch immer der Sieg gewesen, wenigstens der Sieg im Geiste, — damit aber auch der Sieg in der Wirklichkeit, — wie das Wort Hegels den regelmäßigen Hergang deutlich macht: „Ist die Vorstellung einmal revolutioniert, so hält die Wirklichkeit nicht stand.“ So muß eine Erörterung der früheren Kultur oder vielmehr der Kultur der älteren Menschen unter uns als absolut unzeitgemäß gelten; auch die ältere Generation hat ja nichts Eiligeres zu tun, als sich schleunigst zu modernisieren, — man braucht nur den Namen Hermann Bahrs zu nennen. Aber gerade dieser Unzeitgemäßheit wegen scheint mir nichts dringlicher und zeitgemäßer, als sich wiederum auf den Gehalt der Kultur der letzten Generation zu besinnen.

Denn einmal ist uns jetzt noch eine Galgenfrist gegeben, ein Aufschub noch jener ungeheueren Last, die der endgültige Friedensschluß uns auferlegen wird. So haben wir noch etwas Zeit zu unbedrängtem Atmen und zu jener überlegenden Stimmung, die dem Intellektuellen so gut ansteht. Und gerade in der Schwebezeit dieser Götterdämmerung der Vergangenheit wird der Sinn dieser Vergangenheit um so eindeutiger klar werden, denn nach der Versicherung Hegels beginnt die Eule der Weisheitsgöttin erst in der hereinbrechenden Dämmerung ihren Flug. Und endlich — und dies ist das Wichtigste! — haben wir als Intellektuelle gar nicht die Verpflichtung: der jeweils herrschenden Geistesrichtung bedenkenlos zu applaudieren, sondern vielmehr die Pflicht zur Allseitigkeit, damit auch zum Hinausschauen über die engen Grenzen der kulturellen Kirchturmspolitik der Gegenwart.

Man kann gewiß von verschiedenen Seiten her in den großen Komplex der kulturellen Leistungen des Bürgertums im vergangenen Jahrhunderte eindringen, um bald dies, bald jenes klarzulegen. Und es scheint vielleicht einseitig, den Begriff der Dekadenz zuerst zu analysieren und zu beurteilen. Gleichwohl wird gerade dieser Weg als der einzig richtige durch das Verhalten der modernsten Jugend und ihrer Wortführer bewiesen. Denn mögen

ihre Bestrebungen noch so weit auseinanderfallen, gemeinsam ist ihnen doch der Wille zur Gesundheit des Daseins um jeden Preis, der Wille zur angestrafften Energie des Lebens um jeden Preis. Und gemeinsamer Umweg dieser Bestrebungen ist der Wille zur Primitivität, zur Rückkehr ins Anfängliche der menschlichen Zustände, ins Expressionistische der Kunst-Dinge und ins Anarchistische und Kommunistische der sozialen Verhältnisse. Und alle diese Menschen drücken ihren Lebenswillen in Formeln aus, deren Unklarheit die plötzliche Neuheit des Gefühles ebensosehr beweist, wie die innere Notwendigkeit dieser Regungen. Ich denke hierbei nicht bloß an die kleine Schar der intellektualistischen Aktivisten, denen die Atmosphäre der Kaffeehäuser neuerdings zu atembeklemmend vorkommt, sondern auch an die große Menge der Lebensverbesserer aller Arten, — mögen sie sich Eugeniker oder Lebensreformer nennen, mögen sie auf dem Monte Sacro bei Askona oder in Neuenhagen bei Berlin ihr Hauptquartier haben, und mögen sie ihre Lebensimpulse aus theosophischen Zeitschriften oder aus „Blättern zur Pflege persönlichen Lebens" entnehmen.

Teilweise wurzeln diese Bestrebungen in Nietzsches Predigt des Willens zur Macht, projiziert in ein kleinbürgerliches Milieu und umgewandelt unter dessen übermächtigem Einfluß. Teilweise sind aber auch amerikanische Einflüsse immer stärker geworden, und man übertreibt nicht, wenn man meint, die Praxis dieser Lebensreformer sei nichts anderes, als ein sehr wesentlicher Teil der Amerikanisierung des europäischen Geisteslebens, — einer Amerikanisierung, deren sozusagen philosophischer Ausdruck der Pragmatismus ist, das heißt ein Nietzschetum für den Mittelstand.

Diese Bestrebungen, deren Absicht sich richtet auf ein gesundes, harmonisches Dasein voll Anständigkeit und Rücksichtnahme, voll Behaglichkeit und Arbeitsamkeit, — diese Bestrebungen richten sich negierend gegen die alte Kultur, betonen deren Lebensschädlichkeit, behaupten deren Lebensfeindlichkeit und preisen fast alles, was ihnen eigentümlich ist, unter dem Gesichtspunkte der Bekämpfung der Dekadenz und in der Absicht der Ertüchtigung und Verstärkung der Lebensenergien. Es ist ziemlich gleichgültig, welchen Apostels Bücher man aufschlägt, ob die von Johannes Müller oder die von Emil Peters, — der gemeinsame Refrain bei aller kulturellen Unterschiedlichkeit ist doch dieser: der Wille zur Überwindung der Dekadenz und damit zur Erneuerung der europäischen Kultur. Und man braucht nur eines der kennzeichnendsten Gedichtbücher der neuesten Zeit aufzuschlagen: Joh. Rud. Bechers Buch „An Europa", um Baudelaire, Verlaine und Rilke als „violette Plärrkröten" und „Dichter des Verfalls" bezeichnet zu finden, also gerade drei der wesentlichsten Dichter der intellektuellen Jugend der letzten Generation. Oder man lese im vorletzten Jahre der „Aktion"[1] die bitterbösen Vorwürfe, die ein mittlerer Geist der Gegenwart gegen Stefan George zu erheben sich — nicht scheut. Dann wird man den ganzen Unterschied zwischen beiden Generationen ermessen können und zugleich — und das ist für uns das Wesentlichste! — merken, wie sehr die heute Vorwärtsdrängenden im Verwerfen der dekadenten Komponente der älteren Kultur zugleich den Hebel zu fassen meinen, um eine gründlichste Erneuerung und Verbesserung unserer Kultur ins Werk setzen zu können.

So scheint es mir gerechtfertigt, indem ich von der überkommenen Kultur sprechen will, deren Weltwende bevorsteht, das Wesen der Dekadenz in den Mittelgrund der Analyse zu stellen.

Der Sinn der kulturellen Dekadenz ist leichter erfühlt, als klar umschrieben. Wir haben, sobald wir vom dekadenten Menschen reden, einen leidlich deutlichen Gefühlskomplex vor uns: die Stimmung einer Seele, die gepeinigt ist von dem Gefühle der Minderwertigkeit des Daseins und der Daseinsmöglichkeiten, betrübt von dem Drucke aller Wirklichkeiten um sie her, gebeugt von der Last der Existenz als solcher (nicht nur von dieser oder jener Minderwertigkeit!), von der Existenz überhaupt. Gewiß kann auch ein sogenannter Nor-

---

[1] 1918, Heft 3/4.

malmensch sich unwohl fühlen in irgendwelchen beklemmenden Situationen, aber sobald dieser Zwang von ihm genommen ist, fühlt er sich frei und froh. Jener Dekadente aber mag noch soviel Wohlwollen und Annehmlichkeit im Leben finden, daß ein Normalmensch aus dem Jubilieren gar nicht herauskäme, — und doch wird sich die Sorgenfalte auf der Stirn nicht glätten, seine Gestalt sich nicht aufrichten, seine Augen ihre geheime Feuchtigkeit nicht verlieren, auf welcher ihr Blick schwimmt.

Der gesunde Normalmensch ist zeitweise betrübt, weil er seiner Veranlagung nach auf Frohsinn eingestellt ist, — der Dekadente ist zeit seines Lebens unfroh, weil er unter dem Sterne des Schmerzes geboren ist. Der Normalmensch ist darum optimistisch; er mag noch so viele Unglücksfälle erlebt haben, er bleibt ungebeugt, und wenn ihm auch im Leben alles mißriet, so pflanzt er am Grabe — gerade noch am Grabe — die Fahne der Hoffnung auf, als ob er nun unbedingt im anderen Leben Freude und Erfolge erringen werde. Dem Dekadenten entstellt sich auch das Erfreulichste im Leben, verdüstert sich jegliche Hoffnung auf Glück, das ihm andauernde Zufälle in handgreiflichste Nähe rücken, — wozu die Hand ausstrecken? bei der Berührung zerfällt ja doch alles in Staub und Asche! Der Dekadente ist viel zu sehr vom Gefühle für die Nichtswürdigkeit des Daseins geschwächt, als daß er zur Tat schreiten möchte und schreiten würde, — gar zu einer Handlung, durch die irgendeine Entscheidung schwerwiegender Art festgelegt würde. Der Dekadente ist der Tatlose, der Schwache — wenn man sich so ausdrücken mag —, ist ein Mensch, dem der Aktive, der Tatmensch, eine unmittelbare Antipathie einflößt. Er sitzt gern im Kaffeehaus, genießt dessen buntes Vielerlei und hinter solchem buntesten Schauspiel dessen eigentlichen Kern, — das große Nichts! Doch der Normalmensch ist todunglücklich, wenn er nicht jeden Tag ein nützliches Werk vollbrachte.

Die Psychologie des Dekadenten findet ihre schärfste Konzentration im dekadenten Welterlebnis, — im Welterlebnis, das ein vorstellungshaftes Bild der Wirklichkeit in toto erzeugt, wie es die schöpferische Phantasie unter dem Einflusse des dekadenten subjektiven Lebensgefühles gebiert. Ich tue wohl gut, um die Struktur des dekadenten Welterlebens klarzulegen, zugleich seinen Gegensatz: d a s m y s t i s c h e W e l t e r l e b n i s, zu umschreiben. Aus der Literatur der dekadenten Epoche sind in den „Tagebüchern" Amiels, des Genfer Dichter-Philosophen, charakteristische Bekenntnisse hierüber enthalten. Er beschreibt sein mystisches Welterleben in folgender Art:[1] „Ich finde keine Worte für das, was ich erlebe ... Eine tiefe Ruhe breitet sich in mir aus, ich höre mein Herz klopfen und mein Leben dahingehen. Es scheint mir, als sei ich zur Statue geworden an den Ufern des Flusses der Zeit, als sei ich sozusagen bei einem Mysterium, aus dem ich gealtert oder ohne Alter herauskommen werde ... Ich fühle mich ohne Namen, ohne Persönlichkeit, starren Auges wie ein Toter; der Geist wird vage und allgemein, wie das Nichts oder das Absolute; ich bin in der Schwebe, als wäre ich nicht. In diesen Augenblicken scheint es mir, als zöge sich mein Bewußtsein in seine Ewigkeit zurück; es sieht zu, wie in ihm seine Sterne und seine Natur sich bewegen ...; es sieht sich in seiner Substanz selbst, jede Form überragend, seine Vergangenheit, seine Gegenwart und seine Zukunft in sich tragend, eine Leere, die alles enthält, ein unsichtbares und fruchtbares Zentrum, eine weltschöpferische Kraft, die sich freimacht von der eigenen Existenz, um sich in seiner Innerlichkeit zu erfassen. In diesen sublimen Zuständen hat sich die Seele in sich zurückgezogen, ist sie zurückgekehrt zur Unbestimmtheit, hat sich in sich zurückgezogen, oberhalb ihres eigenen Lebens, sie wird wieder göttlicher Embryo. Alles verlischt, löst sich auf, entspannt sich, nimmt wieder den primitiven Zustand an, taucht wieder nieder in die ursprüngliche Fließendheit, ohne Gestalt, ohne Eckigkeit, ohne bestimmten Umriß. Dieser Zustand ist Kontemplation und nicht Betäubung; er ist nicht schmerzhaft, nicht fröhlich, nicht

[1] Journal I S. XLI (1856); vergl. I, 141 (1859).

traurig; er steht außerhalb jedes bestimmten Gefühls wie jedes endlichen Gedankens. Er ist das Bewußtsein des Seins und das Bewußtsein der Möglichkeit, alles zu werden, die auf dem Grunde des Daseins ruht. Es ist die Empfindung der geistigen Unendlichkeit." — So das mystische Welterlebnis!

Ganz anders lautet die Beschreibung des dekadenten Welterlebens, das wir ebenfalls bei Amiel finden, — eines Erlebnisses, das ihn überfällt nach der Lektüre wissenschaftlicher Werke und im Anblick des Gebirges:[1] „Geschöpf eines Tages, das sich eine Stunde lang regt, — was dich erstickt, ich weiß es, das ist das Gefühl deines Nichts. Namen großer Männer sind eben vor deinen Augen vorübergezogen, wie ein geheimer Vorwurf, und diese große regungslose Natur sagt, daß du morgen verschwinden wirst, eine Eintagsfliege, ohne gelebt zu haben . . . Was bedeutet unser Leben in dem unendlichen Abgrunde? Ich empfinde gleichsam ein heiliges Entsetzen, nicht allein für mich, sondern für mein Geschlecht, für alles Sterbliche. Ich fühle (wie Buddha) das große Rad sich drehen, das Rad der universellen Illusion, und in dieser Betäubung steckt eine wirkliche Angst. Isis hebt den Zipfel ihres Schleiers, und das Schwindelgefühl der Kontemplation schlägt den nieder, der das große Mysterium sieht. Ich wage nicht zu atmen, mir ist, als hinge ich an einem Faden über dem unergründlichen Abgrunde des Schicksals. Stehe ich Gesicht zu Gesicht vor dem Unendlichen? Ist dies die Wesensschau des großen Todes?

„Geschöpf eines Tages, das sich eine Stunde lang regt,
Deine Seele ist unsterblich und deine Tränen werden aufhören", —

aufhören? Wenn der Abgrund der unaussprechlichen Begierden sich im Herzen öffnet, ebenso weit, ebenso klaffend, wie der Abgrund der Unermeßlichkeit sich um uns her auftut. Genie, Aufopferung, Liebe, jeder Durst erwacht, um mich auf einmal zu peinigen. Wie der Schiffbrüchige, den die Woge verschlingen wird, fühle ich heiße Glut mich wieder an das Leben fesseln, verzweifelte Reue mich umstricken und mich nach Gnade schreien lassen. Und dann löst sich dieser unsichtbare Todeskampf in Abspannung auf."

[1] Journal II 95 ff (1870)

Vergleichen wir beide Erlebnisse Amiels untereinander, so ergibt sich ein wesenhafter Unterschied. Beiden gemeinsam ist der Ausgangspunkt: das Verhältnis des Menschen zur Totalität der Welt. In beiden Fällen auch geht eine Veränderung in dem vor sich, was dem normalen Menschen als sicherster Zustand erscheint: die Welt und das Ich lösen sich sozusagen auf. Hierbei aber spaltet sich das Welterlebnis in zwei wohl zu unterscheidende Linien. Einerseits ist die Rede von einem Zustande, der reine affektlose Kontemplation ist: ohne Schmerzen, ohne Lustgefühle. Andererseits spricht das „Tagebuch" von einem Zustande, der Amiel mit Schmerz und höchster Unlust erfüllt. Jener mystische Rausch reißt den Menschen aus der Umwelt heraus, um ihn des Lebens der Ganzheit der Wirklichkeit teilhaftig zu machen: der Lebensstrom tritt gleichsam über seine Ufer, wird zur Unendlichkeit, indem er sich in ruhender, spiegelglatter Fläche wölbt, so daß der Fluß in sich verschränkt hin und her eilt, — spiegelglatt, weil keine Hemmungen hindern, — in sich verschränkt, weil er von dem Prinzipe der Ganzheit durchdrungen ist. — Die dekadente Exaltation vergewaltigt ebensosehr die gegebene Wirklichkeit, wie das ungestörte Erleben. Aber doch in ganz anderer Weise. Auch hier durchbricht der Lebensstrom alle gewohnten Bahnen, aber er wölbt sich nicht zur runden Glätte, sondern er wird zum wilden Katarakt, in sich zusammen- und auseinanderbrechend. Der Mensch und die Welt zergehen und zerstäuben. Die Weltwirklichkeit wird zum Abgrund, wird Wirbel und Auflösung, Gleiten und Stürzen, Sinken und Fallen. Der „Abgrund" tut sich auf, wird gewissermaßen zum Mithandelnden; das Nichts wird Macht.

Es tritt hier als symbolischer Repräsentant der dekadenterfüllten Weltstruktur der Ausdruck, die Vorstellung des „Abgrundes" auf, eine der interessantesten dichterischen Konzeptionen, die es

gibt. Er ist das zur vorstellungsmäßigen Konkretheit gelangte Negative, an dessen Rand der Mensch steht; und macht sich überall dort geltend, wo das an sich schwer ästhetisch Darstellbare der negativen Gefühlswerte zum anschaulichen Ausdruck gebracht werden soll. Denn das Abgründliche enthält die Vorstellung des Schwindels, der Unsicherheit, des Hinabziehens, des Sinkens, Sterbens und das Gefühl der Angst.

Das Interessante ist hierbei dies: daß beide Erlebnisse, das mystische und das dekadente, sich in derselben Seele zusammenfinden. Himmelweit möchte man beide getrennt glauben. Und doch ist der Dekadenz die Hinweisung auf das Gegebene unverlierbar. So muß auch dem, der das dekadente Welterlebnis hat, das mystische zuteil werden oder das ekstatische, — die ja beide eine große Verwandtschaft haben. Man versteht nun auch die modernste Einstellung des Welterlebens in mystischer Richtung: sobald sich wider die Dekadenz der bewußte Lebenswille empört, tritt bei radikaler Entschiedenheit das ekstatisch-mystische Erleben auf mit seinen beiden Kennzeichen: der Primitivität und Leidenschaftlichkeit. Und mystisches Erleben gehört mit zum Kernpunkt des Expressionismus.

(Schluß im nächsten Heft)

KAIN

Von Georg Britting

Als Abel, der sanfte, süße, blonde und weißhäutige Abel, ihn anschmachtete mit triefender Güte in leicht vorquellenden Augen, als er ihm die kleinen, gepolsterten Hände entgegenhob und brüderliche Wange an seiner Schulter reiben wollte, wie er es immer tat, die rosige Wange, die sich anfühlte wie die dunstige Schnauze eines Kätzchens: ihn überschwemmte zu lang zurückgedämmte Abneigung, Haß von tausend Knabentagen, Widerwille von hundert gemeinsamen Mahlzeiten, hart übersteilte ihn roter, männlicher Zorn, gerade Stirn gegen immer zurückschwankendes Netz — und er schlug zu, er schlug gut zu, mit dem Ast, den er sich gebrochen hatte, ihn zum Bogen zu spannen — und sah gelassen, wie die hellblauen Kälbchenaugen verglasten. Schon brauste der Himmel schwarz. Wolken zerfielen zu Schluchten und ein grüner Mond erklirrte. Kain peitschte sich vorwärts. Er wölbte die Brust und hetzte in Sprüngen zum Wald. Der Blitz, den ihm der Herr nachwarf, streifte seine Ferse. Er sprang wie ein Hirsch durch das Gestrüpp, vergrub sich in eine Höhle, hungerte Tage. Er erwürgte Abel durch viele Träume. Und dehnte die breiten Schultern, befreit, wenn er mit Füßen nach der Leiche stieß. Nie hatte ihm Abel Unrecht getan. Er haßte ihn. Er zitterte, wenn Abel ein gutes Wort zu ihm sprach. Empörte sich, wenn Abel ihm Liebes erweisen wollte. Roch ihn wie Schleim, wenn er neben ihm schlief. Er spürte Feindschaft, wo das Blut versöhnt klopfen sollte. Er erschlug ihn tausendmal im Spiel, in unruhigen Nächten hinter halbgeschlossenen Augen. Er stürmte mit beiden Fäusten gegen ihn und flatterte ins Leere. Finger faßten nicht Fleisch, erstickten im zähnachgiebigen Saft. Seine Mannheit plantschte gegen Schlamm. Kantige Stirn donnerte nicht gegen gleiche Wölbung. Süße Mundwinkel reizten ihn. Er erschlug ihn, den Gott liebte. Er haßte Gott. Er haßte Abel in Gott. Er haßte Gott in Abel, Gott, der den wirbelnden Rauch von Abels Opfer gerne roch. Er traf Abel und hoffte, Gott zu treffen. Ihn, der die Maske der Güte vorband, die Fratze einer eiskalten Liebe. Der das Bürschchen, das Jüngferlein Abel zum Bild sich geschaffen. Zum Gleichnis. Zum Freund. Zum Bruder. Zum Sohn. Zu seinem weißumhäuteten Selbst. So erschlug Kain den Abel, im Aufruhr des ewig Andern, in riesiger Flamme zerbrannt.

Kain blieb im Wald wohnen. Er schnitzte sich Pfeile aus dem harten Holz der Eschen. Er jagte den Hirsch, fing die Fische mit der Hand und nahm die Eier aus den schwanken Nestern. Er trug in die Höhle Moos und dürres Laub, darauf zu schlafen. In einer schwülen Nacht stieg er über das Gebirge und stahl im fremden Tal ein Kind. Das Mädchen wuchs auf ohne Erinnerung an Men-

schen, von denen es stammte. Sie briet Kain die Vögel, bereitete sein Lager und schlief bei ihm. Wenn er die hohen Brauen runzelte, duckte sie ergebene Schultern. Sie wusch ihm die Füße und ertrank im Meer seiner Augen. Er lehrte sie, ihm Opfer zu bringen, Tiere und seltene Früchte. Wenn ihn der Opferrauch umwirbelte, schlug sie die Stirn auf die Hände und betete zu ihm. Er nahm seine Rache an Gott. In ihrem Herzen ermordete er ihn, zerstampfte er ihn, rottete er ihn aus und setzte sich an seine Stelle. Sie gebar ihm Söhne und Töchter. Sie sprachen seinen Namen wie den Gottes aus. Sie jauchzten, wenn der Blitz des Himmels grün über die Wipfel fuhr, und lachten, wenn schwarzer Donner über dem Walde polterte. Aber der Blitz in Kains Augen drückte sie auf die Kniee und der Donner seiner Stimme machte sie erbeben.

Als er sich alt fühlte und bereit zu sterben, rief er sie alle in die Höhle. Vor den Eingang rollte er mit letzter Kraft einen großen Stein. Sie zündeten ihm Opferfeuer und lagen um ihn in Gebeten. Sie erstickten im weißen Dampf. Als er Starre in den zu ihm erhobenen Blicken sah, lief ein ungeheures Zucken durch seinen Körper. Er brach tot zusammen und verlöschte mit dem Gesicht die schmale Flamme, die noch für ihn leuchtete.

ZWEI GEDICHTE

Von O. M. Graf

DU

Dich tragen schenkende Hände
Gleich unsichtbaren Sänften vor mich hin.
Und in mein vieles Schweigen reden alle Wände
Des Raums, der mich gefangen hält, dein Lieblingswort.
Du bist Entfacherin der wilden Brände
Meines Verlangens, das ohne dich ein Meer von Schwermut wäre.
Grußaugen, in denen mein streifender Blick ertrinkt,
Fächeln mir ahnend dein Lächeln zu.
Du Trostchoral,
Den fromme Pilger singen,
Irrwandernd durch ihr tristes Armutstal.
Ein Stern hat dich als Ton verloren,
Als er aus seinem Kreisen glitt...

STADT

Das brache Weiß der Tage brennt die Straßen hohl,
Und Häuser stehen dürr und angerostet
Mit dickem Staub in trüben Fensteraugen.
Das emsige Geräusch von ewiggleichen Mordmaschinen
Zerfrißt millionenfaches, blütenloses Bruderglück.
Die öden Nächte geben keinen Laut von sich,
Und Grauen löscht in gräberhaften Elendsstuben
Die letzte Schwermutslampe aus...

DREI GEDICHTE

Von Wolfgang Petzet

PAN

(Gemälde von Luca Signorelli)

Die Sichel seines Mondes hörnt den Gott.
Des Waldes Leiber sind entstiegen,
In ihrer Rücken Rückwärtsbiegen
Entklingen Geige und Fagott.

Das Licht, das ihre blinden Glieder hellt,
Reißt nicht ihr Aneinanderschmiegen;
Denn ihre Zärtlichkeiten wiegen
Verschlungen in der tiefen Welt. — —

SPAZIERGANG ZU ZWEIEN

Unsere Worte entschallen,
Wie müde Steine im Traum
Unendliche Treppen fallen,
Betäubt auf Teppich und Flaum. —

Durch unsre verschlossenen Türen
Die schwere Straße geht,
Da wir uns wollten berühren,
Sind unsere Hände verweht. — —

SONNTAGNACHMITTAGSTRASSE

Die ganze Straße ist voll Nasen
Und kurzer Beine. Etwas Rasen
Ist unter Bäumen staubverblasen
Im Kaffeeklatschen aller Basen. —

Die Bäuche wiegen Vätersitte
Beim Festturnier der Rederitte;
Es dröhnen ihre Würdeschritte
Durch scheuer Kinder Kuß und Bitte. —

Die Paare aneinanderstemmen
Und stolz in Eintagsliebe klemmen;
Geschrei und Kinderwägen hemmen,
Wo dicke Frauen bunt vorüberschwemmen. —

EMIL NOLDE

Von Rudolf Probst

Emil Noldes Werk macht den ernsthaften Beschauer eher stumm als beredt, eher lebensandächtig, denn kunst-nachdenklich. Hier ist nicht ein neuer persönlicher Begriff für die Erscheinungswelt geschaffen, der zum Vergleich mit dem tausendfältig Vorbestehenden herausfordert — der in ein eigenartiges Bewußtseins-Reich einführt, das zum formalen Ausbau, zur Ergänzung, zur Auswertung reizt. Beziehungslos stehen diese Gebilde abseits von jener Kunst, die sich in beruflicher oder gesellschaftlicher Bedeutung erschöpft. Denn hier wird das immer Unbegreifliche geoffenbart, das Lebensrätsel selbst gewinnt sinnliche Gestalt und es wird zum großen Erlebnis, daß diese Unbegreiflichkeit notwendiges, mächtiges, zwingendes Dasein im Bilde erlangt.

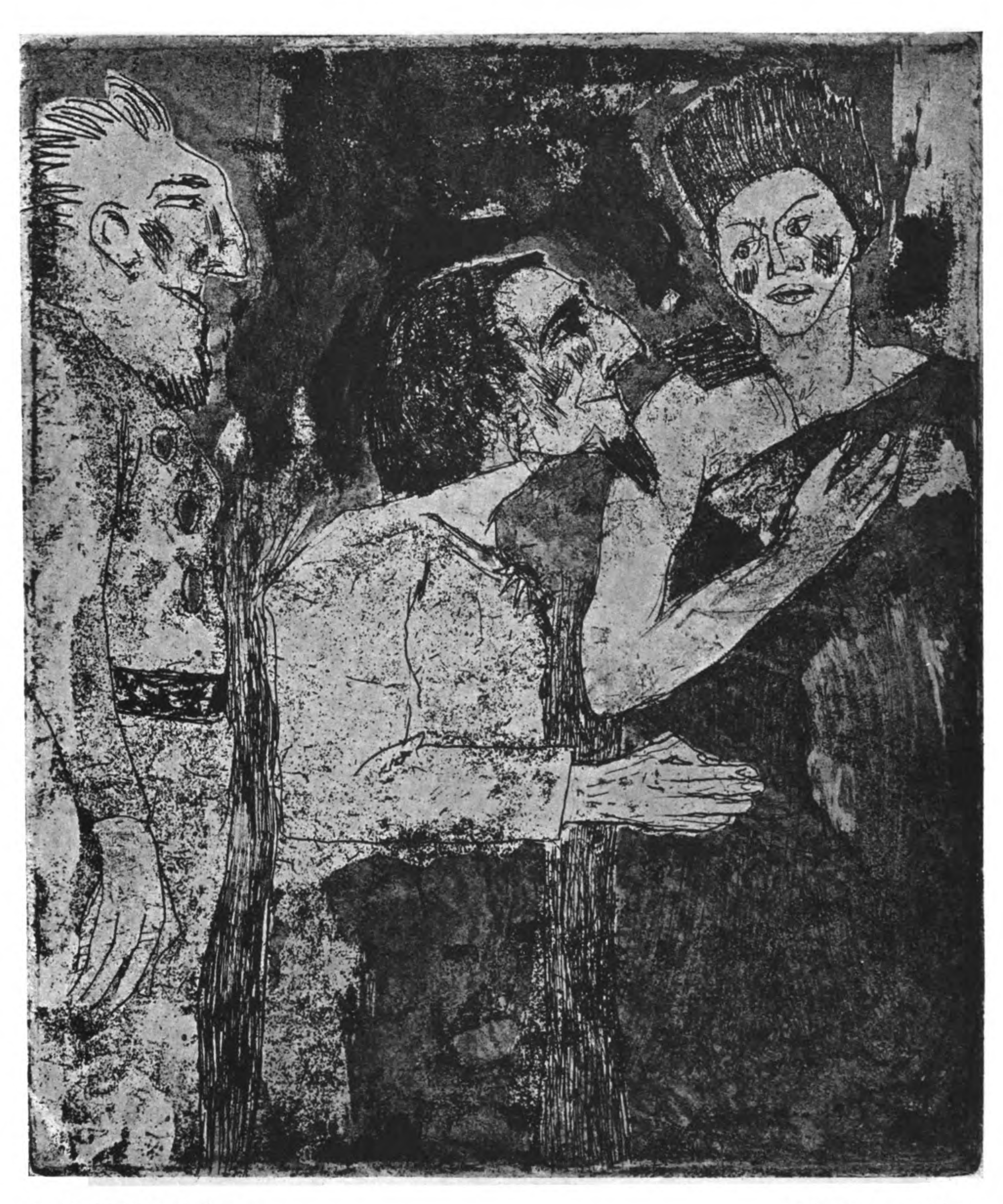
Emil Noldes Werk steht in unserer Zeit ebenso einsam da, wie seine Person sich einsam sondert von den modernen Künstlerparteien und ihrer Kunstpolitik. Einsam ist der Schöpfer eines mächtigen Geschlechts von Bildwerken, wie das mütterliche Weib einsam ist, das sich nicht in unfruchtbarem Verkehr gemein macht — treu dem tiefsten Lebenssinne, der sich ewig für das eingeborene Kind entscheidet. Wieviele wissen von dieser inneren Ehe, von dieser männlichen Zeugung! Vor lauter Ausbildung des Vorhandenen, Naturgegebenen, ist die Einbildungskraft verlorengegangen. Jeder möchte in seiner Kunst ein Weltbild geben — seine Art, die Dinge zu sehen, seine Weltanschauung verewigen, um deren Klärung und immer weiter gehende Rhythmisierung es ihm lebenslang zu tun ist. Aber Weltanschauung ist einseitig männliche Funktion. Trotz aller Erkenntnis bleibt ihr Ende wie ihr Anfang doch die Fremdheit. Das weibliche Element fehlt zur fruchtbaren Totalität. So kommt nie Vermählung zustande, die allein den Menschen wandelt und unerschöpflichen Lebensstoff aus ihm gebiert.

Noldes Kunst entspringt aus dieser ganz anderen Lebensschicht. Er zeigt die Kräfte auf, die das Leben formen — das erst in viel weiteren Umformungen zur Geistigkeit der Erkenntnis gelangt, die bei den anderen den Anfang des Schaffens bildet. Nolde steht vor der Bewußtheit und der Erkenntnis — und er ringt titanisch mit den glühenden Massen der Lebenssubstanz, trächtig von sinnlichem Inhalt, von Wesensgestalt. So voll ist er von Urgestalt, daß jedes Bild anderes Gesicht zeigt. Nicht die Persönlichkeit blickt durch — mitteilend Leid und Lust, Kampf und Sieg des eigenen Werdens. Dies persönliche Schicksal ist von vornherein zum Opfer gebracht. Daher die Macht und Reinheit der Stimme, die ihrem ganzen Klang nach überströmendes Bekenntnis zum Leben ist. frei von sentimentalem Pathos und reflektierender Problematik. — — Kinder unterscheiden sich noch nicht durch die eingeprägten Züge des Lebensromans. Einzig die Umstände ihrer Empfängnis geben der Physiognomie Ausdruck. Das trifft auch für Noldes künstlerische Geschöpfe zu. Nur die Konzeption, das Grunderlebnis bestimmt ihr Aussehen. Ob sie aus glühendem Sommer stammen oder aus sprossendem Frühling, ob aus sinnlich brodelnder Tiefe oder geistiger Höhe, ob aus entfesseltem Meer oder gedrängtem Erdreich, ob aus der Sphäre der Blumen oder dem Triebkreis der Tiere. Mit jedem Mal ist Form und Farbe etwas Anderes und Neues

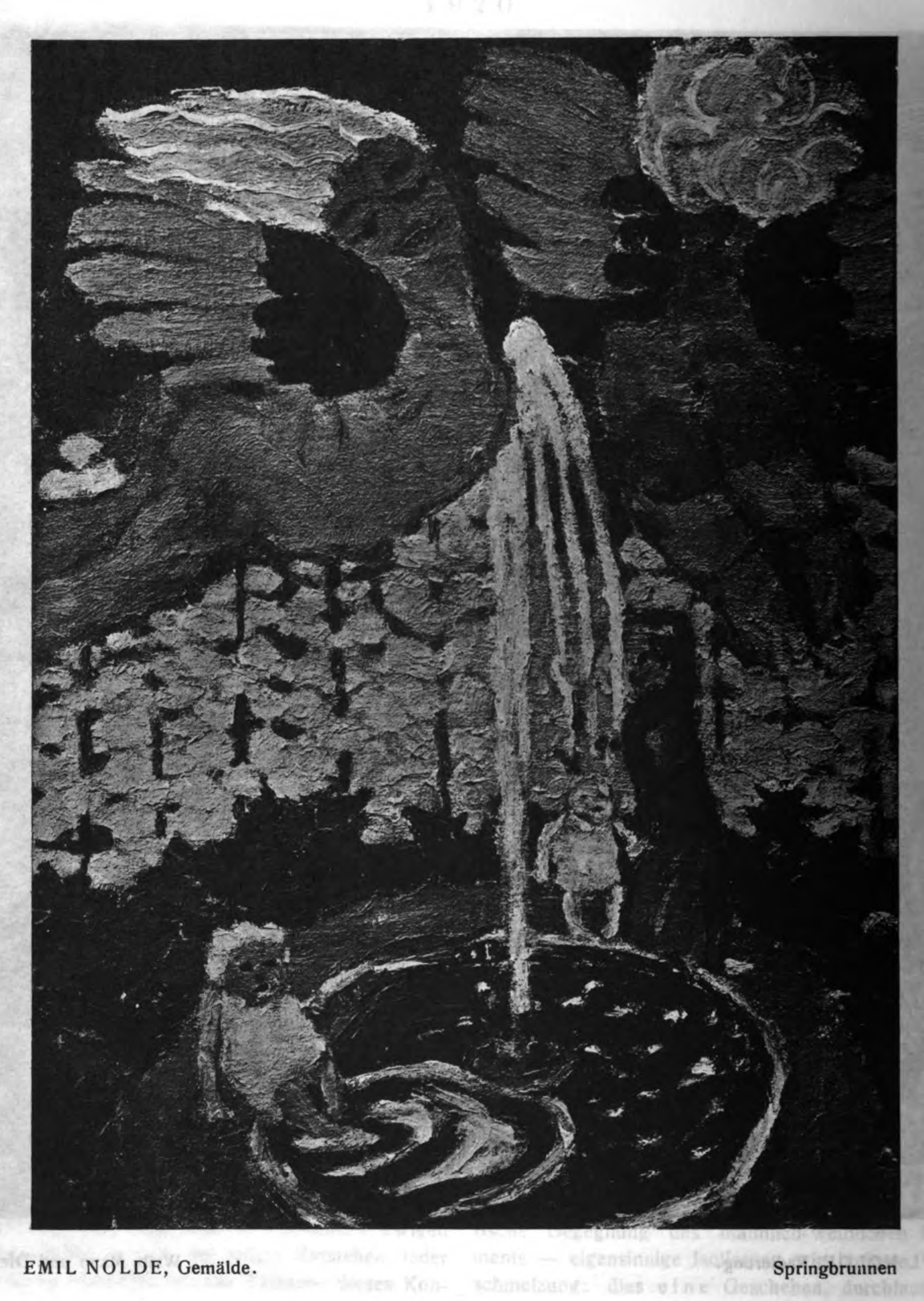
— nur eines, das Wichtigste, bleibt sich für alle gleich: das suggestive Antlitz unverbrauchter Naturkraft, potenzieller Energie. Wie könnte es auch anders sein, da jeder Bildton unmittelbar aus sich selbst spricht, noch nicht angewandt, verbogen oder getrübt für endliche Zwecke formaler Harmonie. Jede Farbe trägt hier gewissermaßen freimütig noch ihr Mutterrecht zur Schau (als gebannte, zusammengeballte Energie) — daher oft dies fabelhafte Leuchten. Abstrakte Ordnung, rhythmische Bindung von außen ist hier überflüssig. Diese neugeborenen Lebewesen bringen ihr Lebensgesetz in sich mit auf die Welt. Nur Kunstphilister und Konventionsfanatiker können sich der Eindringlichkeit solcher nackten Natursprache entziehen, die ihnen roh und unbeqem erscheint. Sie haben trotz aller Erschütterung der Zeit noch nicht verspürt, daß der materielle Staatsgedanke (Einigung durch formale Konvention) auch in der Kunst endgültig Zusammenbruch erfahren hat. Weil es nicht auf den Staat, auf die Kunst, auf das Kunstwerk ankommt, sondern auf das einzigartige menschliche Daseinsbewußtsein, aus dem sie entspringen. Und die bleibende Kunst der Vergangenheit hat sich eben nur trotz des Staatsprinzips oder im Kampf mit ihm manifestiert. Darüber hilft auch der romantische Ausweg kubistischer Überlegenheit nicht hinweg, die den Staatsgedanken in grandioses Spiel überträgt und ihre Gesetze aus der Vogelperspektive gibt.

Dagegen verteidigen überzeugte Expressionisten aus ehrlichem Widerspruch das Chaos, ohne doch die Leidenschaft des Maßes, die Sicherheit der Ur-Ordnung in sich zu tragen. Nolde ist kein Widersprechender, sondern ein großer Sprecher unerhörter Sinnen-Wahrheit. Er ist reif genug, um des äußeren Gegensatzes entraten zu können. Er hat ihn in sich genommen, und so liegt für ihn der Anstoß aller Bewegung in der inneren Polarität, die bereits im ersten Lebenskeim beschlossen ist. Nie macht er sich zum Witterungsinstrument des Zeitgeschehens, sondern zeitlos schafft er aus dem zutiefst wurzelnden ewigen Lebenskonflikt heraus, der jedem Entstehen, jeder Bewegung immanent ist. Die Tatsache dieses Konfliktes — Grad, Höhe und Spannung — der verschiedene Inhalt, aus dem er sich betätigt — in immer weiterer Steigerung, bis zur reinen Liebe, ja bis zu reiner Unsichtbarmachung, seiner Aufhebung — das zeigt sich in der Reihenfolge seiner Bilder. So wechseln Tag und Nacht in seinem Werk, bald überwiegt die freie, chaotische Kraftbetätigung (die auch das Böse schafft) — bald ihre Bannung. Himmel und Hölle, beide Hemisphären bis in die entferntesten Zonen entsenden ihre Ausgeburten — und alle sind sie sinnlich stark, nie geschwächt vom mephistophelischen Gespenst gedanklicher Reflexion. Die grotesken Kontraste menschlichen Daseinsgefühls — höchste Selbstdisziplin, Konzentration, geistige Energie (das heißt „im Werk sein") und andererseits schrankenlose Selbstverlorenheit, Preisgegebenheit — werden zu gleich ewiger Figur, jenseits der Frage des Warum und Wozu. Die Lösung liegt bereits in der Tatsache ihres Wirklichwerdens, im Wunder ihrer Existenzmöglichkeit. Im schöpferischen Wach-Traum der Natur ist alle Gestalt Antwort — gesteigert noch in wahrhaft künstlerischer Praxis. Und die Fülle der Antwort ist bei Nolde so strotzend, daß sie aus sich ständig neue Antwort aufruft.

Mächtig fließt das große Pulsen ein in Noldes Werk. Und gerne schafft es sich sein Ebenbild im Tanz. Ja in gewissem Sinne sind alle seine Bilder ganz insgeheim tänzerisch gezeugt — beseelt vom Rhythmus des Bluts, vom Wechsel starker Handlung und elementarer Ruhe. Nur daß einmal Stilleben überwiegt, das andere Mal Ekstase, — anschwelend bis an die Grenze des Sinnlichen. Aber irgendwie ist jedes stets ins andere verwoben. Und aus phänomenaler Durchdringung von Zeit und Dauer wirkt sich ewiges Gewand — sinnig strahlend, teppichhaft. So blicken Blumen momentan wie Augen und rasender Körperschwung der Mänade vegetiert zugleich wie stille Rankenpflanze. Die Immanenz von Sattheit und Durst, von Schwere und Leichtigkeit, die Erotik des Geschlechtlichen in Dur und Moll, die friedlich-kriegerische Begegnung des männlich-weiblichen Elements — eigensinnige Isolierung wie innigste Verschmelzung: dies eine Geschehen, durchlaufend



EMIL NOLDE, Radierung. Weib, Mann und Diener



EMIL NOLDE, Gemälde. Springbrunnen



EMIL NOLDE, Gemälde. **Tanzende**



EMIL NOLDE, Gemälde. Grablegung

Vegetabilisches, Animalisches, Menschlich-Geistiges — das ist der Sinn der Farb- und Formvorgänge in Noldes Bildern. Daß alle Süßigkeit und Herbheit, leiseste Zartheit und robuste Kraft dieser Bildwelt in ihrer unermeßlichen Differenz, aus einem einzigen Individuum entsproß, bleibt das allzeit Verwunderliche. Wonne und Weh erleben visionäre Entfaltung — nur weltschmerzliche Gebärde fehlt in dieser Bildersprache. Denn selbst das Drama des Christus-Menschen bedeutet für Nolde die ewige Passion der Natur, die nie resigniert, sondern immer versöhnlich im Sinne des Worts aus Schmerz neue Frucht gebiert.

Seine brennendste Lust aber beflügelt sich, nicht um über die Natur hinaus zu fliegen, sondern um in beschwingter Wollust des Ein- und Ausatmens den Springbrunnen des Lebens zu umkreisen.

Selbst dort, wo sich Nolde auf die Erscheinung in der Natur einläßt, wird überall Wesen offenbar. Er horcht auf die „Phantasie" der Natur, auf das Märchen der Natur, deren unerschöpflicher Reichtum schließlich wieder doch sein „Eingebildetes" ist, indem er ihn aus innerster Stille wiederzeugt.

Heilige Schrift tut sich kund, nirgends Abschrift — Nolde schreibt weder die Natur ab, noch Menschenwerk, noch sich selbst. Er hängt sich nicht sehnsüchtig an Ideale. Er zehrt nicht von der Antike, nicht von den Schönheiten italienischer Kulturen und anderer Vergangenheiten. Was sind ihm Ruinen — da doch vollsaftiges Leben existiert! Sinnbildlich in der Kraft exotischer Barbarenvölker. Quellenden Lebensstoff, elementare Lebensmittel, Lebensnahrung herausholen aus der unerschöpflichen gegenwärtigsten Natur — das ist sein innerstes Müssen. Er enthüllt, wie die Natur durch die Formen, Farben, Richtungen und Erstreckungen ihrer Geschöpfe selbst an das geheimnisvolle Dasein rührt, den inneren Sinn weckt, auf daß er im Wandel der Gestalt Wirklichkeit, sichtbares Geschehen werde. So macht der große Fabulierer Emil Nolde „Geschichte" mit seinem Bildwerk, vorbildlich und kraftspendend jedem, der sich vom Trug der zufälligen Zeitgeschichte wenden will zum eigenschöpferischen Leben.

ERKENNTNIS

Von Hans Schweikart

Um einen alten Mann ist eine Fabrik. Sie ist so hell, daß man andere Menschen gewahren muß, die kleinste Falte in ihrer Haut. Sie ist so heiß, daß man die Luft kauen muß, um sie einatmen zu können. Wenn er sich umsieht, erblickt er ein langes, mühsames Leben, das er hier zugebracht hat, und er schließt die Augen aus Furcht vor der Zukunft. Riemen schnellen durch die Luft, Hebelstangen bewegen sich, und mit gewohnter Kraft drehen sich die mächtigen Räder. Der alte Mann steht klein in dieser großen Sicherheit. Eine blanke Schraube tut ihren Dienst, genau und gedankenlos, der alte Mann aber begreift irgend etwas nicht. Die Maschinen stoßen in seine Augen, die Menschen liegen auf seiner Haut. Er kann sich nicht heben, nirgends entweichen und sinkt mit einem Seufzer um. Als er die Augen aufschlägt, sagt der Meister etwas von Überarbeitung und für heut könne er — es sei doch schon spät — nach Hause gehen. Als er auf der Treppe steht, faßt er sich, um in den Abend zu kommen.

Dann ist es, als ob ihn das Heiße und Helle ausgespritzt habe, so schießt er auf die große Straße hinaus, vor dem Abendwind her, die Dämmerung dicht um die Schläfen, durch viele stumme Menschen hindurch, bis er vor einem Garten steht. Er klettert über den Zaun und legt sich unter einen alten Baum, um zu sterben.

Da kitzeln ihn die Gräser, und der Baum redet ihm gut zu, und der Himmel kommt dicht herab. Er läßt sich denn auch beschwichtigen, brummt und hustet und lebt weiter.

Allmählich faßt er eine große Zärtlichkeit für den Ort, an dem er sich befindet. Er stößt an die Rinde des Baumes, lächelt, wenn eine Sternschnuppe fällt und läßt einen Käfer über seinen Finger laufen. Er genießt den Luxus, unbeteiligt an dieser Nacht zu sein. Es hat sich keiner mit ihm zu beschäftigen, und er drängt sich keinem auf. Er denkt: ich will mich nicht bewegen, auch wenn ein Erdbeben kommt, dann rolle ich umher.

Eine Stunde lang liegt er da, regungslos in der großen Wurzel, ruhend wie ein Stein.

Dann kann er nicht länger vergessen haben, daß seine Frau auf ihn wartet. Er richtet sich zögernd auf und verläßt mit einem tiefen Seufzer diese Nacht.

Am nächsten Tage krallt er sich in eine Maschine ein. Festhalten, zur Ruhe zwingen. Kameraden reißen ihn erschrocken zurück, er prügelt sich, der Meister tadelt seine Betrunkenheit. Man lacht und die Maschinen arbeiten. Er sitzt da, stöhnend vor Hilflosigkeit, inmitten einer unmöglichen Ungerechtigkeit. Er glaubt nicht, daß jemals ein Ding gut sein kann.

Doch geschieht ihm nun das Allerbeste.

Er starrt auf einen blanken Kessel und blickt dem Spiegelbild ins Auge. Da sieht er seinen Garten, Baum und Nacht. Erschrickt er zutiefst. Empfindet unaussprechlich, wirr und wild, aber unendlich gewiß: Daß der Garten da ist.

Etwa so: ob ich in der Fabrik bin oder bei Mutter, der Garten ist immer da. Immer ist diese Nacht in diesem Garten. Immer kann der Garten sein. Die Fabrik kann einstürzen, es können Menschen in die Räder kommen oder sich in der Kantine betrinken. Es gibt Feuersbrünste und Hochzeiten — währenddem, zugleich mit allem, ist der Garten in der Nacht. Niemand kann mir verbieten zu sagen: ich war da — und an ihn zu denken.

Der alte Mann ahnt die Unvergänglichkeit eines Geschehens, eine menschliche Macht. Er weiß nicht, wie er es denken und was er sagen soll. Aufruhr bewegt ihn tief, er schüttelt den Kopf und betrachtet seine Kameraden.

Nach Feierabend sitzt er in der Elektrischen, ungeduldig, zu seiner Frau zu fahren, ihr beim Aufwaschen zu helfen und sie auszulachen. Da geschieht es, daß der Schaffner vor ihm steht, schwankend im bewegten Wagen. Ein glänzender Knopf an seinem Rock tanzt vor den Augen des alten Mannes. Der kann schließlich nicht anders, ergreift den Knopf, und während der Schaffner sich verdutzt nach ihm umdreht, liest er die feierliche Schrift rund um das goldene Ding, mit einfacher und lustiger Stimme: Große Berliner Straßenbahn Aktiengesellschaft.

BEFREIUNG

Von Hans Schweikart

Die Pause über hatte er stumm auf seinem Platz gesessen, die Augen in der Faust, mit verborgener Stirn. Um ihn herum schrieen die Kameraden und lernten Chemieformeln. Nun sprang er plötzlich auf, stieg durch die Stille der Verwunderung hindurch auf das Katheder.

Er sah starr über die roten Köpfe hin und schrie mit lauter und zitternder Stimme:

Kameraden! Man tut uns Unrecht!

Man tut uns immer Unrecht. Man tut es schon, wenn man so eintritt, daß wir alle aufstehen müssen, einer hinter dem andern. Man tut es, wenn man uns auf der Straße zunickt. Man tut es, wenn man uns anlächelt und beschwichtigt. Man tut es, wenn man sich freundlich herabläßt. (In Tiefen, die uns unbekannt sind!)

Man erzieht uns über unsere Köpfe weg, man drängt sich uns auf, man sieht nicht in unsere Augen.

Kameraden! Wenn man uns nicht lieben kann, so verlangen wir Achtung! Wir wollen nicht die alten Resultate auswendig lernen, wir wollen selber neu rechnen!

Wir wollen nicht von Mortitaten verstorbener Edelleute hören, wir wollen selber morden!

Wir wollen nicht die Schöpfung konstatieren, wir wollen selber schaffen!

Denn —

Seine Stimme überschlug sich: — wir sind jung!—

Alle lachten. — Wir sind jung! —

Alle lärmten. — Wir sind jung! —

Alle schwiegen. In der Türe stand der Lehrer.

Schritt seinem geraden Blick nach in den Knaben hinein.

Da brach sich dieser los.

— Herr Professor, schrie er, — profiteor, professus sum, profiteri. Herr Lehrer. Herr Belehrer. Lehren Sie mich etwas! Bekennen Sie Ihre Kraft, Ihr Rätsel, Ihre Herkunft. Bekennen Sie sich zu etwas, das Sie innig lieben! Ha — knöchert der junge Ehemann in der Tabelle herum! Spannt uns in die Koordinaten und Galgen seiner Systeme. Husch, Klappergeist, Wackelmännchen! —

Der Lehrer schwang beide Arme, erstarrte die Schüler. Doch klatschte der Knabe fröhlich in die Hände.

— Sie machen ein dankbares Gesicht, weil Sie hier überlegen sein durften! Thronsturz, Schulmeister, Revolution!

Wir blühen dich an mit unserem Fleisch, wir glühen dich aus mit unserem Blut, zergehe vor unserem Rosenduft, auflöse dich in eigenem Speichelgift, zerplatze, Professor, zerplatze! —

Der Lehrer explodierte.

— Der Knabe sprang aus dem Fenster und lief über Wiesen. Der Mond stand über ihm und köstlich die stille Nacht.

Er hatte immer daran gedacht, daß der Lehrer sich vor vierzehn Tagen eine junge Frau genommen hatte. Vom Garten sprang er ins Haus, lief die Treppe hinauf und klopfte leise an die Tür.

— Erschrick nicht, — sagte er, — ich bin es, deines Gatten Schüler. Er ist nun nicht mehr da. Kein Vater kann dich mehr an diesen Tisch bitten, keine Obrigkeit dich an eine Pflicht mahnen. Nun bist du frei über dich und die ganze Welt.

Schlafe ruhig, gnädige Frau, ich stehe vor deinem Schlaf, lege alles auf mich. Darf ich dir sagen, wie schön du bist? Man muß mit dir irgendwohin fahren, wo der nackte Horizont den großen Kreis um dich macht aus Himmel und Meer.

Die Bibel fängt mit dir an, die Karawanen des Alten Testaments rüsten sich golden.

Die Hyazinthen im Garten wollen unter deinen sanften Blicken glücklich sein, wenn du gehst im Spalier der Ameisen.

Man denkt an dich überall, sieh, von ganz weither kommen die sehnsüchtigen Wolken.

Alle Menschen weinen um dich, ohne es zu wissen, alle Menschen beten zu dir, ohne dich zu kennen, und ich —

er wurde rot bis in sein Herz —

ich werde dich beschützen, wenn du schläfst.

DER IRDENE SEBASTIAN

Von Richard Euringer

Vor Schenkenfenstern klebten Holzplatten mit Eisenbändern festgemacht, daß nur durch Ritzen ein Spalt Licht kratzte.

Die typisch kabarettrhythmierten Gassenhauer einiger Grammophone flossen ineinander.

Vierschrötig hingen Häuserecken in die Gassenwinkel wie grünlich überpinselte Kulissen.

Beim irdenen Sebastian in der Mansarde huschte noch Kerzenlicht.

Verkrallte Katzen wimmern vom Giebel.

Der irdene Sebastian starrte in den weichlichen Wolkennebel, der vorm glasigen Vollmond unruhig im Föhn trieb.

Verspinstet hing er mit weit offenen Augen im Fensterrahmen und kantige Backenknochen rissen Schatten in seine Wangen. Halb offen stand der lippenlose Mund.

Er hatte es geahnt!! Seit langer Zeit. Undeutlich, irgendwie.

Nun sah er sie leibhaftig, ungeheuer hingesetzt und in die Nebelfetzen platzend!! Ihr rostrotes, verfärbtes Haar floß über Häuserschatten hin, sich in Alleen fangend, und ihre hellfleischigen, ganz kolossalen Schenkel stießen steil durch den Dunst. Der ängstigend nahegerückte Leib stieg schräg und wie ein weicher Berg am Weberturm vorbei. Den ganzen Horizont durchschneidend, gähnte die Bauchfalte als ein grauer Strich.

Die eine, widerlich warzige Zitze baumelte verquollen, schlaff wie ein Ballon dicht überm Altemannspital.

Der Nabel — ein riesenhafter Pfannenkuchen — schrieb einen öden Heiligenschein um den Ko-

mödienstadel und manchmal schien die müde Stirn des bleichen Hauptes tieftraurig durch trübe Wolkenfetzen.

Es lastete verschollen, traumhaft herabgesunken auf der welken Büste.

Im Kreischen geiler Mägde schreckte der irdene Sebastian jäh auf. Zuckte sich eckig aus dem Fensterrahmen und seine Marionettenfinger tasteten den Kerzenstummel von der Nachttischplatte los.

Die Stiege jammerte und das Geländer wand sich glattschlangig.

Bläulich verzerrte Schatten, flatterten die weißen Hände quer mit Fledermausgrimassen.

Der Hof glitt schlüpfrig unterm Holzpantoffel: So ausgeschüttet — eine breite Lache Milch — schwamm Mondlicht im Asphalt.

Die Gasse fing schon an: Beim Bader p e n d e l t e das goldne Seifenbecken.

Am „grünen Hansen" schlug der Windfang jäh nach West um.

Die Häuser fielen immer mehr kopfüber und rückten eng zusammen, preßten schon ziemlich fürchterlich. Zerquetschte Fenster splitterten klatschend aufs Pflaster.

Er hoffte, noch hinauszukommen!!

Die Mietkasernen steckten voll von Menschen, die noch nichts merkten.

Türrahmen füllten faule Mägde in buntem Tuch. Die winkten mit dem Finger.

Beim Surentischer grinste ein Tanzfest hinter grellem Vorhang. Da faßten sich Bezechte um die Taille.

Der jüdische Altkleiderhändler schüttelte den Kopf.

Der irdene Sebastian sprang wüst gehetzt mit langen Sätzen wie Stelzengänger. Den Wachsstummel schützte er mit der vorgehaltenen Hand.

Zerschlissene Schatten bissen ihn immer wieder in die Fersen, wenn er den Boden rührte. Zurückgewandt verdrehte er den Kopf um die abgemergelte Gurgel.

D e s W e i b e s b l e i c h e S t i r n e d ä m m e r t e v e r s c h w o m m e n d u r c h d e n N e b e l.

Am Vitusbrunnen trat er auf ein verschloffenes Liebespaar. Er schlotterte vor Angst.

In abgerissenen Farben hieb ihm Musik entgegen in der Vorstadt.

Auf spitzen Haken turnend, rafften Jungweiber die Röcke vorsichtig aus dem Dreck.

Er hatte höchste Zeit! S i e d r ü c k t e g a n z a l l m ä h l i c h, t i e f v e r s o n n e n, d i e K n i e e a n e i n a n d e r und schloß die Beine zu.

Die Häuserreihen klafften ineinander, rutschten, sich überkletternd, überzwerch, merkwürdig lautlos, schoben sich verrenkt nach oben. Domtürme hingen windschief. Kuppeln zerplatzten wie Seifenblasen. Die ganze Trambahnhalle bäumte sich — leerte sich wie ein Kasserol — einige Wagen waren schon im Rollen.

Sein Hals begann zu schmerzen vom Verdrehen. Das Nachtlicht brannte ihm in den Daumen, Wachsflecken klebten angepatzt um seinen Rock.

Er fühlte schon die Brücke, da machte sie den Satz. Er rutschte — kam noch auf die Füße, fing an zu keuchen, fühlte, wie ihm der Schweiß die Achselhöhlen näßte.

Der Untergrundtunnel sog ihn verstrudelnd ein.

Hohle Bogen pengten das Echo seiner entsetzten Sprünge seltsam metallisch wieder. Endlos verschluckte ihn der schwarze, umgestoßene Schlot. Das Ausgangsende sah er! Er hörte, wie die Wände knirschten, die Trambahnzüge rasselnd und stampfend hinter ihm herrasten. Der Ausgang dämmerte. Die fahle Scheibe Licht wuchs, blähte sich . .

Der irdene Sebastian stob wie ein Segel.

Sprang mit gezacktem Satz aus blinkend schneidenden Geleisen auf den Randstein.

Die ersten Wagen schotterten rasend dicht vorbei. Grell! Unheimlich ohne Fahrgast!

Er tauchte in das breite, matte Licht.

Gottlob, der Exerzierplatz, wie eine ausgelegte Trockenwindel!

E r s a h, w i e i h r e F ü ß e s i c h g r ü n l i c h - b r a u n g l e i c h H ü g e l k e t t e n i n d i e L a n d s c h a f t s c h o b e n.

Frei! Frei! St. Florian!
Zickzackgewürfelt stufte wild die Stadt in ungestüme Treppen.
Die Straßenblöcke kletterten wirr ineinander, verklaftert eckten Türme und Kasernen, ein kunterbunt-quadratisches Gewirr.
Das ganz erloschne Haupt des Weibes ruhte schwer auf erschlagend hohen Knieen. Rostrotes Haar . .
„Bendecker! Schaut den Mensch im Giebelkreuzstock!"

HUGO SONNENSCHEIN: *Erde auf Erden*

(Verlag E. Strache, Wien)

Vor der Sintflut gab es einen englischen Garten „Venedig in Wien"; nun hat sie den menschlichen Urstoff hart angefaßt; Österreicher, die sonst phäakisch das Paradies lebten, auf deren gondelreiche Praterteiche ein Wirtshaushimmel voll Zigeunergeigen hing, mußten den bitteren Geschmack der Erde erkennen. Was kurzsichtige Historiker Neuzeit nennen, ist tollwütiges Mittelalter, noch immer kriegsblindes Anfangsstadium einer dereinst — hoffen kann man es ja — friedensseligen Menschheit.

Das allzu irdische Gastspiel der blutigen Kriegszeit ist Thema der musikalischen Lyrik Hugo Sonnnnscheins, und wenn er schon 1910 mit dem revolutionären und darum fast ein Jahrzehnt lang konfisziert gewesenen Inhalt seines ausgezeichneten Versbuches „Ichgott, Massenrausch und Ohnmacht" (Genossenschaftsverlag Wien) seinen Geist, den Gedankentraum eines aufglühenden Idealisten, Freude und Lust dieses sicher auch Licht spendenden Sterns gegen die stumpfe Verschlafenheit der Materie mobilisierte, so ist sein in Bitte und Anklage gottsüchtiger Verskreis „Erde auf Erden" Kampf und schließlicher Sieg menschlichen Selbstvertrauens über zäh jammernde Schollengebundenheit. Blutmeere sind zu durchwaten, Eiswüsten zu durchschreiten, ehe sich die Seele höher schwingen darf. Hugo Sonnenschein hadert mit Gott und preist ihn, flieht ihn und flüchtet zu ihm, er ist, prophetisch ergriffen, immer in erregter Bewegung, statt pantheistisch stillzusitzen und die Dinge gutzuheißen. Er ist eben ein pathetischer Hymnendichter und kein epischer Quietist, als Gestalter und Erotiker kein Freund mimosenhafter Betulichkeit. Seine Rhythmen, von einem nervösen Wandertrieb gejagt, atmen mehr Kraft als ein Dutzend Besitzer regelrechter Wortbetriebe in netten Sonetten zusammenreimen könnte. Schlichte Gedichte, die über ihre trunkene Schönheit hinaus auf tausend Zusammenhänge Licht gießen, wechseln mit metaphysischen Naturbetrachtungen, denen gegenüber sich freilich mancher altgebackene Hausverstand kopfschüttelnd auf dies Altenteil zurückzog. Aber wer für die junge, frische Hellsichtigkeit eines philosophischen Künstlers Gefühl hat, wird sich freuen, daß in Wien endlich auf den langweiligen Landregen vercliqueter Artistik nicht ausschließlich die Traufe treuherzig-primitiv jodelnder Kriegsreime folgte, sondern endlich Sonnenschein.

Albert Ehrenstein.

ALFRED NEUMAN: *Die Heiligen*

(Georg Müller Verlag, München)

Ein Dichter führt uns fort von den krampfhaften Büchern leerer Menschen, um von dem Letzten zu sprechen. Der Mensch, das Ich, in viele Gestalten zerlegt, lebt vor uns seine Zeit zu Ende. Sein Fluch ist das Vielgestaltige; die bunten Geschehnisse gelten nichts allein nur durch die hohe Kunst der Schilderung. Sie fiebern von phantastischem Reichtum; aber durch ihre blendende Form strahlt das Erhabene letzter Erkenntnis. „Die Menschen leben vor lauter Sterben kaum". Die buckligen, lasterhaften, einsamen, irrsinnigen Gestalten, der Engel, der aus Gläubigkeit mordet, der Irrende, der sein Leben zurücklebt: die Letzten im Urteil verlässiger Vernunft sind im Blick wissender Güte die Heiligen. Das Leben haben sie für uns erlitten, die reicher an Erlebnis waren und darum dem Gotte näher. Das Buch des jungen Münchener Dichters löst das Versprechen seines Gedichtbandes („Lieder vom Lächeln und der Not") ein; ganz edle Kunst, die um tiefste Erkenntnis weiß, erhebt sich über die Kultur des Wortes zur plastischen Gestaltung überraschender Szenerie. Die Gefahr des epischen Monologisierens meidet eine dichterische Kraft, die das Anschauliche meistert, um sie dem Erlebnis dienstbar zu machen. *Otto Zarek.*

KLEINE BÜCHERLISTE FÜR WESENTLICHE LESER

PAUL KORNFELD: „Himmel und Hölle" — S. Fischer Verlag.

W. HAUSENSTEIN: „Der Isenheimer Altar" — W. C. F. Hirth, München.

AUSSTELLUNGS-KATALOGE DER GALERIE FLECHTHEIM

Die alle 14 Tage bis 3 Wochen erscheinenden illustrierten Kataloge werden Interessenten gegen Einsendung von 7.50 M für das halbe Jahr portofrei zugesandt. Man wende sich an die

GALERIE FLECHTHEIM
DÜSSELDORF, KÖNIGSALLEE 34

Der CICERONE schreibt: „Die Kataloge der Galerie Flechtheim geben nicht nur einen Führer durch die Ausstellungen dieser Galerie, sondern verabfolgen meist auch literarische Leckerbissen, die einmal für die Kunstentwicklung der Zeit historischen Wert bekommen werden. In diesem Sinne vereinigen sie mit einer Fülle von interessanten Hinweisen auf die Kunst der Gegenwart auch Beiträge zur rheinischen Kunstpolitik, die der Kunstfreund mit Interesse verfolgt. Den kleinen Katalogen sollte infolgedessen auch über Düsseldorf hinaus in den Kreisen der Sammler und Künstler Beachtung geschenkt werden."

Der PFEIL-VERLAG G. m. b. H.
Berlin W 62, Wittenbergplatz 4

gibt als
Privatdruck eines der besten Werke der erotischen Literatur

Der Untergang der Stadt Sandschuh

eine Senfonie in Rot

mit 10 handkolorierten Originallithographien von Jupp Wiertz, in einer kleinen einmaligen, nur für Subskribenten gedruckten Auflage heraus. Der Kreis der Subskribenten wird auf 108 beschränkt, es kommen nur 100 Exemplare in den Handel.

Das Werk wird auf echtem holländischen Büttenpapier in einer erlesenen, von dem Maler selbst gewählten Type in der Druckerei von Petzschke & Gretschel, Dresden-A., gedruckt. Die 10 ganzseitigen Lithographien werden von dem Künstler selbst signiert, und außerdem unterzeichnen die beiden Autoren das Titelblatt.

Das Werk kostet in der Subskription M 240.—. Schluß der Subskription am 15. Dezember. Nach Schluß der Subskription erhöht sich der Preis um 50 %.

DER ZWEEMANN VERLAG
HANNOVER / GEORGSTRASSE 20

FRIEDRICH W. WAGNER

UNTERGANG

EIN BUCH GEDICHTE

Privatdruck in einmalig 200 Exemplaren, numeriert und signiert Nr. 1 bis 10 in Halbpergament 30.— M / Nr. 11 bis 200 10.—M Fast vergriffen / Beziehbar nur durch den Verlag direkt.

DAS BUCH UNTERGANG

GEDICHTE

Mit Zeichnungen von WALTER BECKER

Erscheint demnächst in 500 numerierten Exemplaren / Preis ca. 10.— M / Subskriptionen nimmt der Verlag entgegen.

IRRENHAUS

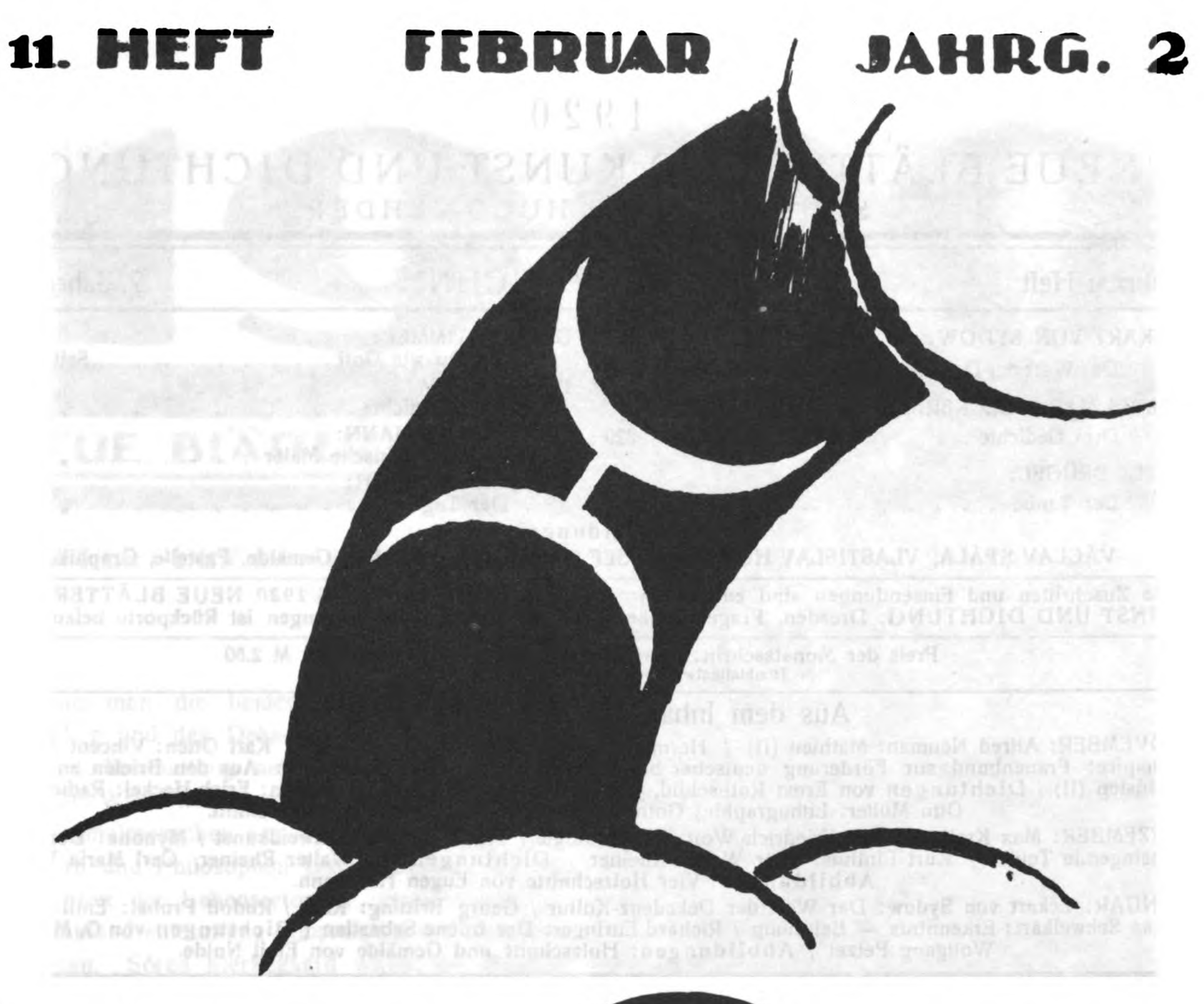
EIN ZYKLUS VON GEDICHTEN

Mit Lithographien von WALTER BECKER

Erscheint als erstes der in Vorbereitung befindlichen Flugblätter für neue Kunst DER ZWEEMANN (Mit Beiblättern.) Preis ca. 3.-- M

Verlag: Emil Richter / Druck: Petzschke & Gretschel / Für die Schriftleitung verantw.: Hugo Zehder / Sämtlich in Dresden

11. HEFT FEBRUAR JAHRG. 2



1920

A. D.

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DRESDEN

KRAUS REPRINT 1970

1920
NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG
SCHRIFTLEITER HUGO ZEHDER

Februar-Heft **INHALTSVERZEICHNIS** **2. Jahrgang**

Alle Zuschriften und Einsendungen sind zu richten: An die SCHRIFTLEITUNG 1920 NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG, Dresden, Prager Straße 13 — Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen

Preis der Monatsschrift: Das Halbjahr M 12.—, das Einzelheft M 2.50
Titelblattentwurf von ARNO DRESCHER, Dresden.

Aus dem Inhalt der letzten drei Hefte:

NOVEMBER: Alfred Neuman: Mathieu (II) / Hermann Kasack: Bruchstück — Weg / Karl Otten: Vincent / Rosa Schapire: Frauenbund zur Förderung deutscher bildender Kunst / Adolf Knoblauch: Aus den Briefen an einen Kubisten (II) / Dichtungen von Ernst Rothschild, Jan Jacob Haringer / Abbildungen: Erich Heckel: Radierung; Otto Müller: Lithographie; Gothein: Holzschnitt; Felixmüller: Holzschnitt.

DEZEMBER: Max Krell: Rubio / Friedrich Wolf: Terminologie / Franz Richter: Schweißkunst / Mynona: Der Gott lobsingende Teufel / Kurt Pinthus: Über Walter Rheiner / Dichtungen von Walter Rheiner, Carl Maria Weber Abbildungen: Vier Holzschnitte von Eugen Hoffmann.

JANUAR: Eckart von Sydow: Der Wert der Dekadenz-Kultur / Georg Britting: Kain / Rudolf Probst: Emil Nolde Hans Schweikart: Erkenntnis — Befreiung / Richard Euringer: Der irdene Sebastian / Dichtungen von O. M. Graf, Wolfgang Petzet / Abbildungen: Holzschnitt und Gemälde von Emil Nolde.

1920

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DER WERT DER DEKADENZ-KULTUR

Von Eckart von Sydow

(Schluß)

Wenn man die beiden Typen des Normalmenschen und des Dekadenten in ihrer verschiedenen Lebenshaltung nebeneinanderhält, so neigt sich die Wage der Sympathie zunächst zur Seite des Normalmenschen hin. Doch sind Urteile von Dichtern und Philosophen laut geworden, die den Tendenzen der Lebensreformer geradenwegs zuwiderlaufend eine offene Lobpreisung der Dekadenz enthalten. Sören Kierkegaard wagte die Behauptung: „Not, Qual und Paradoxon seien die Kennzeichen der großen Menschen." Leopardi, der größere Italiener, drückte sich rhetorischer aus: „Der Weltschmerz ist gewissermaßen das edelste Gefühl des Menschen: weder durch irgendein irdisches Ding, noch sozusagen die ganze Welt der Erscheinungen befriedigt werden, die unermeßliche Weite des Raumes betrachten . . . und finden, daß dies wenig ist, verglichen mit der Größe unserer Seele, . . . unaufhörlich die Dinge der Ungenüge und der Nichtigeit anklagen, . . . — Das ist . . . das hauptsächlichste Kennzeichen der Größe und des Adels, welches die menschliche Natur aufweist."

Hierin ist ein Anspruch geltend gemacht zugunsten der Dekadenz, nämlich die Forderung ihrer Anerkenntnis als letzter, höchster Wert der menschlichen Lebenshaltung. Und ganz ähnlich klingt die Philosophie der indischen und deutschen Pessimisten aus in das Lob freiwilliger Enthaltung vom Leben, in die beifällige Betrachtung des Asketen, dem die Befreiung vom Willen zum Leben gelang.

Diese Hochschätzung der dekadenten Gefühlsstimmung ist freilich nicht so neuen Datums. Schon das Christentum kannte das Gefühl für die erbärmliche Minderwertigkeit des Lebens. Indem es das Leiden in dieser irdischen Welt des Jammers pries, mußte es andererseits die Ablehnung des Triebes zum Dasein lobend betonen. So schreibt Thomas von Kempen in seiner „Nachfolge Christi": „Das ganze Leben Christi ist ein Kreuz und Märtyrertum gewesen, — und du suchst für dich Ruhe und Frieden? Du irrest, du irrest, wenn du etwas anderes suchst, als das Leiden der Trübsale, denn das ganze sterbliche Leben ist voll Elend und um und um mit Kreuzen bezeichnet. Und je mehr jemand im Geiste zugenommen hat, desto schwerer sind oft die Kreuze, die er findet; denn die Pein seiner Verbannung wächst immer mehr mit der Liebe." — Christus, der Kreuzesträger, wurde eben zum Vorbilde aller Gläubigen. Und ein viel zitierter mittelalterlich-mystischer Ausspruch versichert ja: das schnellste Tier, das zur Vollkommenheit trägt, ist das Leiden.

Aber diese christliche Auffassung stimmt mit der Selbsteinschätzung der modernen Dekadenz keineswegs zusammen. Denn der Christ erschließt sich durch die willige Annahme aller ihn treffenden Schmerzlichkeiten eine solche Fülle des Segens und der Gnade, daß jener Preis der Mühsal nur gering erscheint, verglichen mit dem göttlichen Lohne. Der Christ erduldet die Antipathie der Umwelt, um die Sympathie Gottes zu erfühlen. Aus der Dekadenz

im Irdischen kann dann die religiöse Übermacht erwachsen, von der die katholischen Heiligenleben zahllose Beispiele beschreiben. Gerade dieses Über-die-Dekadenz-Hinaustreiben fehlt dem Dekadenten moderner Zeitläufte. Für ihn ist die Dekadenz nicht ein Mittel, sondern ein Selbstzweck. Gewiß fehlt auch ihm nicht das Gefühl für eine Welt der Größe und Selbstsicherheit. Aber diese Welt bleibt etwas Traumhaft-Jenseitiges, eine zerfließende Vision, mehr Ahnung, Sehnsucht, als erfüllte Wirklichkeit; — die Dekadenz erscheint ihm als ein Prinzip, das er als absolute Selbstgenügsamkeit behauptet.

Freilich zeigt die nähere Analyse hier eine Dialektik, durch welche solcher Absolutheits-Anspruch zurückgewiesen wird. Denn wenn die Dekadenzkultur die Vernichtung aller Wirklichkeit als den wahren Sinn des Daseins proklamiert, so anerkennt sie zugleich zum mindesten die Existenz als solche, wenn sie sie auch zur Selbstaufhebung überreden möchte. Sie ist daher in sich widerspruchsvoll. Denn sie gibt zu, daß das Positive das Zuerst-Gegebene ist, zu welchem alsdann das Negative in Gegensatz treten kann. Die Wirklichkeit ist also auch für die Dekadenz das Primäre, und sie selbst das Abgeleitete, durch das erste Ermöglichte. Indem sie somit zugesteht, daß die gesunde Existenz das erste ist und sie (die Dekadenz) das zweite, widerlegt sie ihren eigenen Anspruch auf den Wert der Absolutheit.

Aber der Triumphruf, den bei diesem kritischen Resultate der Normalmensch ausstoßen möchte, kommt doch zu früh. Denn mag der Gesunde auch noch so sehr auf die Tatsache pochen: er sei gesund, so bleibt doch die höhnische Antwort des anderen zu Recht bestehen: Wenn du auch jetzt vielleicht kerngesund bist, — die Stunde ist doch unabwendbar, in der du dich dereinst alt und gebrechlich fühlst, die Stunde auch ist unvermeidlich, in welcher du die Nähe des Todesengels spüren wirst.

Weder der eine, noch der andere kann also uneingeschränkt recht oder unrecht haben. Aber es leuchtet sogleich ein, daß der Dekadente (wenn er nur aufrichtig und klug ist) ein weit größeres und tieferes Wissen um die Weltwirklichkeit haben muß, als der Positiv-Gesinnte. Denn der Dekadente muß überall auch das Positiv-Lebendige analysieren, sobald er seine eigene Welt durchstreift. Wer über das Leben nachdenkt, kann es gar nicht vermeiden, zugleich das Leben und die Geburt in seine denkerische Rechnung einzusetzen, da ja der Tod nichts anderes ist, als das Leben, das sich in den Abgrund stürzt. Der Positiv-Gesinnte hat es viel leichter, in den Bezirken des vollkräftigen Lebens zu wandeln, ohne sich die Rosenfarbe des Daseins von schwarzen Gedanken des Sterbens trüben zu lassen. Es ist daher ganz charakteristisch, daß die Philosophie Arthur Schopenhauers — die typische Dekadenz-Philosophie in mancherlei Hinsicht — fast das ganze Gebiet der Hegelschen Theoretik umschließt, außerdem aber noch die ganze Welt des Leidens und Vergehens, die von der positiv-idealistischen Dogmatik kaum gestreift wurde.

Man darf daher ohne Übertreibung sagen: der Dekadente ist klüger als der Rein-Positive. Er weiß mehr, ja er weiß unendlich viel mehr: er kennt den Abgrund, durch den wie ein Pfeil die Welt der Wirklichkeit hindurchfliegt, — den Abgrund, an dessen Rand jedes Lebewesen eine Zeitlang balanciert, um alsdann in ihn hinabzufallen.

Diese Erkenntnis und Erfühlung ist ein höchst betonenswertes Moment der Geistigkeit, das (paradoxerweise) erst in seiner ganzen Wichtigkeit erkannt wird, sobald der Sinn des Kulturlebens erfaßt wird. Denn der Sinn des Lebens als Kulturwert liegt ja nur darin, daß die Wirklichkeit immer intensiver erlebt wird, immer großartiger hinausgestrahlt wird. Zu dieser Wirklichkeit gehört aber auch seine Verneinung, gehört Leiden und Tod.

Die Dekadenzkultur ist nichts anderes, als die bewußte Intensivierung des Erlebnisses des Negativen. Es fehlt ihr der Gegensatz, den die frühere Zeit kannte, das Bewußtsein der göttlichen Allmacht, an das sich der mittelalterliche Dekadente anklammerte, zu dessen Betonung gar er am Ende das Wirkliche verneinte.

Zwar leuchtet auch den heutigen Dekadenten noch als ein ferner Strahl das himmlische Licht des Idealreiches, aber es bleibt doch ein ganz fern, ganz weit leuchtender Schimmer ohne Wärme. Das Wesenhafte des Dekadenten lebt in der Kälte des Abgrundes, an dessen Rand sich das bunte Leben entfaltet. Wie jener Unglückliche auf einer Zeichnung Kubins, schwebt der Dekadente an der Schwanzspitze einer Schlange über diesem Abgrunde, zugleich bestürzt und unendlich selbstbewußt und klar.

Die Kultur, die aus diesem dekadenten Weltgefühle entsprang, ist eine so bedeutungsvolle Erscheinung, daß ich ihr gern das lobende Zeitwort der Absolutheit gewährte. Denn alle anderen europäischen Bewußtseinshaltungen von der Urzeit bis etwa 1800 waren gewiß Leistungen höchsten Wertes, aber doch nur innerhalb enger Bezirke, nämlich des Religiösen und Positiven. Erst das 19. Jahrhundert hat als eine neueste Kolonie (sozusagen) der Wirklichkeit das Negative als Selbstzweck entdeckt. Und es darf die Behauptung gewagt werden, daß es dieser Zeit vorbehalten blieb, Leiden und Sterben in einem weit höheren Maße, wie früher denkbar, zu erleben und kulturell zu intensivieren. Von 1800 an beginnt der Triumphzug des dekadenten Lebensgefühls durch die französische Kultur und die von ihr beeinflußten Gebiete des Auslands, nachdem auch der letzte allgemeinere Halt, den die moralistische Aufklärungsphilosophie geboten hatte, fortgefallen war. Nichts sollte nun mehr unenthüllt bleiben. Die Verdeckungen, die ein anständiger Geschmack um die Sonderbarkeiten seelischer Regungen gelegt hatte, werden mit fast krankhaft wirkender Geschwindigkeit weggezogen, und jeder blickt voll Aufmerksamkeit und Stolz in den Abgrund der eigenen und der fremden Seele. Dies Absolutheitsbewußtsein der Dekadenten hat sich im Laufe des 19. Jahrhunderts immer mehr gesteigert, bis es in Nietzsche seinen Bekämpfer fand. Aber da dieser Prophet viel zu theoretisch veranlagt war, da er eine Lebensart, die den ganzen Menschen beherrscht, nur durch geistige Überlegungen und Willensimpulse, nicht aber durch die Regeneration des Blutes (— die doch das einzig wirksame Hilfsmittel wäre! —) vernichten wollte, — so blieb er letztlich nur ein erfolgloser Programmatiker des Kampfes wider die Dekadenz.

—

Als ein reiner Wert tritt die Dekadenz auf, insoweit sie nichts anderes bedeutet, als das Bewußtsein des Menschen von der Herrschaft des Negativen in der ganzen Welt der Objektivität und Subjektivität und das in solchem Negativitätsgefühl wurzelnde Verhalten. Damit erschöpft sich aber ihre Wirksamkeit keineswegs. Sie mischt sich auch in das positive Leben ein und wandelt dessen Betätigungsformen in tiefgreifender Weise. So tritt das Dekadente als Mischform auf. Diese Mischform kann dann einen neuen, selbständigen Typus der Lebensweise darstellen; oder aber sie bildet eine zeitlich begrenzte Stufe innerhalb der Lebensentwicklung eines Menschen oder der Menschheit.

Einer der interessantesten Typen, die aus der Kreuzung von Lebenswillen und Dekadenz hervorgehen, ist der Mensch der kritischen Einfühlungsfähigkeit. Er ist ein Mensch, der bekennen kann: er sei ein täglich Neugeborener und Neugebärender. Denn bei den wahrhaft enzyklopädischen und polyhistorischen Naturen — etwa einem Hegel oder einem Humboldt — ist es die Macht der Expansion, welche sie als schöpferisch Gesinnte zur Belebung der Vergangenheit durch ihre eigene Lebenskraft drängt, so daß jenes Überkommene in neuer Fülle und Frische vor uns tritt. Denn es ist von einem merkwürdigen und hinreißenden Reize, seine Eigenheit aufzugeben und sich in den „Strom des Lebens" unterzutauchen. Ich denke dabei nicht bloß an das Aufgehen des Historikers in der geschichtlichen Mannigfaltigkeit, sondern ebensosehr an das Sich-Einleben in die Dinge um uns her, — in die Situationen, die der Zufall verbindet, — und in die Personen, die man berührt, — kurz, ich denke an das Sich-Aufsaugen-Lassen durch die ganze Welt der Objekte. So schwankt die Seele des Einfühlungsfähigen zwischen allen mächtigen Impulsen der Menschlichkeit

und der Wirklichkeiten. So wirbelt sie mit im molekularen Wirrwarr der Dinglichkeiten, der unwiderstehlichen Bewegtheit der Existenzen außer ihr, — und in sich fühlt sie deutlichst, wie alle Teile ihres Wesens, alle Tropfen ihres Flusses, alle Strahlen ihrer zentralen Kraft sich verändern und erneuern.

Nietzsche hat diesen Typ analysierend gestreift und ihn kurzerhand zu einem der reinen Typen der Dekadenz stempeln wollen. Wie der Philosoph hierzu kam, ist ja klar aus seiner ganzen Wertauffassung, die überall nur das Produktive des Tuns anerkannte und forderte. Der Mensch der Einfühlungsfähigkeit ist nun aber ein solcher, in dem der egoistische Schaffenstrieb gelähmt ist, — gelähmt derart, daß zwar der Formwille zur Produktivität wohl noch vorhanden ist, der Inhalt aber aus fremder Produktivität entnommen werden muß. Wenn Nietzsche unbedenklich einen solchen Menschen ganz und gar als Dokument des Niederganges werten will, so brauchen wir dies nicht ohne weiteres auch zu tun. Gewiß hat er insofern recht, als in der Tat ein Element der Dekadenz in jenem lebt und seine Produktivität gelähmt hat. Aber diese Lähmung hat doch nicht den Menschen in der Totalität seiner Lebensäußerungen getroffen, sondern nur in einer ihrer vielfältigen Bestimmungen. Und selbst, wenn man dies zugibt, könnte man versucht sein, sich zu einer ganz anderen Auffassung wie Nietzsche zu bekennen.

Denn sobald wir die Stufenreihe der Entwicklungsgeschichte der Geistigkeit unserer Wertung zugrunde legen und nach dem Unterschiede menschlicher und anorganischer Wesenheiten fragen, dann ergibt sich als wesentlichste Differenz diese hier: daß sich die subjektive Bewußtheit bis zum Menschen hinauf steigert. Gerade das bewußte Aufmerken auf das Arbeiten des Geistes und der Welt ist eine rein menschliche Angelegenheit. Die Sonne strömt ihre Strahlen in das Weltall aus, ohne daß ein Stern sich darüber Gedanken macht, — Tiere wachsen und vergehen, ohne hierüber nachzudenken. Allein der Mensch hat die Eigentümlichkeit, die Geschehnisse der Wirklichkeit zu beobachten — nachdenkend und nachfühlend. Das Sich-in-Anderes-Einfühlen ist also eine rein menschliche Gepflogenheit. So sieht man zugleich: das Produzieren ist das eigentlich Anfängliche, das Primitive. Während der produktive Mensch in der überwiegenden Unbewußtheit seines schöpferischen Dranges lebt, hebt der Erkennend-Fühlende sein Werk in die Helligkeit des Bewußtseins, des Wertbewußtseins hinauf. Diese Handreichung gelingt ihm aber nur, wenn sein Produktionsvermögen teilweise erlosch, — wenn er also der Dekadenz tatsächlich zum Opfer fiel. So ermöglicht gerade die Dekadenz die Bildung einer Menschenart, die (allseitig entwickelt), wohin sie sich auch wenden mag, das eigentlich Menschliche verbreitet: die Helligkeit des erkennenden Gefühles.

Gewiß gibt es auch einen rein dekadenten Typus des Sich-Einfühlens. Dekadent war jener Dichter-Philosoph Amiel, über dessen Seele alle Dinge, die er anschaute, eine solche Gewalt bekamen, daß er jählings überwältigt nicht mehr seine Einfühlungsfähigkeit leiten konnte, sondern den Dingen zum Raube fiel. Bei ihm war das Ende seiner Welterlebnisse: Angst und Zerbrochenheit, nicht mehr das grandiose Pathos, von dem Hegels Schriften zeugen. In seinem Falle hätte Nietzsche recht gehabt: er war ein Dekadenter.

—

Neben dieser Dauerform der Dekadenz als Mischwert steht ihre vielleicht noch interessantere Übergangsform, — wenn sie nämlich kulturelles Mittel wird in der Entwicklung eines Menschen oder der Menschheit.

Denn keinem einigermaßen geistig regsamen Menschen bleibt eine Epoche des Lebens erspart, in welcher Mutlosigkeit und Depression ihn ängstigen. Es ist dies jene Zeit, in welcher das Alte, Überkommene in ihm in erstaunlichster Schnelligkeit altert, in welcher alle alten Lebensvorschriften für ihn bedeutungslos erscheinen, weil er merkt, daß ein anderes Lebensgefühl in ihm und in ihnen pulsiert. Dies ist die Stunde seiner eigentlich neuschöpferischen Geburt, — die Stunde, in welcher die Nähe der Todesgefahr seinen Genius zu immer

größerer Anstrengung anspornt, — bis er schließlich, an der Welt und an den Menschen verzweifelnd, sich auf das stellt, worauf ein moderner Mensch einzig und allein stehen sollte: bis er sich auf den instinktiv erfaßten Sinn des e i g e n e n Lebens verläßt, sich also auf sich selbst stellt. Der Unterschied zwischen dem Mittelmäßigen im Geiste und dem Hochbegabten ist dann nur der: daß der eine vergißt die Hölle, durch die er hindurchgeschritten ist, und sich lediglich mit dem Positiven in Zusammenhang hält, — während der andere (der Typus Strindbergs!) immer wieder durch das Negative hindurch sich kämpft, um in immer erneuerter Lebensenergie zu neuer Erkenntnis und neuerem Lebensgefühl heranzureifen. So wird ihm denn der Schmerz im Dasein die Quelle immer wieder neusprudelnder Schöpferkraft.

Eine ähnliche Rolle, wie im Leben des einzelnen, spielt die Dekadenz in der Entwicklung der allgemeineren Kultur. Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß Neubildungen umfassender Kulturbewegungen durch Revolutionen hindurchgehen und durch das Absterben allzu reif gewordener Kulturen. Wir brauchen nur auf die uns überkommene eigene Kulturblüte zu schauen, um zu merken, wie hochentwickelt, hochdifferenziert und wie altersmüde zugleich sie geworden war, — lange bevor russische sozialrevolutionäre Prinzipienreiter zum Ritte gen Westen sich in den Sattel schwangen. Denn alle Entwicklung bedeutet Neu-Entstehen. Neu-Entstehen bedeutet Verneinung und Vernichtung. Müder-Werden und Absterben, — kurz das Überwiegen der Dekadenz des Älteren, Überkommenen. Dieser Gegensatz zwischen Altem und Neuem ist ja in der Gegenwart besonders stark, — wann hätte es sonst in der bildenden Kunst solche vehementen Widersprüche gegeben, wie die Werke Noldes und Liebermanns?! Man erkennt nun aber auch den Grund für die überraschende Schnelligkeit, mit welcher sich die künstlerische Revolution durchsetzte, deren Führer die Nolde, Schmidt-Rottluff und Kandinsky sind. Denn da das Dekadente eines der Hauptelemente der früheren Kultur und Kunst war, so konnte diese schwache Kultur sich nicht aufrechterhalten, sobald einmal eine Schar von überzeugten Feuer- und Starrköpfen sich gegen sie wandte; und solcher Revolutionäre gibt es jetzt mehr als genug.

Die außerordentliche Höhe der Verfeinerung der vergehenden Kultur und ihres Bewußtseins vom Negativen erklären auch die Heftigkeit der Widersprüche der neuen wider die alte Generation. Der Wille zur Gesundheit des Positiven ist wieder in barbarischer Stärke erwacht, — ein Wille, dessen rücksichslose Härte vor Jahren schon fordernd laut wurde in der Stimme Stefan Georges, — der bronzenen Stimme des heiligen Menschen unserer Zeit:

„. . . Zu spät für Stillstand und Arznei!
„Zehntausend muß der heilige Wahnsinn schlagen,
„Zehntausende muß die heilige Seuche raffen,
„Zehntausende der heilige Krieg."

Es ist kein Zweifel möglich darüber: die überkommene Kultur bricht zusammen. Die Welt-Sonne der expressionistischen Primitivität geht blutrot im Osten auf, — aber wie siegreich auch ihr Weltenlauf sein wird, niemals darf man vergessen, daß die ältere Generation, die sie mit ihren Strahlen töten wird, die höchste Verfeinerung des Bewußtseins in sich trug, die jemals erreicht wurde, und den höchsten Wagemut in dem bewußten Erlebnis der Negationen des Daseins.

DREI GEDICHTE *Von Julius Maria Becker*

WÖLFE

Sie fließen von Finsternis über wie Totenkrüge
Und färben mit Nacht, was sie mit Händen berührten.
Dunkel entfließt ihren Augen, ihr Schatten erspringt die Giebel.
Sonne haben sie in den Hexenturm gesperrt.
Fraß denn, von Giften gesät, der Grind auf dem Scheitel
Helleres Wissen wie schüchterne Grasspur ab:
Daß sie nicht Menschen mehr sind, Wölfe sind, Werwölfe sind,

Heulen wie Hunde an Ketten, wenn drüben der Nachbar stirbt,
Kriechen auf vieren, versammeln sich rings um die Tröge,
Hetzen um Kirchhofsmauern sich selber zum Wild,
Keilen die Wucht ihres Zahns in Lenden der Brüder,
Wühlen die Brunst des Geschlechts über Wahllose hin.
O und es wird sie kein Klang aus der Ferne erlösen,
Funken nicht schlagen aus Wegwurf und Steinkies der Herzen.
Denn der Hirten Schalmei verdorrte in knöchernen Fingern,
Gier überschwemmte in Kehlen der Frauen das Gold.
Und Nachtigall starb in niedergeäscherten Gärten.
Und Metallpest hat oben die Glocke des Aves zersprengt.

II

Nicht nötige mich, o Anderer du, bei dir einzukehren!
Ich weiß ja nicht, was du in dunkelen Schatten beherbergst.
Ein Täfelchen warnt mich: Selbstschüsse lägen verstreut.
Drei bissige Doggen knurren, an Ketten geschmiedet.

Die Friedung des Parkes erstarrt von farbigen Scherben.
Im hohen Gras wirft ein Löwe den Rachen auf.
Auch zischt aus dem Tropfstein im Zwillingsstrahl
Gelblicher Schwefeldampf gekerkerter Drachen.

Wer hat die Korridore bis obenauf mit Kalk verputzt?
Im rauschenden Fresko der Wände hat hier ein Eden geblüht. — —
O springt nicht von selber die heimliche Kammer auf?
Gießt sich nicht Musik daraus wie Sonnensturz hin?

O Anderer du mir: zu suchen kam ich nach gütlicher Habe
Und irre umsonst im Raum deines Blickes umher.
Durchmesse umsonst den Lammsprung gesänftigten Lächelns,
Ereile umsonst die Tiefe gesprochenen Tons.

O Anderer du mir: ich glaube dich fernher zu kennen:
Denn wie du dich einpferchst im Doppelring der Verhaue,
Drachenodem und Löwenrachen und Doggengebiß
Als Gruß über Wege voll Kies und splitternder Scherben mir herschickst,
Bist du es wieder, o bist du es wieder,
Des Falten bebluteter Hände aufsteilte im blinden Gewirr
Der Todesparabeln hinstreichender Flugbahn,
Des Beugen der Knie mit dem Sieg die Qualen der Ärmsten berief,
Des Herzblut im Siegel der Manifeste erfror.

Nicht nötige mich, bei dir einzukehren,
Ich will ja lieber mit meinem sanfteren Bruder, dem Mond,
Fortschreiten über Giebel und Dächer, Weinbergstreppen erklimmen,
Mich zu gedulden in Hallen der ewigen Wiederkehr,
Bis er kommt — — — bis er kommt: der Mensch.

III

Daß sich das Dach deines Tempels auf strebenden Säulen erhebe,
Hab' ich mit gütlicher Winde Geleit die Meere durchfahren, hoch im Gebirg' die Zedern gefällt.
Nun liegen sie reinlich geschichtet zur Heimfahrt im Boot der geblähten Segel.
Doch Jupiter Amon, mein Gott, wendest du jetzt im Zorn den Segen von mir?

Sieh nur, ich liege eingeschlossen im Horizont der Räuberschiffe.

Sie gleiten wie Wolken auf silbernem Spiegel her.
Enger zieht sich der Kreis.
Sie haben die Flügel des wilden Schwans ausgebreitet an hohe Masten geheftet.
All die geschnäbelten Kiele sind auf mich gezielt.

Laß mich, Jupiter Amon, den Namen rufen, der alle schreckt!
Wolle du nur, und schon wirbelt, in Säulen gedreht, das Wasser zum Himmel auf.
Der Räuber Schiffe tanzen wie Spindeln im Wind, kreisen die Wendeltreppen empor —
Wolle du nur und schon legt sich aus offener Hand dein Blitz
In die schwimmenden Türme der Räuber; es senkt sich ein Rauch,
Daß sich ihr Kurs zerwirrt, Schnäbel sich ineinanderhacken, die Flotte versinkt.

Aber dein Wille bleibt stumm. Schon spickt mich
Speerwurf der drohenden Blicke aus näher geschlossenem Kreis
Und meine Augen gießen, da Trübsal das Herz umringt,
Ströme der Tränen zu brodelnden Wogen hinab.
Ich muß es erleiden.
Du hellst nur leise den Schleier der wehenden Luft,
Reichst nur den Widder mit goldnem Gehörn zur letztlichen Speise,
Becher des Weins, der mein Herz erlabe,
Und tönst nur aus Harfen, die hoch in Wolken stehn,
Ein sänftigend Lied, den herrischen Trostgesang.

DER TAUBE *Von Fritz Brügel*

Gott hob mich auf in atemlose Stille,
An meinem Ohr verschweigt das Wort der Welt.
Das Jahr umschließt mich mit Gewand und Hülle
Und ist die Hand, die mich ins Dunkel hält.

Gott hob mich auf; oh daß er sich erfülle
In meiner Stille, die wie Herbst verfällt!
Oh wenn er kommt: sein lauter Ruf zerschellt
An meiner Ohren dichtverschlossener Hülle.

Gibt es Musik? Ihr sprecht von Tanz und Schreiten!
Mein Aug' ist taub und meine Ohren blind!
Ich höre nicht, wie Landschaft stumm verrinnt,

Wenn Hände sich zum Erntefest bereiten.
Gott hob mich auf! Er läßt mich! Läßt mich gleiten
In schwarze Tiefen, die das Ende sind!

SEI DU WIE GOTT *Von Georg Stimmel*

Das Kreuz der Welt, das du zögernd in Händen wägst,
Nimm es und trag es mit lächelndem Leid.
Niemand errate, wie schwer du trägst
Und wie der Gott in dir nach Erlösung schreit.

Die Dornenkrone drückt in deine Stirn,
Sei wie die Menge „ohne Unterschied".
Und wenn der Spötter Pfeile dich umschwirren,
Verspotte selbst dich, weil man dich erriet.

Sei du wie Gott! Aus ihm quillt jeden Seins Versuch
Und strömt zurück wie in die Kraft unendlichen Gewichts.
Schuldlos wie Christus trag des Judas Fluch!
Du leidest alles, und es scheint wie nichts.

ZWEI GEDICHTE *Von Paula Ludwig*

AN EINE TOTE

Es muß leicht sein
Da, wo deine Augen hingegangen sind.
Aber schwer liegen die Kränze,
Und trübe Spuren zermahlen die Wege.
Wie der Schnee fiel
Und sich jäh schloß über deinem Lachen,
Also sank das Unbegreifliche.
Nun wandle ich immer in deiner bangen Umarmung,

Und möchte, du kämest einmal im Traume
Und würdest lächeln.
Laß deinen unendlichen Hauch
Kreisen um meine Sinne,
Und gehe nicht fort mit deinen innigen Füßen.
Menschen kommen und legen
Zärtliche Hände auf meinen Scheitel,
Aber keines Liebenden Wärme
Kann dich verdrängen.
Ich wandle immer in deiner Umarmung.

SOMMER

Blau sind die Wände meines Zimmers,
Und in seinen unendlichen Raum
Schrillt der Gesang einer Grille,
Später Stunde ruhlos bejahend ihr Leben.
Schwermütig ist des Todes Wandeln,
Und immer schon spüre ich
Seine demütige Macht.
Aber noch schwebt mein Blut wie eine gefüllte
Wolke,
Die sich vergießen möchte.
Noch umfaßt den geringsten der Halme
Im vollen Felde
Die Seligkeit meines Daseins.
Noch ist mir kein Weg zu weit,
Daß meine Füße ihn nicht liefen und segneten.
Oh ihr Wiesen dunkel im Abend!
Oh ihr blauen Wände meines Zimmers!
Wie die schreiende Grille bin ich.
Wenn deine gehorsamen Hände kämen,
Tod:
Würde ich selbst dich noch beglücken
Mit der letzten Blässe meines Mundes.

VIER TSCHECHISCHE MALER

Von Camill Hoffmann

Vier Maler aus Böhmen, Spála, Hofman, Čapek, Zrzavy, treten die Wanderung durch einige deutsche Städte an, Boten neuslawischer Kunst.

Die Vier haben sich schon vor mehreren Jahren in Prag zusammengefunden, eine kleine Opposition, und nannten sich die Eigensinnigen, die Unentwegten. Sie wurden angegriffen, mißverstanden, verspottet und — setzten sich durch. Dreißigjährige, die mit der Unbefangenheit der Jugend in noch eng gemauerte Tradition durchschnittlichen europäischen Eklektizimus breite Breschen schlagen, jeder in seiner Art.

Václav Š p á l a. Er ist der schwerblütige Lyriker unter ihnen. Er wandelt den Dreiklang Rot-Blau-Grün wie im Rausche ab. Sein langsames Blut jauchzt auf in dieser Farbenharmonie und singt das Fest der Erde. Dralle Dorfmädchen schreiten, runde Gesichter, feste Schenkel. Man erinnere sich, daß Rot die Hauptfarbe ist der mährischen und slowakischen Trachten. Rot die Farbe der Fahnen in Kirchenprozessionen. Rot die gemalten Herzen und Blumen auf. Bauerntruhen. All dies Glühen, Symbol leidenschaftlichen Lebens, durchströmt, überflammt Špálas Lyrik. Menschenlust, die sich grünender Natur, blauendem Himmel elementar verbindet. In Idyllen heidnischer Sinnlichkeit musiziert träge Sommermusik. Melancholisches Brüten wohnt nachbarlich neben paradiesischem Jubel. Die Seele sinkt aus eitel Daseinsfreude in dumpfes Grübeln. Atem fruchtbarer Scholle weht träumerisch. Leda auf dem Dorfe, urwüchsige Magd, empfängt den Schwan. Die Kühnheit, so klassisches Motiv ins Rustikale, Dörpische umzusetzen, enthüllt die Spannweite zwischen Herkommen und Umsturz. Špála durchlief den Weg bis Cézanne, zerschnitt dann seine Farbenflächen geometrisch, ohne daß sie Abstraktion wurden, ohne daß ihnen Erdsaft entfloß.

Vlastislav H o f m a n. Mehr als zwei Seelen in seiner Brust. Die dämonischste Erscheinung unter den Tschechen. Die Summe seines Schaffens ist noch lange nicht er. Immer gibt er nur kleines Fragment, die plötzliche Eingebung eines Augenblicks. Alles an ihm blitzt von Improvisation, von Intuition. Sein Furioso der Versenkung und der Produktion flieht durch Tausenderlei. Landschaften, vom Auge erfaßt, fliegen auf das Papier, naturalistisch, nur Impressionen, umduftet vom Zauber verjüngter Welt, unangetasteten Tages, keuscher Mythik. Menschenköpfe, Physiognomien der Stadt,



VACLAV ŠPÁLA, Gemälde: Landmädchen



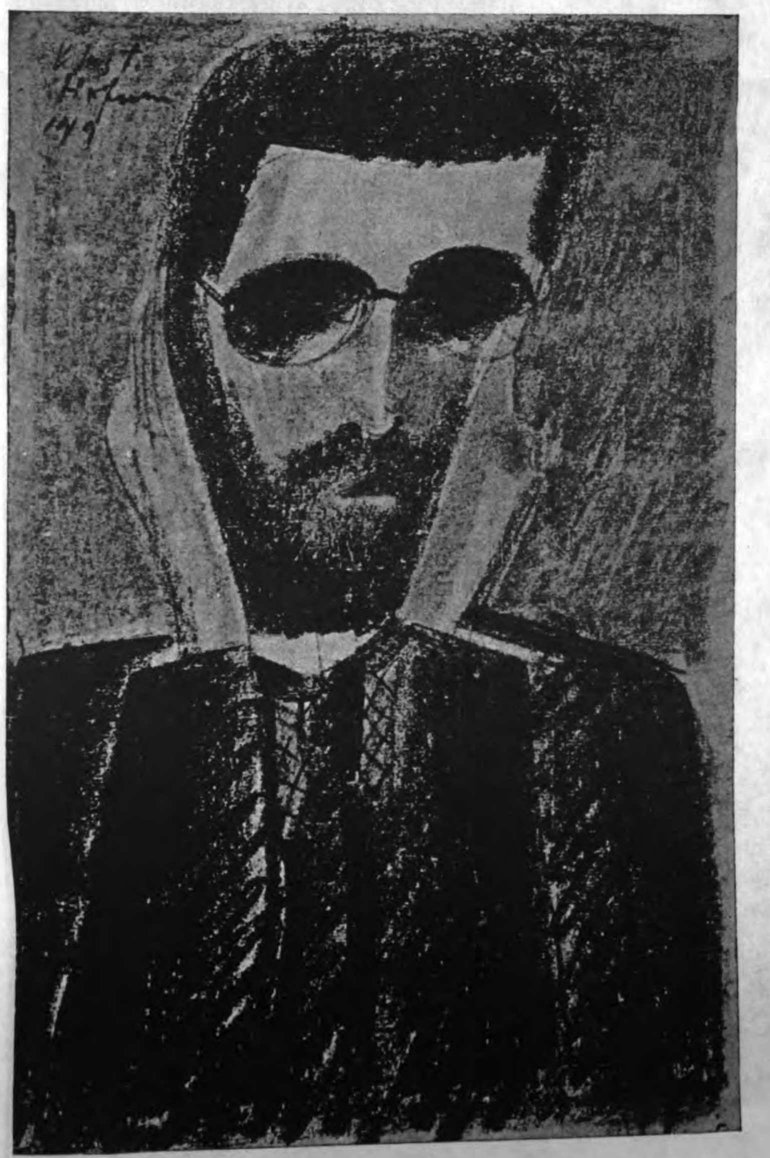
VÁCLAV SPALA:, Gemälde: Bad





VLASTISLAV HOFMAN:

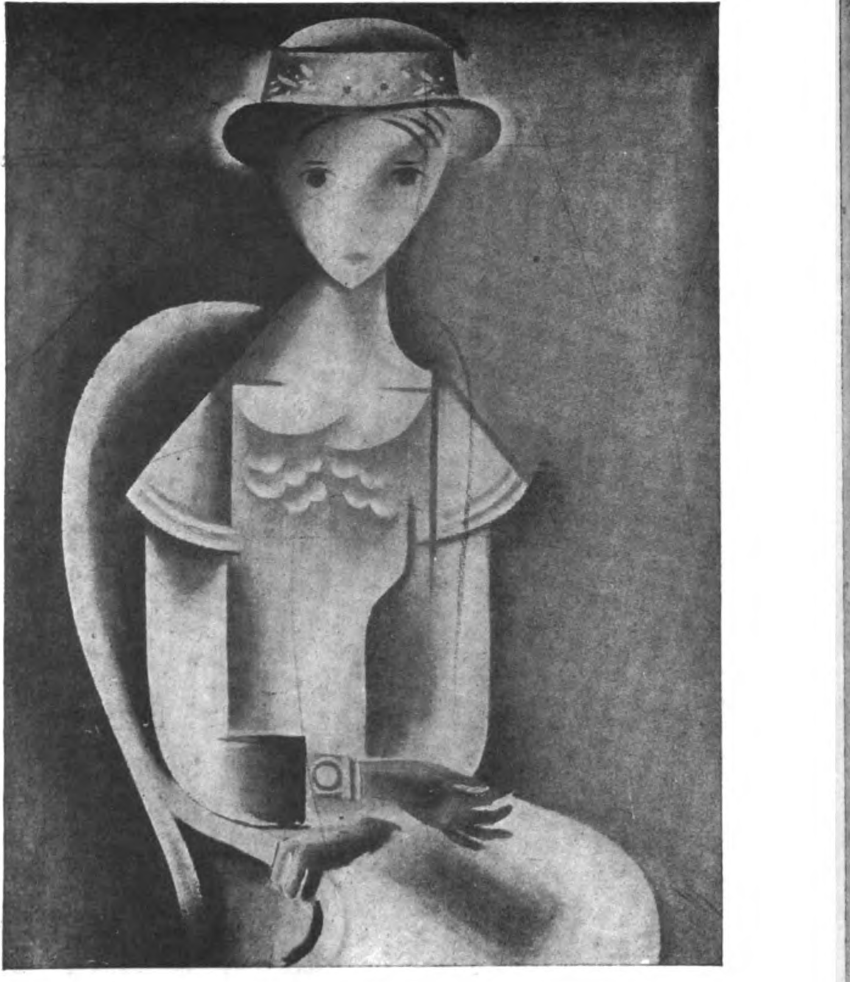
Mutter
Der sterbende Marmeladow

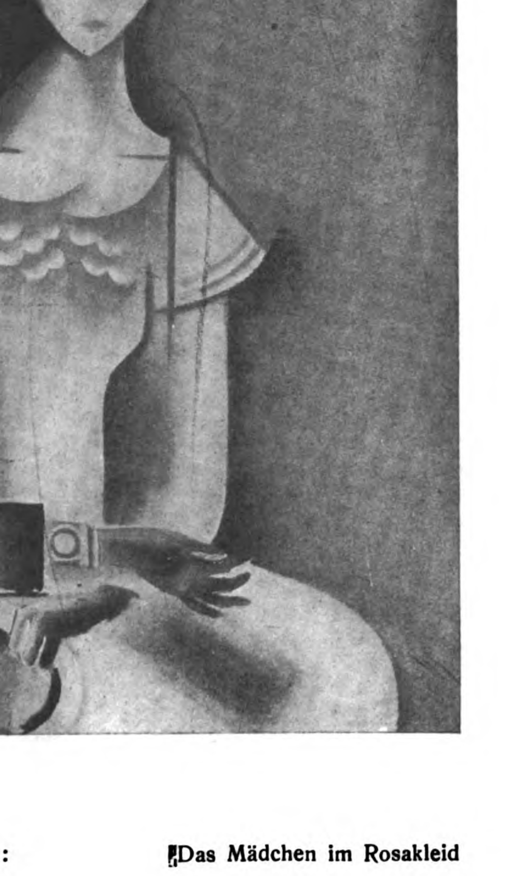


VLASTISLAV HOFMAN: Leser

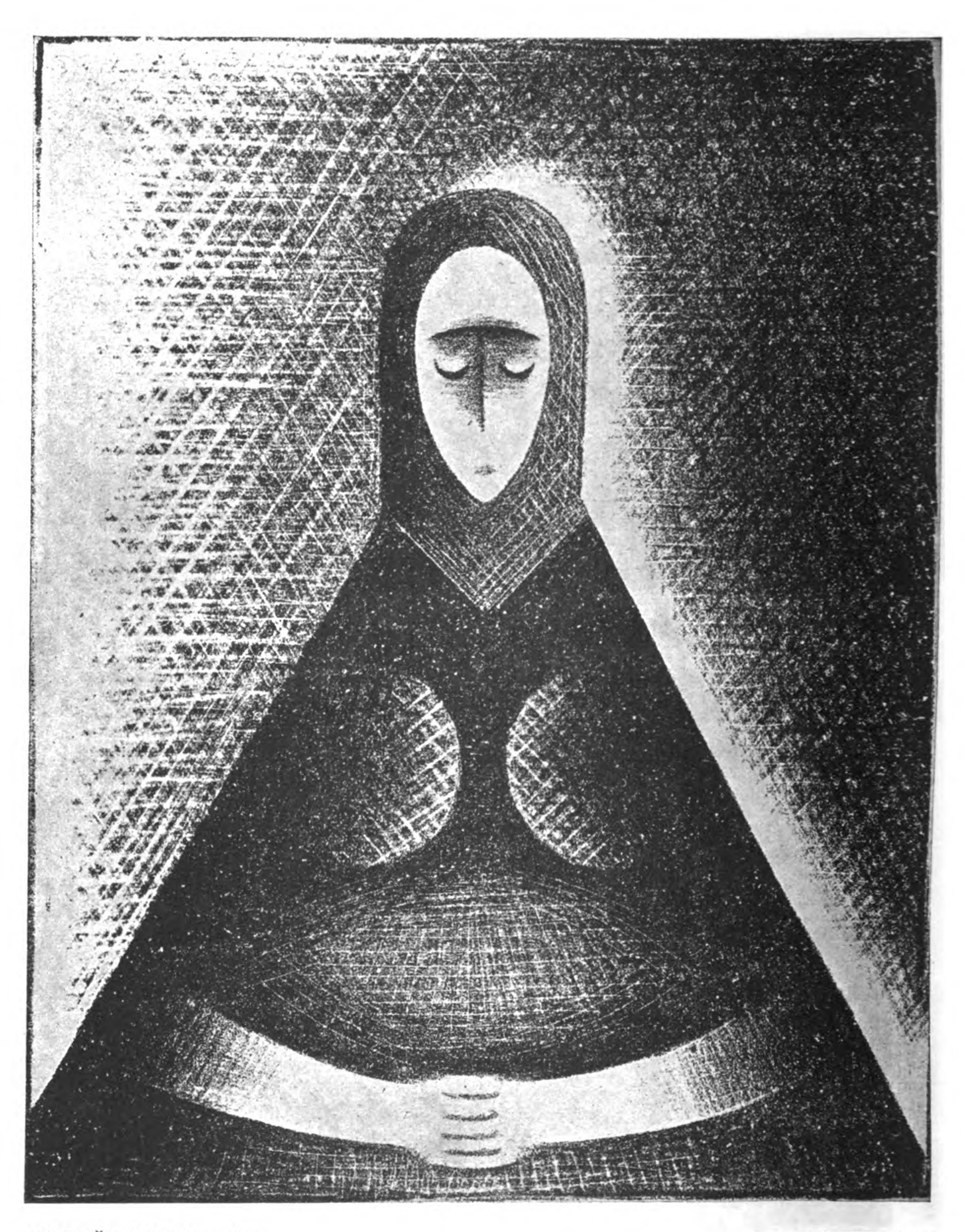


Knabe

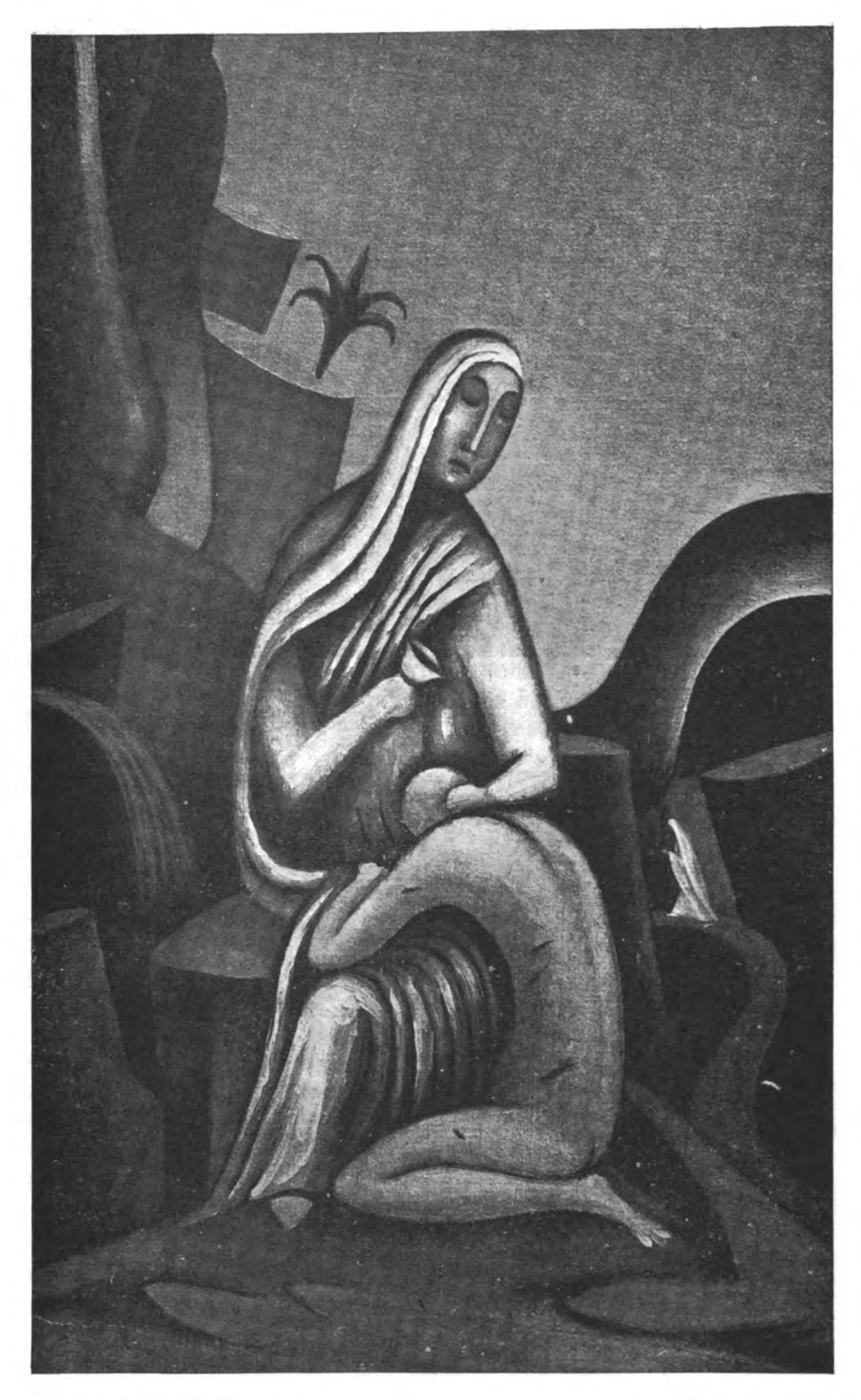




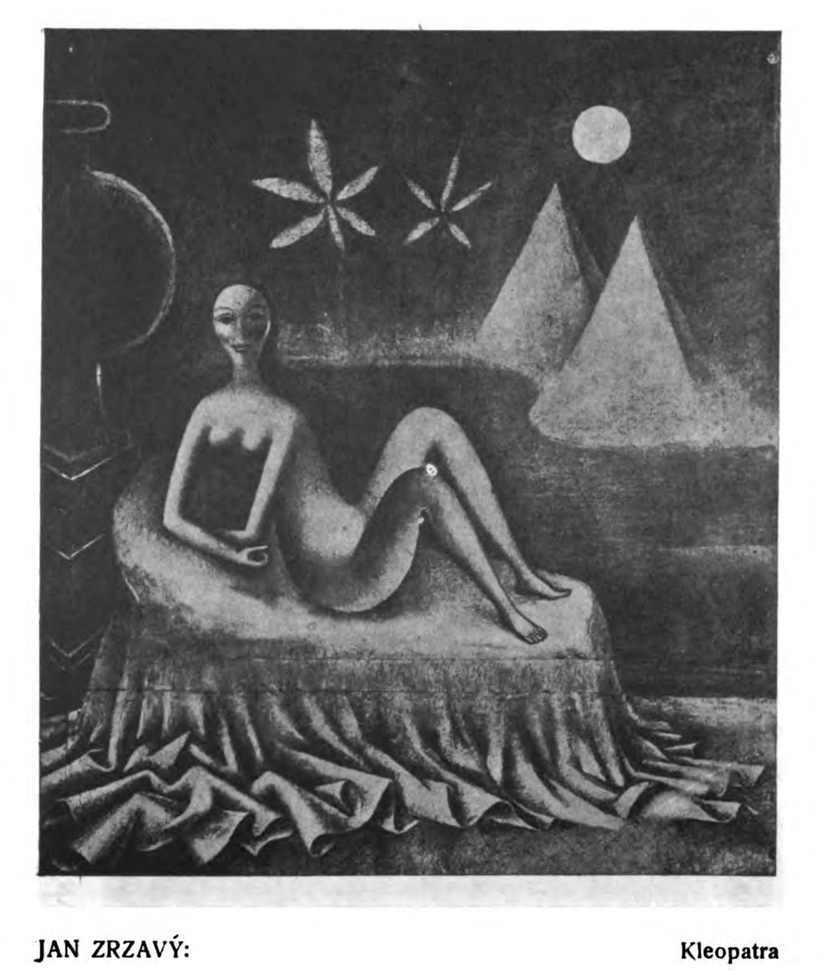
JOSEF ČAPEK, Gemälde: Das Mädchen im Rosakleid — Das Hemd



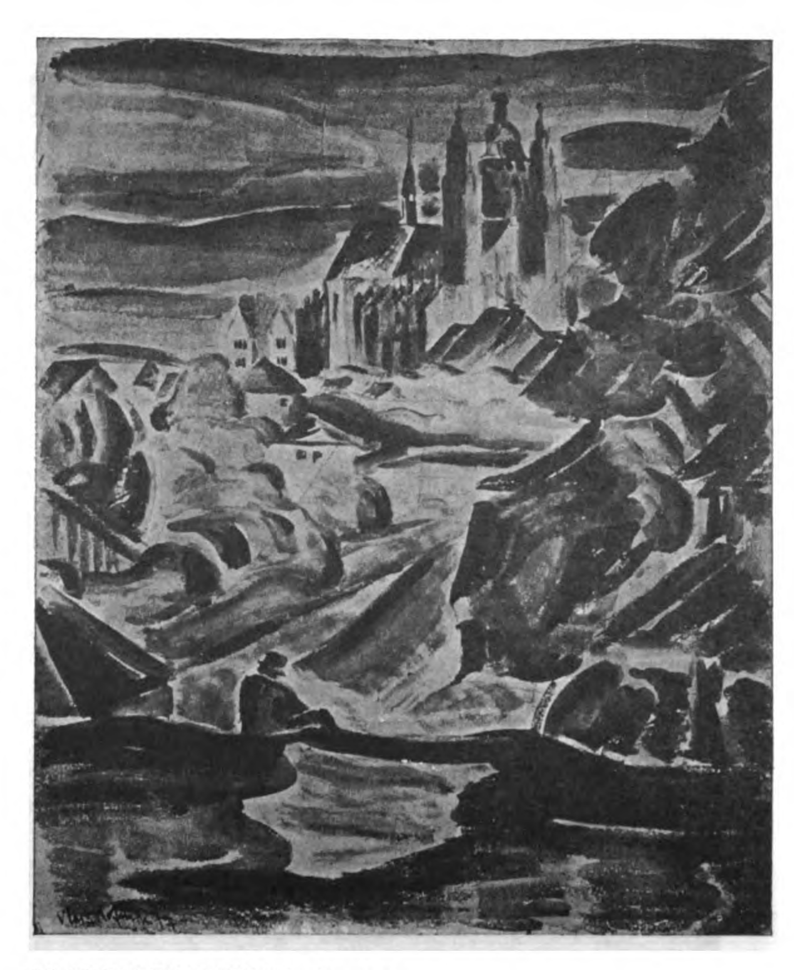
JOSEF ČAPEK, Litographie: Die arme Frau



JAN ZRZAVÝ, Gemälde: Der Samariter



JAN ZRZAVÝ: Kleopatra





VLASTISLAV HOFMAN: Gemälde

liebende Frauen, weinende Mütter, ahnungslose Kinder, alle mit Seele beschwert, malt er hin mit der Unmittelbarkeit der Begegnung. Brüllender Mund, starke Geste des Redners versinnlichen konzentriert die Idee fanatischer Agitation. So drückt er Naivität von Naturstimmung, Gefühl und Nervenschauer, Gedankliches aus, nicht auf einheitlichen Stil geeicht, byzantinisch primitiv mitunter, sich abessynischer Kultbilder erinnernd einmal. Er hat den Dostojewski-Zyklus gezeichnet, eine visionäre Revue der Heiligen, Verbrecher, Guten und Bösen aus den Romanen des Dichters. Man wird ihn unter keine Formel bringen, trotzdem er ausgeprägteste Persönlichkeit ist, denn er spaltet sich unaufhörlich und jedes seiner Werke trägt nur Abglanz eines bald zarten, bald gewaltsamen, bald kontemplativen, bald dramatischen Temperaments. Hofman ist der beste junge Architekt der Tschechen, darum — malt er, schreibt er, inszeniert er Dramen. Urtümliches umwittert ihn, er müßte der Unkomplizierteste sein und bleibt der Unbeständigste, Differenziertste, Problematischste.

Josef Čapek. Wenn es eine Art spirituellen Genrebildes gibt, so malt er es. Ganze Novellen denkt man sich unwillkürlich zu seinen Gestalten. Es sind Bettler, Dirnen, Matrosenjungen, Farmer, Boxer, Detektivs, Taschenspieler. Abenteuerliche Geschichten fallen einem ein, wie sie am witzigsten Engländer erzählen — oder Čapek selber. Ein bißchen Kolportage ist dabei, aber mehr Sehnsucht nach Außerordentlichem, Groteskem, Geheimnisvollem. Fort, hinaus aus dem Rationellen des Lebens! Spiele locken mit Spannungen, Überraschungen und Lösungen wie in Mathematik. Ein rechnerischer Geist, der aber die Zahl setzt in phantastische Beziehung zu Unendlichkeit, Ewigkeit, wunderbaren Gesetzen. Eine Welt des Leids stürzt hervor aus Bildern wie der „Bettlerin", eine andre Sphäre lebt hier, Schmerz, Mitleid, Christentum. Gotische Architektur baut sich auf solchen Tafeln auf. Ein Primitivist, nicht aus Naivität, sondern aus geistigem Raffinement, bekennt, erzählt.

Jan Zrzavý. Ein Spätling des Barock. In Jesuitenstiften könnte solche Kunst gediehen sein. Ungemein viel Erotik, ungemein viel Metaphysik. Brunst und Inbrunst einander durchschlingend, voll Scheu. Das Leben, viel zu brutal für Mimosennerven eines gottesfürchtigen Träumers, verwandelt sich in bizarre Gespenstersonate und schrullige Phantasmagorie. Mondsüchtige schweben. Blasse Menschen starren in ihr Schicksal mit anämischem Lächeln. Sie haben die Süße Lionardos in den Mundwinkeln. Sie sind dem Tod verwandt, Grauen in großen Augen. Der Orient ist ihre Vergangenheit, ein Morgenland der Palmen, Pyramiden, Sphynxen und schwüler, klarer Nächte. Das Geschlecht reckt sich mystisch in solchen Lichtnächten, tierisch, gierig, sündhaft. Erinnerung an Fall und Fluch, verwirrend, macht das Dasein traurig, durchfiebert es hektisch. Die Seele, schuldig, müde und schön, sucht Heiligkeit, Reinheit, Entsühnung. Die Farben leuchten magisch, unreal wachsen die Räume, spukhaft alles Stoffliche darin.

Die vier tschechischen Maler, unter einander so verschieden, sind besondere Welt. Ihre Technik reifte im Westen, aber ihr Wesen ankert im Osten mit Glauben, Trieb, Geist und allem Unbewußten. Will man sie Expressionisten heißen, so drücken sie nicht Individuales allein aus, auch Nationales. So tragen sie Botschaft größerer Gemeinschaft hinaus.

DER TAG

Von Walter Heinrich

Als er erwachte, sah er den weißen Raum um sich, lange Paraden weißer Betten, helle Fenster, weiche Schwestern, kalte Ärzte, seine Hände bleich auf der Bettdecke, seine Nasenspitze hängend vor seinen Augen; hörte er um sich leise Schritte wie Tasten stummer Tiere, Rascheln von Tüchern, Tropfen von Flüssigkeiten in Gläser, gedämpftes Raunen von Ärzten, langgezogenes und angstvoll abgerissenes Stöhnen; roch er scharf Karbol und andere Lazarettdüfte um sich; schmeckte er vertrockneten Schleim auf seiner Zunge, Reste bitterer Pulver und Pillen; fühlte er schwer seine Schenkel, Waden und Füße, Arme und Hände in weiche Kissen gerollt, seinen Leib sanft in warme Wickel gehüllt, spürte in seinem Kopf ein fortwährendes,

hämmerndes, ruhloses Zucken, Reißen wie gefesseltes Wild an harter Schlinge.

So erkannte er nach langem Schlaf die Welt wieder: wollte sie jubelnd begrüßen und seine Arme sehnend dem hellen Tag, der rings auf aller Weiße saß, entgegenrecken. Aber seine Stimme erfror im Mund und seine Arme lagen stumm auf der weißen Decke. Er wollte sich hochwerfen vor Schreck: er lag reglos in den dicken Kissen. Seine Augen quollen in furchtbarer Angst, Schweiß brach aus, einzige Spannung jagte über den armen Leib. Dann riß wieder in jäher Qual das Bewußtsein ab.

Ein dicker Arzt schob sich an das Bett. Kniff die Augen zu winzigem Spalt und versicherte: „Vollständige Lähmung — — —"

Nach einigen Sekunden: „Unheilbar."

Ein Jahr lag der Gelähmte in dem weißen Bett des Lazaretts. Dann entließ man ihn zu seinen Eltern. Er saß reglos in schönen Sesseln, dicke Decken auf dem Schoß, oft auf sonnig-grünen Veranden und Terrassen, zuweilen im Park unter guten Bäumen. Manchmal wurde er durch die Straßen gefahren, eine reglose Puppe. Kein Muskel zuckte und zog an. Kein Laut brach aus seinen Lippen. Seine Augen weinten und schrien durch Zimmer und Straßen.

Und sein Hirn raste ungeheuer um grausame Ergebnisse und süße Möglichkeiten.

Diener schoben seinen Wagen über die Parkwege. Seine Eltern ließen ihn nach Belieben umherfahren. Man kannte ungenau seine Wünsche. Nur die Augen winkten kurzen Befehl, als einzige Möglichkeit, seiner Umwelt Kenntnis von den Vorgängen seines Hirns zu geben.

Es kam eine Zeit, da vermochte er den Dienern begreiflich zu machen, daß sie ihn allein lassen sollten im Park. Dann saß er stundenlang allein unter den lichtgrünen Schirmen zweier mächtiger Kastanien und rückte seine Augen ins Unendliche. Nichts Lebendiges schien es rings zu geben. E i n e Bewegung nur schoß donnernd im Raum: Vorstellungen, Gedanken, Kombinationen, Schlüsse, phantastische Gebäude gewaltiger Bilder von einer Hirnssphäre zur andern, sich stürzend, wälzend, anschwellend, riesenhaft aufrollend.

„Ehe mir das singende Geschoß durch den Schädel stach", dachte er, „war ich ein Groschenautomat. Doch in Nächten, da kein Stern auf das Land tropfte und alles in schwarzem Abgrund ertrank, lag ich fiebernd auf meinem Stroh im Graben und horchte auf meiner Pulse motorisches Knattern. Dann erblühten vor meinen Augen jähe Visionen gigantischer Leichenberge, Köpfe mit grün-eiterndem Mund, zersplitterten Zähnen, Augen verfault, grauer Schleim, blaugelbes Gewimmel ekler Darmkanäle, zuckender Arme und Finger, die sich selbständig machten und krallend die Erde tasteten.

Wilde Schreie donnerten aus allen Trichtern rings. Bäche rieselten zäh um alle Erdgruben, schwarz Pestgestank kroch in Ärmel, Nase, Mund und Ohren.

Dann riß ich meinen Kopf nach oben, spie gellend in die Nacht, brach stumm zusammen. Am Morgen, unbewegt, rollte ich stummer Automat weiter — — — Dann sang das kleine Geschoß in meine Schädel."

Er saß in sich. Und ihm war, als ob nur er wäre in dieser Welt. Und sie gehöre ihm allein und niemand sonst. Keinem könne er sagen von sich und von keinem etwas erfahren. Das war wie eine riesige Glaskugel, in die er eingeschlossen, die Welt außen betrachtete. Er sah und hörte sie und sie ihn. Aber er war fest eingeschmolzen in die Kugel und konnte sich nicht rühren; nicht Glieder noch Lippen. Nicht kam das Ich zum Du, versank und umkettete es. Glatt strömten sie aneinander vorbei, keins rührte das andere.

Er dachte daran, daß er allein wäre nachts im Feld und über ihm schweiften die Legionen Sterne. Er rufe sie und schwenke grüßend seine Arme, aber sie sähen und hörten ihn nicht. Und er verstände sie nicht. Wirkungslos zögen sie aneinander vorbei.

Nun trennen Wände sein Gehen und Kommen zur Welt, verhinderten, da er Mauer fühlte, furchtbare, nicht zu stürzende, doch unwägbare, unsichtbare, untastbare. Nun erwachte ein Stern in ihm und riß jäh die schnurrenden Räder des Automaten

in seinem Kopf entzwei. Mit ekelhaftem Schnurren rollten sie ab.

Da kroch der Stern immer breiter aus dem dunklen Winkel und drängte sich hervor unter den Trümmern des Automaten. Er bekam breiten Fanfarenmund und begann zu schmettern wehende Botschaft.

Der reglos im Park lag in den weichen Kissen, begann einen Kosmos in seinem Schädel zu gebären, ein fabelhaftes Gebäude, einen Himmel, ein Paradies: O süßes Wunder, heilige Beglückung, Sehnsucht, Hoffnung, herrliche Befreiung!

Bis zu dem Tage war er Mensch geheißen. Und er schämte sich in seinen Nächten dieses Namens. Er spuckte geifernd an die glatten Wände und heulte gell: Oh — Mutter, daß du mich gebarst! Warum gebarst du wilden Automat? Warum gebären alle Mütter Automaten?

Da jetzt aufschwoll in dem knöchernen Schrein der blühende Kosmos jubelnder Sterne, sangen Chöre hell, Posaunen, Tuben, Pauken, laut Drommeten: bunte Hymnen: vom brennenden Anfang — — Erde — Himmel: Heiland! seht ihr Brüder: segnend ström' ich zu euch nieder! — Oh, —

Der smaragdene Tag schaukelte in den Bäumen. Alle Blumen küßten sich mit blauen Faltern. Es gab auf einmal Vögel im Park, mit opalenen Schnäbeln, diamantenen Augen . . .

Das war Jubel strahlenden Anfangs.

Der Kosmos tanzte: schmetternde Reigen, sprühendhoch. Entquellend immer neue Sterne und Sonnen, blinkende Monde dem fruchtbaren Brunnen.

„Welt wächst. Neue, ungeheure Erde!

Bäume wandeln auf silbernen Straßen. Blumen sie grüßen. Umarmen selig lachende Tiere.

Zersprengen, donnernd Auffliegen knallroter Kasernen, Fabriken. Duftige Hütten mit singenden Menschen stehen an allen Rändern der Wälder.

Keine Schreie wühlen sich bitter. Keine Ängste bang sich an Wolken krallen.

Goldenes Lachen strömt auf allen Wiesen.

Harfen singen. Und dünne Flöten. Purpurne Stimmen anheben brausendes Halleluja.

Ein guter Mann steht auf dem weichen Hügel: Gras wogt weites Meer: Gott sieht die neue Erde segnend.

Bäche springen auf und ab. Keiner hält sie, da sie auffahren zu Berg. Und Steine plaudern heiter mit den Feldern.

Die Wege schwenken frei im Land bald hier, bald da, keine Fessel streckt sie am Boden.

Auf aller Menschen Schultern Papageien, Pfauen, Tauben sitzen.

Nie gehen zwei, nie drei, vier, fünf, daß sie nicht lächelnd sich die Hände geben.

Drob dreht sich licht des Himmels Glocke, ewigblau. Berauschte Gärten breiten sich um alle Wesen . . ."

Der neue Kosmos schwoll in dem Hirn: Der Stern raste. Ungeheurer Ballon drängte sich aus der Hülle . . . aus! Aus!

Des Automaten Trümmer fraß scharfer Rost, Staub. Wind flog: verwehte.

Der Stern!

Oh:

Sonne!!

Da am Abend die Diener in den Park gingen, um ihren Herrn nach dem Hause zu fahren, denn es wurde kühl, fanden sie ihn auf seinem Fahrstuhl unter den Bäumen: Auf seinen Schultern brannte hell eine tanzende Sonne: Eine Sonne statt Kopf.

Es wurde Nacht. Im Westen der große Stern war hinunter. Die Sonne auf des Gelähmten Schultern lohte hoch: Der Park flammte in zündendem Licht.

Aber die Diener sahen es nicht. Sie fuhren ihn ins Haus. Und seine Eltern sahen es auch nicht.

Alle Menschen sehen es nicht. Keiner sah und wußte, daß der Gelähmte eine neue Sonne aus sich geboren und daß sie tanzend auf seinem Halse stand.

Sie fuhren ihn durch die Straßen der Stadt: Leuchtend schwebte die Sonne zwischen den grauen Mauern. Lichtmeere ertränkten allen Schmutz und Lärm. Doch da rollten Droschken, Bahnen, Karren, Kutschen vorbei, rasten Maschinen oben, schoben sich übelriechende Menschenballen auf heißen Steinen, fluchten und mordeten

ihre Menschlichkeiten, heulten Kinder, kreischten Zeitungsjungen, watschelten Marktweiber fett und balancierten dürre Huren: Aber die neue Sonne sah keiner unter sich auffahren.

Oder sie fuhren ihn durch grüne Anlagen, durch rot-blau-gelbe Blumenbeete, an sprühenden Fontänen vorbei, auf weißen Sandwegen unter schattigen Baumschirmen: Niemand, der ihm begegnete, vergaß plötzlich die Schönheiten umher und betete staunend seine lichte Sonne an.

Am Observatorium rollte er vorbei. Ein dickes Fernrohr stach ein Astronom in den Himmel aus feiger Kuppel. Er starrte blöd in das wässrige Gewölbe. Blind sah er keinen neuen Stern.

Alle — Alle — Alle — Eltern — Diener — Kutscher — Köchin, Kaufmann — Passant — Hure — Marktweib — Astronom: Niemand sah die Sonne!

Niemand!

Ihr! Reißt die Augen auf! Ihr —!

Die Sonne! Die Sonne!

Komm doch. Kommt. Legt eure Hände an sie. Streichelt sie. Betet . . .

Oh — — — Keiner . . . sieht die Sonne . . .

Furchtbar blähten seine Adern. Donnernd schossen Katarakte Bluts durch die Kanäle. Rasten flehend.

„Arme, ihr, schwingt: winkt sonnige Botschaft ins Land. Schenkel, ihr, springt: Knöchel wirbelt Tanz! Mazurka der Erlösung!

Leib, mein Leib: wiege dich, fahre auf, fahr' auf!

Rauschend stelle dich in die Meere und stoße den Rhythmus der endlichen Tat in die Welt!

Mein Mund: Entblühe mächtiger Krater: Lippen zwingend, Zunge schnellend! Schleudere das Wort in den Raum. Schleife es durch alle Herzen. Öffne dich! Weite dich! Schreie!

Mund! Glieder! Ihr —"

Hallend brach aus der Sonne Gebrüll.

Und keiner hörte es.

Keiner.

Die ihn ansahen, erblickten in seinen Augen nur furchtbaren Schrei. Rasende Qual. Verklammerte Sprengung.

Sie waren ratlos. Und wußten nichts.

Ungeheuer schrie die Sonne:

„O du mein Mund, warum ist stumm dein Schrei? O meine Glieder, warum sind starr eure Tänze? Töne! Wirbelt! Ha — he! Ich —"

Die Diener und Eltern sahen Furchtbares in seinen Augen. Aber sie standen vor ihm wie Menschen vor drohendem Kometen. (Sie wissen nicht seine Bahn und sein Ziel, ob er sie krachend zerdrückt oder gnädig vorübergeht.)

Sie spürten das Ducken eines Losbruchs, das Schweben eines fallenden Berges, eine Kraft ohne Bewegungseffekt.

Der Kopf des Gelähmten schwoll: täglich, stündlich.

Man fürchtete für seine Augen.

Maßlose Spannung raste durch seine Muskeln. Blau begann sein Leib zu schimmern. Man rief nach Ärzten: zwei, drei, vier. Sie wußten nur dasselbe zu konstatieren: Des Kranken Hirn erregt etwas, findet keine Ruhe, drängt zum Ausbruch.

Sie gaben ihm Narkotika zur Betäubung. Tagelang lag er ohne Besinnung. Man glaubte, beim Erwachen werde er alles vergessen und sich beruhigt haben. Doch das alte Spiel begann von neuem, wenn er zum Bewußtsein kam. Eltern und Ärzte verzweifelten, gaben ihn auf, machten sich auf eine Katastrophe gefaßt.

Man ließ ihn wieder durch die Straßen fahren und hoffte auf Ablenkung. Aber die Leute erschraken vor dem Gelähmten im Fahrstuhl. Mädchen kreischten hell. Viele Frauen wurden ohnmächtig. Männer begannen zu schwitzen. Schutzleute wiesen den Diener nach Hause.

Aber keiner sah die Sonne auf den Schultern des jungen Mannes.

Aus Straßenbahnen hingen sich die Leute und gruselten. Kinder heulten beim Anblick des Gelähmten. Gäule wurden wild. Hunde kniffen den Schwanz ein.

Alle fühlten einen Ansprung und wußten nicht, woher und wie. Und die neue Sonne schrie:

„Warum hört ihr mich nicht? Warum seht ihr mich nicht? Stumm mein Mund! Starr mein Leib! Nichts spricht zu euch: Aber alles schreit. Es drängt und schiebt. Flügel zucken in Fesseln. Löst sie — — Flügel!

O kommt doch und stellt euch um mich. Steht um meinen Wagen und lauscht. Hört ihr nichts? Seht ihr nichts? Wißt ihr nicht —? Ich will euch doch — — — so hell, so hell —!

Das ist —

Singe, mein Mund! Warum bleibst du stumm? Warum kann ich nicht meine Fäuste werfen auf dich und dich zwingen zu singen? Warum kann ich nicht die Schleier fortnehmen, daß alle mich sehen? Warum gehen alle vorüber? Ahnen nur, fürchten nur — wissen nichts . . .

O du — ich schreie ungeheuer an des Himmels Glocke. Ich flamme rot um alle Häupter.

Und keiner — — —“

Da war es, daß in einer Straße ein Mann einen Bericht anschlug, die Meldung einer großen Schlacht. Millionen waren geschlagen, gefallen, gefangen. Die Menschen begannen irr zu tanzen vor Jubel. Warfen zu Knäueln sich heran und lasen. Heulten, tanzten! Umarmten.

Glocken schwenkten sich von den Türmen. Fahnen sprangen aus Häusern, kletterten auf hohe Masten: bunt Karneval berauschte wilde Menge. Lieder flammten heiß an Straßenmauern.

Da geschah es:

Donnernd brach der neuen Sonne Stimme hoch. Klar Metall. Durchschlug alle Wogen des Karnevals. Wehend tanzten ihre Glieder, jung, verheißend. Stiegen auf vor dem Volk.

Alle sahen plötzlich die Sonne. Hörten die Sonne. Verstummten. Glocken krochen schrill zusammen. Fahnen rollten sich scheu auf. Lieder schliefen ein.

Dem Diener entsprang der junge Mann. Hoch auf den Sockel eines Denkmals. Vor streckte er den schlanken Leib. Warf rechten Arm aufwärts, der linke umklammerte erzenes Bein. Und donnernd schrie sein Mund in die Stadt:

„Meine Brüder! Das ist der Tag der neuen Sonne — — —“

— — — — — — — — — — — — —

Am Abend schwenkten keine Fahnen aus den Fenstern. Aber auf den Straßen gingen sie. Die Glocken riefen andere Lieder. Da brach der Tag herein . . .

Soeben erschien:

LUDWIG MEIDNER

Septemberschrei

Hymnen / Gebete / Lästerungen

mit vierzehn Steindrucken des Verfassers
gebunden 25 Mark

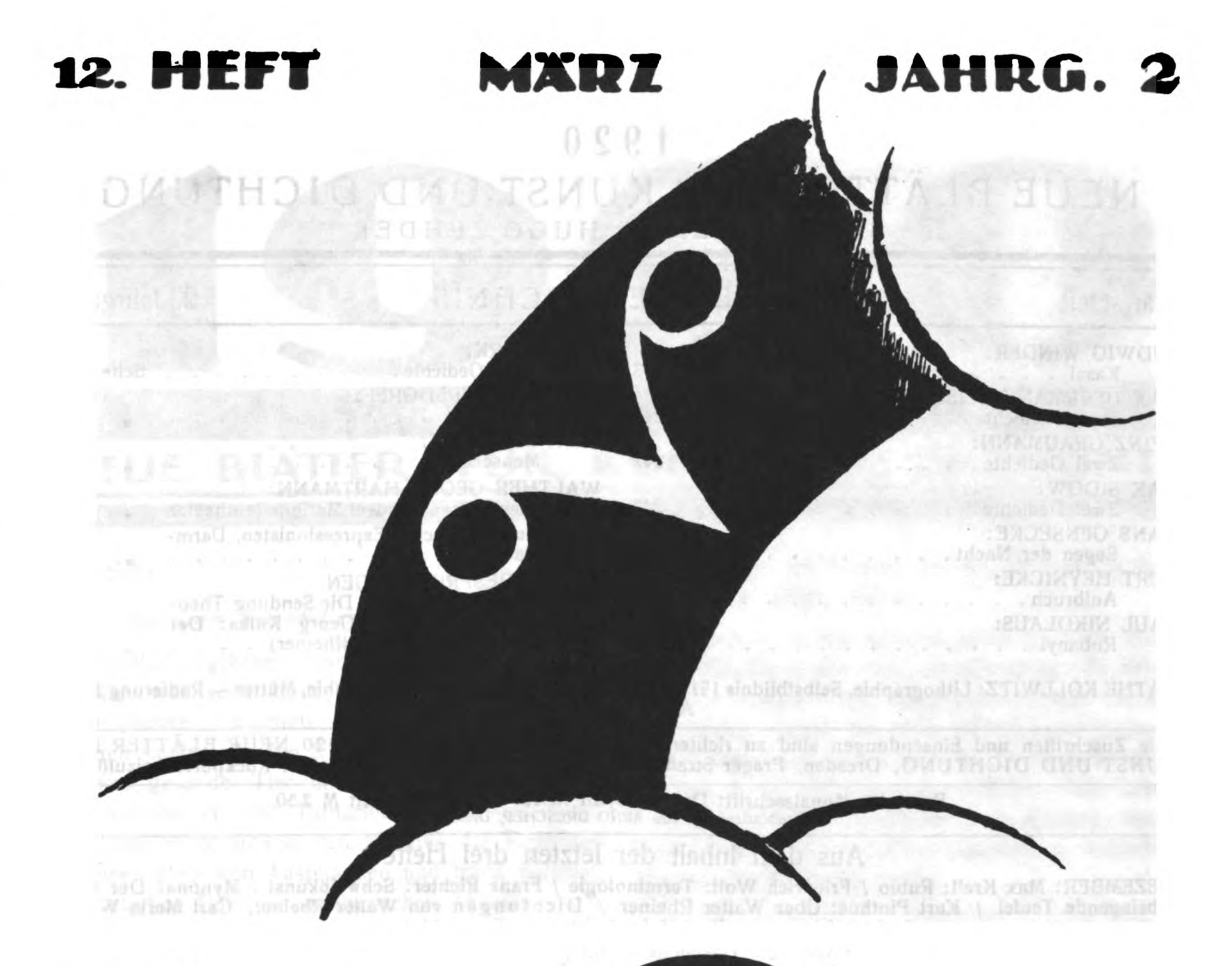
In diesem neuen Buche offenbart sich wieder in seiner ganzen Kraft Meidners Sinn für die Zeit und ihr Werden. Die innere Not des heutigen Menschen steigert sich in ihm, dem Schaffenden, zu einer inbrünstigen Glut, die durch ekstatische Ausbrüche hindurch den Weg zur Innigkeit, zur Einfalt, zur Wahrhaftigkeit zurückfindet. In diesen Hymnen, Lästerungen und Gebeten formt sich die ganze Wucht seiner Leidenschaft, die alle Tiefen menschlichen Fühlens durchrast, aber ebenso zarte und klingende Töne findet wie grelle Schreie der Angst und der Not. In der Vereinigung der eigenwilligen und plastischen Sprache mit der elementaren Kraft der Zeichnungen werden diese Bekenntnisse des Malers Meidner zum Gesamtausdruck tiefsten Erlebens.

Gleichzeitig erscheint eine Vorzugsausgabe von 100 numerierten und signierten Exemplaren auf Büttenpapier, in Halbpergament gebunden 300 M.

PAUL CASSIRER / VERLAG / BERLIN

Verlag: Emil Richter / Druck: Petzschke & Gretschel / Für die Schriftleitung verantw.: Hugo Zehder / Sämtlich in Dresden

12. HEFT MÄRZ JAHRG. 2



1920

A. D.

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

DRESDEN

KRAUS REPRINT 1970

1920
NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG
SCHRIFTLEITER HUGO ZEHDER

März-Heft | **INHALTSVERZEICHNIS** | 2. Jahrgang

Alle Zuschriften und Einsendungen sind zu richten: An die SCHRIFTLEITUNG 1920 NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG, Dresden, Prager Straße 13 — Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Preis der Monatsschrift: Das Halbjahr M 12.—, das Einzelheft M 2.50
Titelblattentwurf von ARNO DRESCHER, Dresden.

Aus dem Inhalt der letzten drei Hefte:

1920
NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

KASAI

Von Ludwig Winder

Aus einem demnächst erscheinenden Roman

Als Kasai geboren war, vertrieben sie seine Mutter, weil seine Haut hell wie ein Elephantenzahn glänzte. Er brüllte, bis der Kaiser eine seiner Frauen sandte, die den Knaben säugte. Sie war ein starkes, gesundes Tier, und Kasai gedieh. Er wuchs mit Sykomaren und Tamarinden in blauer Innigkeit auf, hüllte sich in den Nächten der Regenzeit in einen Pelz von Aaspflanzen und trank tagsüber den starken Duft der samharischen Akazien.

Sein Vater stand groß am Thron des Kaisers. Das Volk neigte sich vor ihm wie vor dem Kaiser, und als Kasai zum erstenmal die kaiserlichen Gemächer betrat, war Ehrfurcht rings. Der Kaiser grinste beim Mahl, griff mit beiden Händen in die Gemüseschüssel und nötigte den Knaben, es ihm gleichzutun. Kasai sah die Blasen und Geschwüre, die auf den Händen des Kaisers flackerten, sprang aus dem Fenster und lief hinkend aus der Stadt. Am Abend wurde er gezüchtigt, aber er mußte nicht mehr zum Kaiser gehen.

Vierzehnjährig zitterte er zum erstenmal in der Schar der Knaben, die drei Tage vor der großen Wallfahrt zum See der Aussätzigen zusammengetrieben wurden. Vierhundert Knaben standen im Audienzsaal vor dem Kaiser und seinen Ratgebern, Ärzte machten Hokuspokus, jagten dann die Knaben hinaus, bis auf zehn, die dem Kaiser als die gesündesten und schönsten vorgestellt wurden. Die zehn Knaben warfen sich zu Boden. Auf einen von ihnen mußte die Wahl fallen, einer mußte mit den Aussätzigen zum heiligen See ziehen und den reinen Körper ins Wasser der Aussätzigen tauchen. Der Kaiser wählte Kasai.

Der Knabe sprang auf und posaunte zwei große wilde Schreie in die stille Versammlung. Er fühlte sich von seinem Vater angepackt und sah mit geschlossenen Augen das fette Lächeln des Kaisers. Ein Priester spritzte mit gespreizten Fingern kaltes Wasser in Kasais entsetztes Gesicht. Des Vaters Faust raste heran, umspannte des Knaben eisige linke Hand, Vater und Sohn schritten in verhaßter Umarmung die Stufen hinab.

Draußen bellte Volk, ungeduldig, in zwei Gassen getrennt. Als Kasai hindurchschritt, lief Gelispel vieler Frauenlippen durch die Reihen, Greise fielen nieder und küßten ihre Brustschwären, über der Stadt hing Sonne wie ein zerrinnendes Ei.

Kasai beruhigte sich in der ersten schlaflosen Nacht. Hyänen schlichen ums Haus, fraßen Aas und trollten sich ungehindert ins Milchmeer der Morgendämmerung. In der zweiten Nacht geschah der Aufbruch. Kasai taumelte, von den bösen Blitzen der Vateraugen durchzuckt, auf die Straße, wo Farben greller Gewänder die Majestät der unendlichen Nacht schändeten. Schwefelgelbe Alte, Hagere eröffneten den Zug, eine weiße Wolke fetter Priester kroch gespenstisch hinterdrein, gierige Arme überfielen Kasai, rissen ihm den Mantel vom Leib, der nackte Knabe empfand einen Rippenstoß, sah sich eingereiht und vorwärtsgetrieben. Als er den Kopf wandte, war dicht hinter ihm der Kaiser, scharlachrot bekleidet, grünliche Flammen auf dem schmalen Streifen entblößter Brust, dem Scharlach schweigsam folgend der aussätzige Hochadel, in

kleinem Abstand schwatzender bresthafter Pöbel. An der Stadtgrenze wurde Kasai an die Spitze des Zuges gestellt; der nackte Knabenkörper leuchtete als Monstranz der Prozession der Aussätzigen voran, schön und golden. Niemand sah sein fliehendes Gesicht; es schwieg und lauschte. Es hörte, daß Greise hinter ihm stöhnten — erwartungsvoll. Manche lachten sinnlos, noch im Halbtraum; und der Kaiser sprach von Geschäften, er wollte seine Löwenjagd verpachten.

Sonne ging auf, brannte Mattigkeit in die Glieder, Gespräche versickerten, der Sang der Priester ward hörbar wie das Gesumme vieler Insekten. Die marternden Geräusche lähmten Kasai, er wußte nicht mehr, daß er ging, fühlte nicht mehr, daß alle Augen ihn schmutzig bestrahlten, und manchmal vergaß er zu gehen. Sie rüttelten ihn, seine Füße bewegten sich minutenlang wie die Zeiger einer verdorbenen Uhr, die geschüttelt geht und wieder stehenbleibt.

Am dritten Nachmittag leuchtete ein dunkelblauer Stein am Horizont auf, immer größer und blendender. Plötzlich fielen alle Männer in die Kniee und schlossen betend die Augen. Kasai wagte es, ein wenig die Augenlider zu heben, die überwachen, die einer großen Stunde entgegenbrannten. Da begann der dunkelblaue Stein zu rollen und streckte eine grünleuchtende Zunge in die gelähmte Stille. Der See der Aussätzigen lag vor Kasai, leicht bewegtes Wasser unter einer riesenhaften Sonne. Der Knabe ertrug nicht den großen Glanz. Er hörte ein Rauschen in den Ohren und wußte nicht, ob Wellen oder Priester sangen. Das Rauschen schwoll an, es war Kasai, als läge er ertrinkend unter donnernden Wasserbergen. Er wollte schreien, aufspringen — da lagen seine heißen Fäuste in den kalten Händen zweier Priester, die ihn in die Mitte nahmen und wie einen Sack aufhoben. Alle Männer dehnten und streckten sich und gingen auf den See zu. Der Kaiser schritt nun an der Spitze, benetzte am Seeufer die Hände, warf den Purpurmantel ab und betrat den See, der ihm entgegenlief, ihn umfing und umschlang. In der Mitte des Sees drehte der Kaiser sich um, warf die Arme hoch und befahl den Männern, ins Wasser zu steigen. Sie warfen sich in den See und jeder war von Bränden und Schwären zerfressen, manche blutigrot, manche grünlich wie der Kaiser, vor dessen Häßlichkeit Kasai erschauerte. Die beiden letzten Priester verließen Kasais Hände, liefen wie Ratten ins Wasser, geschäftig und gefräßig; ihr Beten sah wie Wiederkauen aus.

Und nun winkten hundert hocherhobene Arme Kasai heran, den Knaben der Reinigung und Genesung. Er stand am Ufer, schön und golden. Furcht verschönte ihn so sehr, daß die Männer in ihm in einem Augenblick der Erleuchtung eine schwachgewordene Gottheit erblickten, die sich anschickte, die unbefleckte Brust mit allen Wunden und Schwären der ganzen Menschheit zu bedecken. Sie riefen nicht mehr, sie lockten nicht mehr, sie warteten, gedemütigt ob solcher Demut, und der Kaiser war demütiger als alle. Aber seine grünflackernden Schwären schrieen, vom blanken Wasser aufgewühlt, noch schrecklicher als vorher, und Kasai wurde von Ekel dermaßen geschüttelt, daß er mit beiden Händen den Boden umklammern mußte, um nicht in den See zu fallen. Da stieg die Sonne ins Wasser, die zerfressenen Körper standen in großem Abendsonnenbrand. Noch einen Blick warf Kasai in die versinkende Sonne, dann stieß er einen Schrei aus und rannte davon, rannte über Sand und Steine, rannte mit blutenden Füßen in die Dämmerung. Männer liefen ihm nach, er blickte nicht um sich und rannte. Er stolperte im Urwald über Riesenschlangen, deren schlaffe Haut brannte, tappte in die Unendlichkeit der Wüste hinein und horchte. Er war allein. Versunken Sonne, See und Peiniger. Stehend schlief er ein.

Nach einigen Stunden erwachte er im Sand und sah einen kleinen silbernen Mond über sich. Er rannte zwei Tage und zwei Nächte lang. Die Wüste nahm kein Ende, Hunger überfiel den Knaben. Es war vor Sonnenaufgang, als in der Ferne, mitten in der Wüste, eine Stange sichtbar wurde. Kasai erkletterte sie, plötzlich gekräftigt, blickte ins Land. Er sah viele Stangen in der Wüste und beschloß, ihnen nachzulaufen. Er umhalste zuerst jede dritte, dann jede zehnte Stange und hörte in der Luft eine immer brausendere Melodie, die geheimnisvoll aus dem Stangenholz hervorquoll und

verzitterte, bis die nächste Stange wieder zu singen begann. Kasai lief bis zum Abend. Als die Dämmerung hereinbrach, sah er am Horizont helle Farben. Er erkletterte die nächste Stange und erblickte in der Ferne Menschen, Rauch und zwei glatte, grau glänzende Stangen im Sand. Keuchend flog Kasai ihnen entgegen, die hellen Farben wurden weiß, am Horizont stand ein Haus — mit einem Aufschrei machte der Knabe die letzten Sprünge und fiel wie tot nieder.

Er war unter Menschen, lag einige Schritte vor dem jüngsten Bahnhof Afrikas.

Er lag inmitten einer internationalen Reisegesellschaft, die ihn mit Datteln fütterte und mit süßen Getränken erfrischte.

Ein weiß gekleideter Mann rief aus:

„Meine Damen und Herren — wer nimmt ihn?"

Viele Köpfe neigten sich zum nackten Knaben nieder, der tief eingeschlafen war. Französinnen besahen ihn und lachten; eine sagte: „Wir nehmen ihn mit, er soll uns allen gehören."

Der weiß gekleidete Mann widersprach:

„Er soll einen Vater haben; ich schlage Herrn Franz Heinemann vor, der sich schwerer als wir alle von Afrika trennt."

Ein zwanzigjähriger blonder Knabenkopf tauchte auf, nickte und sprach: „Vielen Dank, Graf Karst, ich nehme an."

Franz Heinemann nahm den schlafenden Knaben in die Arme und trug ihn in den Waggon. Der Zug füllte sich, die Lokomotive pfiff und rollte dem Ausgang der Wüste entgegen. Kasai verschlief seine erste Eisenbahnfahrt. Er wurde schlafend in einen eleganten Sportanzug gesteckt, der ihm paßte, weil der vierzehnjährige Afrikaner so groß und stark wie sein zwanzigjähriger europäischer Schirmherr war. Nach endloser Bahnfahrt trug man den Schlafenden auf ein großes Schiff, er schlief weiter. Er aß nach und nach ein Viertel eines Kalbes, trank siebzehn Flaschen Rotwein und schlief noch immer.

„Er ist wunderschön", sagten Französinnen. „Er hätte uns allen gehören sollen."

Graf Rudolf Karst, der afrikanische Bahnen baute, blickte von seinen Plänen auf und sagte: „Herr Heinemann, Sie werden unseren Afrikaner erziehen."

Der Blonde saß unbeweglich und sprach zum Meer:

„Vielleicht wird er mich erziehen."

SECHS GEDICHTE *Von Max Herrmann-Neiße*

DER SONNTAGABEND SANG — — —

Der Sonntagabend sang. Du lagst im Bette
Und warst so süß geschwätzig von den Streichen
Verklungner Kindertage: vom Beschleichen
Verbotner Heimlichkeiten der Boskette,

Von Spielen, die zu schnell den Sünden gleichen
Vor Elternaugen; von gestörter Mette;
Von Freundschaften, anklammernder als Klette
Und plötzlich längst verlorener als Leichen.

Du warst so süß geschwätzig. Gärten gingen
Und Bäche und erschreckte Augenblicke
Und Späße durch dein Blut, das kindlich sprang.

Die Stadt ward bunt. Aus hellen Fenstern hingen
Spöttische Spiegel. Trunknen im Genicke
Saß keck der Hut. Der Sonntagabend sang.

O LEUCHTE MIR, WIE EINST, VON HERZEN HELL!

Du leidest — was soll mir ein Frühling frommen,
Der dich in Schmerzen schmiedet? — Weiß wehn
Straßen
In lauter Grün, das singt! — Brennender kommen
Die Sonnenkränze von den Hügeln, wo wir saßen
In lauter singendem Grün, und erste Hummeln
summten
Um deinen Mund — der nun so schmerzhaft
schmilzt —
Und Veilchen neckten dich . . und wir verstummten . .
Vor Seligkeit! . . .

Ach, alles, was du willst,
Auch gegen meine Liebe willst, geb ich dir gern,
Wenn du nur glücklich bist! — Die Träne, die du schnell
Vor mir zu leugnen trachtest, macht mich so verkommen,
So schuldig ohne Schuld! Du meines Morgens, meines Abends Stern,
Daß Frühling wahr wird, leuchte mir — wie einst — von Herzen hell!

VOR DEINEM MUNDE SCHMERZT EIN SCHWARZER SCHLEIER . . .

Die letzte Wehmut dieser Regenstunden
Umrankt das Röcheln einer lahmen Leier —
Noch hat sich Herz zum Herzen nicht gefunden,
Da schmerzt vor deinem Mund ein schwarzer Schleier.

Wir steigen stumm, zersplitterter und spähen
In jeder Droschke heimlich-dunkle Zelle —
Vielleicht, daß wir uns selbst versöhnter sähen,
Hielten wir unser Leid getrost ins Helle.

Verspätet spuken Greise durch die nassen
Laubgänge mit entschlummerter Gebärde —
Laß mich noch einmal deine Hände fassen
Und warten, daß es wieder Weihnacht werde!

SONETT VON UNSERER ERLÖSUNG

Du hast uns, mein Gott, so mit Angst umgittert
Und mit den Gruben des Grauens umstellt,
Hast den Speer meines Spottes zersplittert
Und meine schamlosen Gesten zerschellt.

Unsre Lippen haben gezittert,
Jedes gute Wort klang vergällt,
Dank war verdammt und Bitte verbittert
Und unsre Birken lagen gefällt.

Aber der Blitz, der die Kronen zerkrachte,
Hat auch ins Tiefste den Himmel erhellt:
Als unsre Liebe vom Alptraum erwachte,
Schenkte sich uns eine neue Welt:
Und wir fühlten, in Leiden umfriedet,
Herz an Herz unlösbar geschmiedet!

GOTT, WARFST DU ÜBER UNS DEIN NETZ? — —

Gott, warfst du über uns dein schweres Netz? —
Und mir blieb nichts, womit ich dich bestach
Und einst beschenken konnte: Dein Gesetz
Kam über mich, daß Herz und Hirn zerbrach. —

Soll unser Glück in Sterbeglocken münden?
Willst du mich wie an Gräbern beten lehren?
Willst du in Kleinlichkeit und Arg und Sünden
Die süßen Lieder unsrer Lust verkehren?

— Wir wollten unsre Berge blauer baun
Zu deinem Stuhl und Stern und Opferstein . . . —
Du warst der Bräutigam der heil'gen Fraun,
Und willst jetzt unsrer Liebe Henker sein?

— Ach, mir blieb nichts, womit ich dich bestach! —
Starb Mond und Sonne? Ward dein Wort Geschwätz?
Zerbrichst du uns, weil dir ein Spiel zerbrach?
Gott, — oder wirft dein Neid auf uns das Netz?

ZUM MAIENKLOSTER UNSRER LIEBEN FRAU — —

Ich bin so Demut, deiner Augen Abseits,
Wie könnt' ich wagen, solchen Spruch zu tun:
Daß ich an dir Freude vor allen habe
Und friedvoll Ruhn
Und wie an einem blühenden Wanderstabe
Heimkehr zu Gärten, Gaben meines Grabscheits,
Und gute Gabe!

Du schenkst mir soviel Zuversicht zum Tage
Und wölbst mein Werk wie einen Keller, wo die Kühle
Des Milchkrugs wartet mit dem Morgentau,
Und was ich trage
An Leid, reift so, daß ich mich selber schöner fühle,
Und jeder Zwang von Feinden abgekartet
Sinkt auf der Wage
In deiner Hand.

Und schon bin ich ganz frei und leicht und trabe
An einer Wand von Sonnenschein und Flieder
Entlang
Zum Maienkloster Unsrer Lieben Frau . . .

ZWEI GEDICHTE *Von Heinz Graumann*

ALLTAG, DER TOD

Und plötzlich starb einer. —
Die Männer tragen
Ihn fest hinaus. Schwer
Hört man Erde auf die Bretter schlagen.

Ein Kind schreit aus
Vor einer weiten Welt.
Im alten Haus
Ist neuer Tag bestellt.

Daneben lächeln Greisenhände.
Zylinder steigen in die Bahn.
Gott ruft sie ohne Ende.
Wann geht der Sonntag an?

DER GANG

Wir zogen liedersingend durch ein Land
Und hatten unsere Hände uns geschenkt
Und waren lange Reihen. Dicht gedrängt
Schoß Lachen hin, das unsern Gang umwand.

Die nassen Gräser waren längst bekannt.
Wir traten schwankend kurz; und senkt
Ein Blick sich, ist er voll von Blau und hängt
Viel Sonne dran und großer Waldesrand.

Und wir gelobten uns. — Es war so einerlei. —
Und wir gelobten uns und hatten keine Hände frei.
Da grüßten wir die Berge, weil sie schwiegen

Und liefen weit, als stiegen
Wir hin zu ihnen und verlören
Uns fort, damit wir ihre Antwort hören.

ZWEI GEDICHTE *Von Max Sidow*

SONETT

Wir haben uns im Seelenleib ertastet.
Die rhythmischen Gesänge klangen ein,
Und aus der Stunden hohem Liebessein
Schwoll selig-schwere Fülle, rot umglastet.

Die Lieder sind nicht dein mehr und nicht mein.
Sie brausen über Eignes, das enthastet.
Wir sind nicht von uns selber mehr belastet
Und sind doch schwer und purpurtrunkner Wein.

Denn dieses ist uns Wandelnden gemäß,
Daß wir den Tag erlauschen in den Nächten,
Und wiedrum Nacht erbraust in Lichtes Schächten.

Wir sind kristallgeschliffenes Gefäß,
Darin wir bergen zweierlei Verlangen,
Das Eins ist in gynandrischem Umfangen.

HYMNE

Die Harfen haben sich dem jungen Jahr gelobt.
Sie schwellen in den Morgen Lobgesänge.
Der Tag vertraut, daß ihm sein Lied gelänge.
Er strahlt beglüht, wo sich die Nacht vertobt.

Die Rosen, von den Harfen aufgeweckt,
Erklingen nun in silbernen Kristallen.
Es wollen alle Stimmen voller schallen.
Der Morgen hat den Jubel aufgeweckt.

Und aus den reiferen Sonaten wehn
Gestirne her, die auch dem Tage tönen.
Sie müssen erst die letzte Gnade krönen
Und neigen sich in liebendem Vergehn.

Wir atmen in der Harmonien Rot.
Es wollen trunkne Wege uns umschlingen.
Wo reinste Fernen froh dem Glück gelingen,
Sind wir verschwistert seligstem Gebot.

Ja, hellster Jubel sprüht uns offenbar.
Wir wirken uns die goldgewebten Netze.
Uns blühen allertiefste, letzte Schätze,
Und überreich erstrahlt das junge Jahr.

SEGEN DER NACHT

Von Hans Gensecke

Tagverklammte Fäuste spalten
Sich zu reinen, blassen Händen,
Die in weiten Sternen enden
Und sich inbrünstsüchtig falten.

Dunklen Schein beschwimmt mein Auge.
Mondlicht schwächt die brünst'ge Erde.
Irres Tasten wird Gebärde. — — — —
Qualgelöst, geöffnet sauge

Ich den Tau der stillen Früchte,
Die dem Schoße dieser Stunden
Ohne Schmerzen mild entgleiten. — —
Krankes Sehnen muß gesunden, — —
Und dem Schacht des Hirns entschreiten
Scharen sonnenheißer Süchte.

AUFBRUCH

Von Kurt Heynicke

Sie kommt nicht.

Mitte der Nacht. Die Zeit frißt sich weiter. Sie kommt nicht.

„Das Theater schließt um halb elf. Jetzt ist Mitternacht."

Der Bruder lächelt. „Das Theater schließt. Restaurants öffnen sich bis zum Morgen . . ."

Der Andere: „Nein, nein!"

„Kennst du die verstohlenen Ecken, Vorhänge verhüllen sie . . Diwane — weich — Rote heimliche Lampen . . ."

Aufbricht der Wartende: „Sie nicht . . nie!"

„Luftkreis heißen Duftes . . Schultern blößen weiß . . Spiegel zittern — Wein brennt . . O, diese Kelche . . ."

„O, nicht . ."

„Zitternde Nächte mit der dumpfen Musik der Zigeunergeigen aus den Sälen . . Aufpeitschend das Blut . . Gerippe der Liebe, von allen Dingen dieser Zeit verhüllt, um die Geschwüre zu verstecken, die aufbrechen, uns zu vernichten . . ."

Die Seele des andern wehrt sich. Sie hängt an der Fernen. Flucht dem Bruder, dessen Stimme ein Messer ist, nicht kalt, aber grausam in aller Schwüle der Worte.

Er steht auf. Durchschneidet alle Worte mit dem letzten Willen des Blutes: „Ich glaube an sie!"

„Ich beneide dich. Nie mehr glaube ich. Weib ist Blut, aufgebaut aus Nacht und fremder Glut, — ewig-Körper . ."

„Körper voll Gewähren des Glücks."

„Stunden! Aus den Trümmern dieser Stunden steigt Ernüchterung — alle Farben schwinden — Schmerz weht her, — Qual hinüber —"

„Schmerz, Qual! O, ich peitsche mich mit seltsamen Verzückungen!"

„Alle Wege zum Irrenhaus führen über die Liebe."

Der andere tritt zum Fenster. Öffnet es. Der Park wächst dunkel auf, wölbt sich schwarzblau bis ans andere Ufer des großen Platzes, wo die Stadt beginnt, riesig, millionenhaft. Steine steigen geradlinig empor, stoßen an den Mond, in ihrem Schoße Bogenlampen, Straßen, Menschen. Zitternd heben sich seine roten Gedanken aus seiner Stirne, werden Gestalt, Hände wachsen aus weinender Gebärde, alles schwimmt hin in ein Meer von Sehnsucht: Sie . .

Der Park steht stumm. Seine Finsternis birgt das Flüstern vieler Liebespaare. Die Schatten seiner Bäume bei Nacht sind sorgsame Behüter des alltäglichen Geheimnisses vieler Zweiheiten: Mann — Weib, Jüngling — Mädchen . . . Der Rasen unter Sträuchern billiges Bett der armen Ausgestoßenen der Stadt. Ein Vater der Park, verstehend seinen Mund verschließend, nur aufnehmend, nicht verstoßend und fragend. „Ich bin die dunkle Stimme. Ich bin die Gruft. Ich bin das Tor, das sich zum Abend öffnet. In mir seid ihr daheim. Tragt alles unter den kühlen Bogen meiner wölbenden Blätter. Ich nehme schweigend auf: Haß, Liebe, Sorge, Qual, Verzweiflung, Tod."

Er sieht hinüber. Der Park fängt an. Zieht. Er wendet sich zu dem Bruder: „Laß mich. Ich bin Sehnsucht nach Dunkelheit, Frieden. Dieser Park, Sinnbild, sucht mich . ."

„Geh", sagt der andere. „Einsamkeit ist Versenkung —"

„Ich muß fort." Geht.

Der Bruder sinnt ihm nach. Die Lampe schwebt. Er löscht sie. Mond stürzt ins Zimmer. Stille steht zwischen den Wänden. Die Tür schlägt. Das Licht des Mondes schreit über das Weib: Sie . . .

Lächelnd, aufgeblühten Auges, weiß.

„Er ist fort."

„Vertrieben von deiner Abwesenheit. Weggezogen in eine Sehnsucht, entgegen deinem Dasein, unendlich ausgebreitet vor ihm, daß er deinen Namen vergaß, um den seinen zu suchen, den du gefesselt hast."

Sie wehrt, sehr kühl: „Ich will nicht."

„Wie?"

„Ich will ihn nicht mehr!"

„Du liebtest ihn!"

„Nie!"

Er fällt in Ironie: „Seid ihr satt?"

Heiß quillt ihre Stimme hoch: „Ich bin hungrig . ."

Dann jäh, überfallend alle stillen Schwingungen im Raum mit gellendem Laut: „Du — o du — — begreifst du nicht??"

Ihre Augen, Tiger im Sprung, stürzen vor ihm nieder.

Er erhebt sich, überrascht wankt er, aber dann findet er sich klar und kalt: „Das also?"

Sie fällt, reißt an seinem Knie hoch, bettelt: „Liebe mich, — liebe mich!!"

Er greift sie auf: „Setze dich."

Sie schlägt auf einen Sessel. Die Ampel läßt er aufglühen von neuem. Rotes Licht. Schwüle im Raum. Ihr Gesicht steht weiß, schwebend im Zimmer. Die halbe Helle frißt ihren Körper. Sie scheint ohne ihn. Nur Antlitz, bebend.

Sein Wort singt: „Dich lieben heißt dich besitzen. Du forderst den Besitz. Aber dein Besitz fesselt, vergewaltigt meine Seele, ihre Schwingen müßten zerbrechen in den Nächten mit dir. Du bist ganz Körper, zitternd in der Erregung des Blutes. Deine Sinne toben. Aber ich bin fremd in diesem Dunstkreis deiner Gefühle."

„Ich zwinge dich, mich zu lieben. Ich bin dein Schatten. Ich nage mich an deinem Schritt fest."

Seine Stimme ist ein Peitschenschlag: „Und ER?"

Sie, fern wie ein Echo, hohl: „Er . . ."

Dann liegt sie vor ihm, schlangenhaft, angeschmiegt an seine Abwehr. Liegt und verläßt ihn nicht. Rausch wirbelt. Ueberfließt endlich auch ihn.

Die Wände zerbrechen.

Die Tür springt auf. Der Park stürzt seine große Seele in den Raum. Ein Mensch kehrt zurück. Leise: „Der Park war Traum, der mich befiel. Alles schlief. Ich kehre zurück. Meine Augen schwinden. Es ist Glut um mich, feindlich. Ich bin zu schwach, mich zu wehren. Mein Bruder, gerade DU?"

Der andere erwächst, empört sich, springt, reißt sich los aus der Umarmung, wirft das Weib hin und ist ganz erwacht.

„Ich danke dir! Niemals! Ich, ewig Ich! Ungefesselt! Gering diese Liebe der Stunde des Blutes. Der Schwäche geschaffen, schläfst du noch, ewig Taumelnder, nimm sie, ich gebe sie dir zu!"

Ihr Haß springt auf. „Tier du, brutales Tier!"

Er wirft ihr entgegen: „Heißes Tier selber, ich zertrete dir den Kopf, der mich vergiften will!"

Sie hängt sich an den Einen: „Hilf mir gegen seine Beleidigungen!"

„Es ist mein Bruder. Du bist abgewendet von mir."

Der Bruder reißt die Tür: „Bitte, geh!"

Noch einmal: „Geh!"

Wut brodelt auf in ihr. „Viele Männer lieben mich!"

Ihr Schritt schwebt fern, schlägt die Türe zu, ist weit.

Der Schwächere bricht zusammen. Der andere schlägt ihn.

„Mensch sein ist mehr als Geliebter sein. Wir können keine Geliebten sein, wenn wir Liebende werden wollen. Wir dürfen die Seele nicht verdorren lassen im Blut, wenn wir die Welt umfangen wollen. Nimm den ersten Schritt, sei Befreiung, um gut zu sein!"

Erste Lichtahnung des Morgens zittert, wächst, hellt die Baumkronen des Parks, leise Luft fegt ins Zimmer. Ein Vogel hebt drüben an. Die Brüder lächeln.

RUBANYI

Von Paul Nikolaus

„Ich bin Rubanyi!" sagte er zu mir, „das ist mein Name und mein Beruf.

Ich lasse mich von Männern aushalten und von Dirnen, von Kammermädchen und von Herzoginnen, von Lüstlingen und von Krank-Perversen.

Warum staunen Sie darüber?

Arbeiten will ich nicht; es ist keine Faulheit: aber mein Körper ist zu schwach, meine Hände zu weiß.

Mein Gehirn arbeitet nicht, wann es soll, nur wann es will. Ich schreibe viel: Gedichte und Novellen.

Aber ich kann nichts damit verdienen, weil ich es nicht herausgebe. Ich will mich nicht prostituieren.

Ich habe andere, die sich für mich prostituieren: Dirnen und Ladenmädchen, Künstlerinnen und Aristokratinnen von Herkunft.

Ich bin der Verleger ihres Körpers.

Das mag skrupellos sein.

Ich bin egoistisch, aber auch liebevoll. Man kann meine Liebe gar nicht bezahlen.

Den Männern aber verkaufe ich nicht mich und nichts. Ich leihe meinen Körper ihnen aus.

Wenn sie meine Locken küssen, ist es mir, als würden sie ein Buch lesen, das mein ist. Wenn sie mich berühren, glaube ich, sie ziehen irgend eines meiner Kleidungsstücke an.

Für das Geld, das sie mir geben, schenke ich Schmuck oder Blumen einer Frau, die mich nicht kennt, und die ich — vielleicht darum — liebe.

Eine Gräfin schenkte mir einmal ein Automobil; ich verschenkte es weiter an ein Wassermädchen: ich ging mit ihr nach Hause, sie wollte Geld von mir, und ich hatte keines.

Was ich kaufe, zahle ich und verlange dasselbe von den andern.

Ich habe viele Feinde: Frauen, die ich nicht liebe, und Männer, die neidisch auf mich sind.

Die Frauen verfolgen mich oft bis in mein Haus oder sie versuchen Erpressungen.

Die Männer strafen mich mit Blicken oder bösen Worten. Einer sagte einmal „Zuhälter" zu mir; ich warf ihn von der Terrasse des Cafés in den ersten Stock.

Ich bin leidenschaftlich und deshalb untreu.

Wie ich zu all dem kam, weiß ich nicht. Mein Vater war ein katholischer Pfarrer, meine Mutter die Frau eines ungarischen Edelmannes.

Man haßte mich zu Hause und trieb mich fort. Einmal schickte mir der Mann meiner Mutter Geld, als ich einen Monat von ihm fort war — das sind nun vier Jahre her — ich sandte es zurück. Ich brachte mich alleine durch.

Ich habe schon über Tausende und Abertausende verfügt und oft auch tagelang gehungert. Ich kann kein Geld in der Tasche haben.

Es ist ganz eigentümlich, wie ich Karriere machte, wenn Sie es so nennen wollen. Ich ging eines Tages zufällig zwei Minuten neben der Maitresse eines russischen Großfürsten. Eine Grande Cocotte, die mich erblickte, glaubte, diese Frau habe mit mir ein Verhältnis. Sie sprach mich kurz darauf an, und seit dieser Zeit schnappt mich eine der anderen weg.

Wenn ich sie frage, warum sie mich lieben — keine weiß es.

Aus Eifersucht — das ist die Wahrheit.

Manche auch, um mit mir protzen zu können.

Die verheirateten Frauen lieben mich aus Neugier und Trotz.

Man hat mich schon oft erwischt. Einer in Paris warf mich halb nackt aus dem Schlafzimmer. Ich stahl ihm seinen Pelz und brach seinen Schreibtisch auf.

Am nächsten Tag kaufte ich einer Hure in Berlin kostbaren Schmuck und Kleider und soupierte für den Rest im vornehmsten Hotel.

Von sieben Frauen brachte mir dort der Kellner Billets. Ich schenkte mich ihnen allen.

Mit einer fuhr ich nach Nizza, ließ sie aber dort sitzen wegen einer englischen Lady.

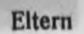
Ich bin heute da und morgen dort: ein erotischer Blitzboy.

Meine Nerven sind wie aus Stahl: Das ist mein Vermögen.

Die Polizei fürchte ich nicht; ich bin schneller



KÄTHE KOLLWITZ, Lithographie: Selbstbildnis 1919



KÄTHE KOLLWITZ, Lithographie: Eltern

KÄTHE KOLLWITZ, Lithographie: **Mütter**

KÄTHE KOLLWITZ, Radierung, 1909: Arbeitslosigkeit

als sie und vorsichtiger: Das sind die Zinsen meines Vermögens.

Meine Moral ist vielleicht unmoralisch, aber mein Recht ist meine Logik.

Ich sage Ihnen das alles, weil ich weiß, daß Sie mich nicht verraten: Denn Sie schätzen mich. Ich schätze Sie nicht, sonst würde ich Ihnen das nicht sagen.

Meine Mission ist: Den Menschen den Glauben zu rauben, an das, was sie „gut" nennen.

Zuhälter, Räuber, Totschläger, Lustknabe: Ich bin Rubanyi!"

ZWEI GEDICHTE *Von Paul Gurk*

PAN

Dem Felsen gleichend,
Der in des Waldes Wirrnis fuhr
Auf Gletscherblöcken,
Gewurzelt nun, aufrecht,
Moosigen Scheitels,

Im Erlenbruche steht Pan,
In seinen Wimpern hängt noch der Schlaf.
Reif sitzt im Haare und im Wintereis,
Das des Frühlings Geleucht
Hintropfen läßt, klingend im Fallen.
Erde ist sein Gesicht, wie Felsen,

Geschiefert,
Lagern die Bogen der Brauen, umwölbend
Der Augen schwarzes Geklüft. —
Doch ein Strahl blitzt hervor,
Heimlich und zärtlich,
Glüht auf in der Meise goldener Brust,
Die an die Schulter geduckt sich schmiegt. —

Dort, aus dem braunen Gesträuch,
Faltet sich frei in dem regsamen Weben
Sonnengesättigten Hauchs
Ersten Triebes lichtgrünes Blätterpaar,
Gedeckt noch vom Flaum.

Aber es biegt schon wie träumend
Zehntausendjähriger Formen Gekräusel
Hin nach dem Licht,
Säftedurchrieselt, vom Lichte durchklopft,
Selbst Licht noch, und Rippen und Adern,
Weichbraune Schatten nur, überweht
Von grünem Geschleier. — —

Träumend steht Pan. — —
Seines Atems erschaffendes Wehen
Pulst durch die Stille.
Und in das lauschende Ohr
Fällt wie Gesang ihm zartestes Tönen
Des spreitenden Laubes. — —

Träumend steht Pan — und lächelt . . .
Siehe — die Hoffnung
Trat in die Welt als ein wachsendes Blatt.
Wieder erklingt ihm des Lebens spielender Ruf
Wie einer Meise leis zwitscherndes
Seliges Lied . . .

PAN SPRICHT:

Wie mich das Leben bedrängt! —
Alles erschafft sich und wächst in mir,
Ruht und vergeht!
Speise bin ich und Schlund, und rasend
Kreisen die Bahnen der Schöpfungen in mir.
Winter schneiden durch mich,
Und Zeit, die wiederzermahlende,
Speist sich an mir!
Aller aufknospenden Frühlinge Glanz
Wogt durch mein Herz, und die Schwermut
Aller abgründigen Herbste,
Wollust des Schaffens, alles Gebärens Not,
Schmelzender Träume verschillerndes Glänzen
Und des Erlöschens quälendes Glück! . . .

Wie mich das Leben bedrängt und des Todes
Ruhendes Leben,
Keim und Verwesendes!
Wolken weben in mir, schwarz dunkelt mein Leib,
Tausend Augen schließen sich zu.
Gürtel von Pein umschnüren mich pressend — —
O Qual — Qual, als zerrisse
Meine Unendlichkeit, und es quölle
Ungeborene Zeit und verweste hervor! . . .

— Ach — — Licht atme ich ein! — —
Blitze zucken gekreuzt durch mich hin,
Und der Gewässer lösendes Weh
Stürzt in die Gründe,
Geschleudert vom Sturm, vom Donner umspült. —
Nebel, duftende, feuchte,
Ziehn und durchweben Tiefen und Höhn.
Selige Farben erglühn, gebogen-schimmernde,
Und ich atme . . .

In sanfteren Kreisen
Schwingt des Geschehens Getön durch mich hin,
Und des Schlummers geflügeltes Glück
Wogt heran . . .
Ich träume . . .

CANOSSA *Von Hans Fredersdorff*

Als wieder schwarze Vögel den Hof mit Dunkelheit umschwemmten
Und Hauses Mauern, Türme sich wie Balken auf zum Himmel stemmten,
Flog rot sein weher Zorn zu Fenstern, die in Helle höhnend lagen
Und fühlte, ohnmächtig, wie Messer ihm in seine Brust sich schlagen,
Und Röte, die zerrissen glüht, zerfleischte Hoffnung, die sich eiternd wand,
Und eisgewordne Qual, indes er säulenhart und reuig stand.

Und wie die Nacht dann freier, dunkler schritt,
Von Fenstern Lichteswärme, von Toren Schritt und Flüstern glitt,
Da schlug um ihn von Wünschen auf ein Feuerkranz,
Und Träume brachen vor voll Duft und Sehnsuchtsglanz.
Von Tagen, die vorüberglühten und, wie ein Kind beim Spielen,
Ihm lächelnd aus Händen und aus Denken fielen.

Wald rauschte, blaues Leuchten floß, und Duft von Tannen quoll
Mit frühem Morgen Bergesatmen. Einsiedler in Höhle, demutvoll;
Rehe mit goldnen Augen, Blumen mit Kinderlächeln im Garten,
In Gebet und Armut, friedlichem Insichlauschen das Ende erwarten.
Träumte, wünschte und ließ leise, schwach, wie erlöst von Krallen
Den Mantel seiner hohen Herkunft von den Schultern fallen.

Doch als wiederum die Nacht voll Scham im Tag zerstob,
Der sich aus roten, fernen ungeheuren Hallen hob,
Sich erdwärts senkte wie ein neues großes Weh,
Fielen Wünsche, Träume wie Tropfen blutend in den Schnee.
Und wie das Leuchten von Stund zu Stunde höher loht,
War heiß in ihm ein Ahnen, daß alle Zukunft tot.

MENSCHEN *Von F. W. Bischoff*

Im Raume hängen wir,
Tief im All,
Lodernde Blüten,
Erdentsprossen,
Über des Namenlosen
Unerforschliche Augen gebeugt — —
Und träumen in ihrem milden Lichte
Der Dinge Namen und ihre Erscheinung
Und horchen schmerzlich in unser Blühen,
Ob nicht ein Sinn uns trüge,
Ein unerfaßlich strahlender Wind,
In seine letzte
Allwissende Wahrheit.

VIER SZENEN AUS DEM MARIONETTEN-THEATER *Von Walther Georg Hartmann*

I.

Der Kasper Der Dichter

Kasper: Guten Tag, Freund. Wie geht's?
Dichter: Schwer. Lauter einsame Tage in Denken und Zweifeln.

K a s p e r *gähnt:* Soo. Einsamsein ist langweilig und Zweifeln unpraktisch.

D i c h t e r: Zweifeln ist der Geburtsschmerz des Wissens.

K a s p e r: Der Todesschmerz des Lebens, Freund!

D i c h t e r: Aber . . .

K a s p e r: . . . L e b e n ist wichtiger.

D i c h t e r: Das bestreite ich.

K a s p e r: So? Unoriginell.

D i c h t e r: Beweise das Gegenteil!

K a s p e r: Du willst w i s s e n, um dann glücklich und ungestört l e b e n zu können. Das andere ist also dein Ziel. Nur hast du ungeschickterweise den falschen Weg genommen.

D i c h t e r: Ich habe Ideale über viehischer Existenz.

K a s p e r: Ja. Du hast die Eitelkeit der Ideen.

D i c h t e r: Es ist nicht Eitelkeit.

K a s p e r *gähnend:* Also gut. — Was hast du da geschrieben? Ein dickes Buch!

D i c h t e r: Nur aus Abgründen des Denkens.

K a s p e r: Nämlich?

D i c h t e r: Über das Recht des Ichs.

K a s p e r *lacht hell auf.*

D i c h t e r: Was lachst du?

K a s p e r: Darüber? Ein Buch? Und auch noch ein dickes??

D i c h t e r: Ich suche es zu beweisen.

K a s p e r *entsetzt:* Das beweist man doch nicht durch Bücher!! . . . Ich beweise es täglich.

D i c h t e r: Du? Wieso?

K a s p e r: Indem ich die Menschen mit meiner Pritsche auf den Kopf schlage.

D i c h t e r *nach einer Weile:* Ja . . . aber . . . du übst es aus, — aber du beweist es nicht.

K a s p e r: Ist auch nicht nötig.

D i c h t e r: Da müßte man doch einmal die fragen, die du auf den Kopf geschlagen hast.

K a s p e r: Eben! Hör zu und antworte: Haben die Menschen mich gern oder nicht?

D i c h t e r: Ja. Sie freuen sich, dich zu sehen.

K a s p e r: Wissen sie, daß ich — die Pritsche habe?

D i c h t e r: Ja.

K a s p e r: Merke dir: die Leute lieben mich, w e i l ich die Pritsche habe und unter die Köpfe klatsche.

Ich habe eine harte, knallende Pritsche. Du hast eine weiche, sanfte Seele. — Der eine schlägt und ist grob. Der andere liebkost und ist Freund.

Aber die Menschen lieben den mit der Pritsche und verlachen den mit der Seele.

D i c h t e r: Vielleicht hast du recht . . . Es ist traurig.

K a s p e r: Es ist so. Damit gut. Außerdem bequem und lustig.

D i c h t e r: Wie fremd mir das ist.

K a s p e r: Du hast die Melan-Cholik. Dagegen gibt es Pillen, wenn sie auch bitter sind.

D i c h t e r: Was meinst du?

K a s p e r: Ich meine: die Liebe. Nur darf man nicht zu viel nehmen. Sonst muß man dann wieder Pillen gegen die Pillen schlucken. Die sind dann n o c h bitterer.

D i c h t e r: Du sagst das als Anspielung?

K a s p e r: Freilich.

D i c h t e r: Auf?

K a s p e r: Kolombine!

D i c h t e r: Was weißt du?

K a s p e r: Die Liebe muß ein Spiel sein. Aber kein Trauerspiel.

D i c h t e r: Du bist rätselhaft.

K a s p e r: Besonders, wenn man eine Kolombine liebt!

D i c h t e r: Das verstehe ich nicht.

K a s p e r: Schadet nichts. Lieb sie nur weiter: i h r scheint es ja gut zu bekommen.

D i c h t e r: Du!!

K a s p a r: Vorsicht! Du hast das Buch, ich habe die Pritsche. Übrigens bringe ich dir eine Botschaft.

D i c h t e r: Nun?

K a s p e r: Von ihrer göttlichen Majestät.

D i c h t e r: An mich? Von . . .

K a s p e r: Ja. Ihre göttliche Majestät wünscht, dich an ihren Hof zu nehmen, daß du ihr Gedichte vorträgst.

Dichter: Was? Also Hofpoet. Ich? Entdeckt...
Kasper: Sozusagen. (— „Hofpoet“ ist gut! —)
Dichter: Wie?
Kasper: Nichts. Ich gratuliere.

II.

Die Majestät Viele Höflinge
Kasper Dichter

Dichter *zu Ende deklamierend* . . . und nur aus Wüsten-Einsamkeiten treten Heilande in die Zeiten und spenden den Trost ihrer Leiden. Sie tauchten tief in ihr schmerzendes Blut, erkämpften sich Seele durch Gletscher und Glut. Der Frieden des Glückes ist uns verwehrt, An Gärten, die lächelnd vor uns liegen, Stehn Engel mit flammendem Schwert — die müssen wir erst besiegen . . .

da bricht endlich der Sturm von Lachen und Entzücken aus.

Die Majestät *unter Tränen des Lachens:* Bravo! Bravo! Vortrefflich! Un—glaub—lich — gut!

Alle *schallend:* Bravo! Bravo! Vortrefflich. Wirklich: Un—glaub—lich — gut!

Dichter *totenbleich:* Was ist das? Sie lachen? Gemein und toll? Über die Glorie der Wunden? Sie lachen? *er stürmt hinaus* — Ihr!

Der Haushofmeister: Halt! Halt!

Die Majestät: Was? Was ist denn das? Drohte er uns nicht mit der Faust? Wir sind doch ganz entzückt! . . . Hereinholen!

Kasper: Majestät! Verzeiht, daß ich mir erlaubte, mein ganzes Können auf Euer Vergnügen zu richten.

Die Majestät: Na was denn? Er ist ja doch ein famoses Talent!

Kasper: Aber der eigentliche Spaß kommt erst noch.

Die Majestät: Erst . . . noch?

Kasper: — Es war ihm nämlich ernst! *Einige Minister fangen schrecklich an zu lachen.*

Die Majestät *wild* Ich habe noch nicht verstanden. Hinaus. Vorlaute! — Was — war — wem — ernst?

Kasper: Das Gedicht dem Sänger. Er glaubte, — als Hofpoet engagiert zu sein.

Die Majestät: Er . . . der Hofnarr . . . Hofpoet?! Das Gedicht . . . das Gedicht . . . also ernst gemeint . . .

Kasper: In der Tat.

die Majestät und alle anderen brüllen, schreien, heulen, stöhnen, trampeln vor Lachen.

III.

Der Dichter Ein junger Mann

Der Dichter kommt links herein, eine Pistole in der Hand, der junge Mann rechts, auch mit einer Pistole. Als sie sich sehen, suchen sie beide die Waffe hinter ihrem Rücken zu verstecken.

Der junge Mann *nach einer Weile:* Sie haben da eine Pistole in der Hand.

Der Dichter: Ich? . . . Sie!

Der junge Mann: Verdammt.

Dichter: Also beide.

Der junge Mann: Spaßiges Zusammentreffen.

Dichter: Armer Bruder im Leid.

Der junge Mann: Was hat Sie denn erwischt?

Dichter: Ach . . .

Der junge Mann: Liebe?

Dichter: Ja. Bei Ihnen auch?

Der junge Mann: Nämlich — Ein Weib?

Dichter? Ja.

Der junge Mann: Untreu?

Dichter: Ja.

Der junge Mann: Erster Buchstabe: K?

Dichter: Ja!

Der junge Mann: Kolombine??

Dichter: Ja!!!

Der junge Mann *lachend:* Ein Grund mehr zum Ende!

Dichter *für sich, schwer:* Ein Grund mehr zum Ende!

Der junge Mann: Nacht für Nacht . . .

Dichter: Und mit diesem Kasper!

Der junge Mann: Er ist ein Schwätzer.

Dichter: Den sollte man erschießen.

Der junge Mann: Wollt' ich erst. Unrentabel! dann kommt ein andrer — — — — — — — —

Dichter: Ich denke manchmal . . . ob es nicht vielleicht . . . Schwäche ist . . . daß man das nicht . . . ertragen kann.

Der junge Mann: Wie?!

Dichter: Es könnte, — — müßte mir doch gleichgültig sein, . . . wem ihre Nächte gehören . . . wenn nur ihre Seele . . .

Der junge Mann *mit mühsamem Ernst:* Unsinn! Theorie, Phrase.

Dichter: Und schließlich . . . es ist ein andrer Grund. Diese Pistole hier . . . Ich habe eine Niederlage gehabt, ich bin beschämt.

Ich erkannte, was für ein Geschöpf sie ist, wollte sie nicht mehr lieben. Aber es zwingt mich. Diesen Schimpf will ich beenden. Ich bin all des Kleinen überdrüssig.

Der junge Mann: Recht so. Ich auch. Gehen wir gleich zusammen. Grandioses Strafgericht.

Dichter: Zusammen? . . . Wohin? Ich . . . wollte hier bleiben.

Der junge Mann: Kommt sie denn hierher?

Dichter: Wer?

Der junge Mann: Na, Kolombine, zum Teufel.

Dichter: Kolombine? Ich will sie nicht wiedersehen.

Der junge Mann: Herrgott, wenn Sie sie erschießen wollen, müssen Sie sie doch vor sich haben!

Dichter *immer bestürzter:* Ich sie er—schießen??

Der junge Mann: Na ja — wie ich auch!

Dichter: Sie wollten Kolombine erschießen?

Der junge Mann: Sie etwa nicht?

Dichter: Ich? — Nein!!

Der junge Mann: Und die Pistole da? Wen denn?

Dichter: Mich!

der junge Mann bekommt einen Lachanfall. Dabei geht aus Versehen die Pistole los. Der Dichter erschrickt sehr, — auch sein Schuß geht los. Darüber lacht der junge Mann noch lauter

Der junge Mann: Sich selbst!! Sich? Großartig. *Die Pistole fortwerfend, läuft er davon.* Das Lachen hat dir das Leben gerettet!!

Dichter *allein, ganz erschüttert:* Also auch das gibt es? . . .: Nicht nur sich selbst, — man kann auch den anderen ausstreichen, wenn da einer zu viel ist??? —

IV.

Der Kasper Der Dichter

Dichter: So —! Jetzt trete ich hervor aus dem Gestrüpp der Martern. Jetzt bin ich stark geworden. Jetzt habe ich Wissen erwühlt. Jetzt werde ich ihnen predigen über Welt und Mensch.

Kasper: Du —; denkst du nicht mehr an jenen Abend als Hofpoet?

Dichter: Das Nichts hat mich stark gemacht. Alle ihre Hohlheiten will ich nun zertrümmern.

Kasper: Oha . . .

Dichter: Zerschlagen ihre Illusionen.

Kasper: Soso.

Dichter: Die Feigheit ihres schmutzigen Optimismus ihnen entreißen. Ich will ihnen zeigen, daß sie erbärmlich sind in ihrem leichtsinnigen Lachen.

Kasper: Das willst du also?

Dichter: Ja. Nieder mit den Illusionen, die Wahrheit heran!

Kasper *rufend:* He! Holla! Hier ist einer, der euch eure Illusionen rauben will!

Eine große Menge *strömt herbei:* Nieder mit ihm! Schlagt ihn tot!

Kasper: Halt! Nicht zu früh, Freunde. Wir wollen ihm erst die eigenen Illusionen nehmen.

Dichter: Ha! Ich habe keine Illusionen mehr. Das ist mein Sieg. Durch die Spieße der Zweifel bin ich gelaufen, ich wurde stark zu den Wirklichkeiten. Seht: ich kann ohne Illusionen leben!

Kasper *gemütlich:* Großer Irrtum. Deine Illusion ist — daß du glaubst, das Leben sei ein ernstes Ding und lohne der Zweifel des Wissens. Mein Freund, deine Illusion ist: daß du dich selbst ernst genommen hast!

Dichter: Was redest du da . . .

Kasper: Wenn dich dieses Licht nicht blendete (es ist Rampenlicht!), so würdest du allerdings hinter der Rampe (Idealist du!) viele Zuschauer sitzen sehen, die sich über dein Spiel amüsieren . . .

Der Dichter späht hinaus, vernimmt aber nur ein dumpfes Geräusch — wie leises Lachen aus Fernen und Jahrtausenden.

Der Dichter: Und doch will ich die Lüge eures Lachens hier bekämpfen, die billige Illusion eures Optimismus.

Kasper: Mensch!: Du bist ja dir selbst die größte Illusion! — *Er winkt* — Zeigt dem Tropf, was er ist!

Viele graue hämische Gestalten stürzen sich auf den Dichter. Sie reißen ihm den schwarzen Mantel vom Leibe. Da sieht er, daß er nur eine Gliederpuppe ist.

Dichter: Und nun?

Kasper: Nun? Wenn die Menschen das erkannt haben, dann sind sie unnütz, dann sind sie gefährlich. Gefährlich den anderen.

Dichter: Das glaub ich dir!

Kasper *höflich lächelnd:* Wer das gesehen hat, den muß man totschlagen.

Er nimmt ein sehr dickes Buch. Es ist „Philosophie und Erkenntnisvermögen". Damit schlägt er ihm den Schädel ein.

AUSSTELLUNG DEUTSCHER EXPRESSIONISMUS, DARMSTADT 1920

Die DARMSTAEDTER SEZESSION veranstaltet von Mai bis September auf der Mathildenhöhe in Darmstadt eine große deutsche Expressionistenschau. Stadt und Staat sind am Zustandekommen beteiligt; daneben der Ständige Rat für Kunstpflege und der Verband der bildenden Künstler Hessens. Die künstlerische Leitung und Verantwortung liegt ausschließlich bei der Darmstädter Sezession, radikale Gruppe westdeutscher Künstler und Schriftsteller, die unter Kasimir Edschmids Führung beträchtliche Aktivität entfaltet.

Die Ausstellung wird ein maßgebendes Bild der modern und geistig gerichteten deutschen Kunst des Augenblicks bieten, bereichert durch Einblicke in Herkunft und Anfänge der Bewegung. Die Hauptmasse wird das Schaffen der Heutigen bilden, der Führer, der namhaften Träger neuer Form, aber auch der jungen, nachdrängenden Kräfte. Die Verbindungslinien, die vom deutschen Expressionismus zu ausländischen Anregern führen, sollen nach Möglichkeit knapp angedeutet werden. Künstlerische Kreise bekunden lebhaftes Interesse. Die meisten radikalen Künstlerverbände werden voraussichtlich korporativ vertreten sein. Mittel zu Ankäufen stehen bereit. Die Eröffnung ist am 19. Mai geplant.

BÜCHERBESPRECHUNGEN

ERHARD BUSCHBECK: „Die Sendung Theodor Däubler", Sammlung „Das neue Wort"; *(Verlag Ed. Strache, Wien)*

Ein hellsehendes Hirn in klarster Luft; Memnons-Säule: ein klingendes Herz, das Töne aussendet, Schwingungen, die suchen gleichgespannte Saite. Ein Dichter und Seher im Hochschlaf, dessen Tiefen beginnen zu rauschen. Die große Urmutter gebar den Quell, und ihre Wellen durchfluten auch ihn. — In schwebender Sprache, die ist wie Rede des Traums, erzählt Erhard Buschbeck von unser aller Erlebnis, von uns, die wir um die Jahrhundertwende die Welt erblickten nicht nur, sondern bald auch schmerzlich verwerfen und zernichten mußten. „Den Puppen, welche erhaben die Bürgertugend uns zeigten, schnitten wir höhnend den Kopf ab. Denn die Drahtzieher erkannten wir hinter ihnen." (p. 19) — Dieser erste der drei Teile des Buches ist ohne Zweifel der stärkste und leuchtendste. Der Kampf beginnt, der Kampf des jungen Menschen des 20. Jahrhunderts. Ein Wendepunkt ist nahe. „Doch was wir wollten, war auf einmal schon da": Theodor Däubler! Nun trägt tiefe Heiterkeit den Fluß des Buches. Das unnennbar tiefe, unnennbar süße Geheimnis der Dichtergeburt, an dem die ganze Welt und Natur, alle Landschaft und alles Gestirn teil hat, entschleiert sich. Dichter-Sprache, uralte Sphinx, tiefe Nährmutter Däublers, löst selbst ihr Rätsel. Und: „Über dem Bilden steht seine Idee". Nordlicht! „Ein Sternenwechsel vollzieht sich." — Wer das Ohr hat, darin Däublers orphische Sternensprache laut werden kann, der fühlt mit ganzer seliger südlicher Haut Erhard Buschbecks Däubler-Vision. Keine Kritik, keine Literatur, sondern eine heftige und glückliche Gewißheit strömt ihn hin zu Däubler, wie wenn ein gläubiger Sohn sagt: Vater! *Walter Rheiner*

GEORG KULKA: „Der Stiefbruder". Aufzeichnung und Lyrik. *(Verlag Ed. Strache, Wien)*

Wie das Buschbeck-Buch von ausgezeichneter Herstellung. Der junge Verlag sei beglückwünscht zu der Tapferkeit seines entschlossenen Kämpfens für junge Kunst, und daß seine Waffen so gute und schöne sind. — Georg Kulka. Soll ich sagen: kubistischer Dichter? — Ein starker Dichter ohne Frage. Aber formlos. Fixierer des heftigen Flügelschlags des Erlebnisses; — aber nicht Verdichter; es sei denn nur stellenweise, gelegentlich. Nicht im Prinzip, in Not und Tod gezwungen zum Vers, zum Gedicht. Doch wer sagen kann:

„Fledermäuse hüllen uns ein.
Laß den Morgen süß und letzten sein.
Süß vergißt uns Kindheit. Eingebrochen ist die Hand.
Granaten, Gnade? Handgranate ist die Hand."
(p. 15.)

— wer das sagen kann, ist heutiger, ergriffener, junger Erdgenosse (— Stiefbruder —), ist Dichter in den Jahren 1914—1920. — Wir alle, wehe! Wir wissen die Welt so sehr! Uns allen droht Wahnsinn deshalb am Horizont. Und unser Gedicht schmeckt bitter nach Erde, Blut, Gewalt, Tod, Angst und dem höhnischen Gott. — Dem Stiefbruder Georg Kulka sei die Hand gereicht im süßen, im letzten Morgen. *Walter Rheiner*

Verlag: Emil Richter / Druck: Petzschke & Gretschel / Für die Schriftleitung verantw.: Hugo Zehder / Sämtlich in Dresden

NEUE BLÄTTER
FÜR KUNST UND DICHTUNG

HERAUSGEGEBEN VON HUGO ZEHDER

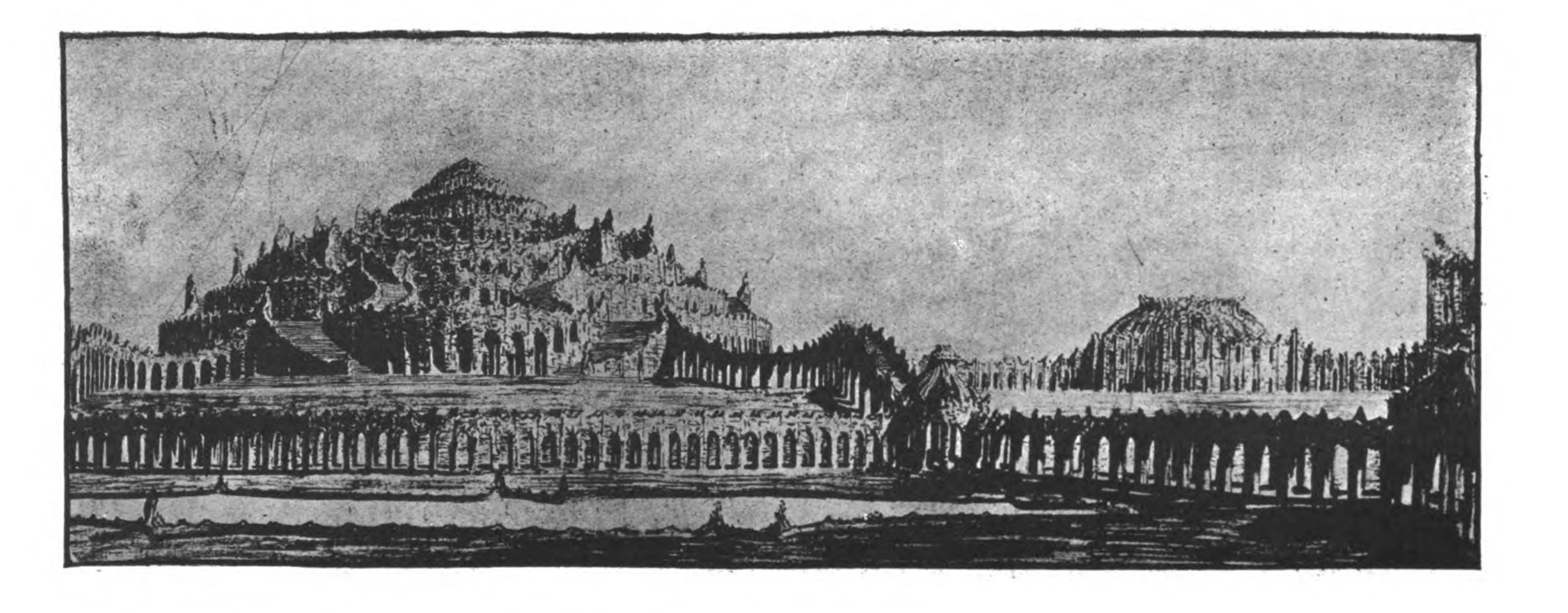
III. JAHRGANG 1920/1921

DRESDEN

KRAUS REPRINT
1970



ERSTER HALBJAHRESBAND





HANS POELZIG

Entwurf zum Festspielhaus in Salzburg

LIEBLOSE UFER / PAUL ZECH

Kann man an diese Landschaft noch zurückdenken, nun sie schon die frischen Tuschflecken verloren hat und, wie ein Bild in einem viel gelesenen Roman, die Entheiligung von Millionen Augenpaaren in feinen Regenstrichen auf der Stirn trägt?

Gräber muß ich aufreißen, wiewohl ich weiß, daß es mit zermürbtem Schädelgrinsen nach meiner Schläfe langen wird, daß ich Schmuckstücke aus dem Aschenrest zerre, obgleich ich fühle —: wie schwer wiegt das!

Nicht einen Schritt lang weiterzutragen.

Und wem schenke ich das alles?

Die Laubgewalten des Holzes und den Finkenschlag der Bäche, die Einsamkeit der Bienenreiche und das Herz des Kleefeldes werdet ihr nie begreifen. Denn das sprang in lichten Sommerwolken und an Schindeldächern vorüber mit einer feinen Musik in den Unterströmen des Blutes.

Der Radau aber in den Zinkhütten, aufwirbelnd Gestank und Schweiß, die Rattenzelle unter dem Rathaus und der Geßlerhut vor dem schmiedeeisernen Tor treiben auch heute noch so voller Judasgelb, Hungerrevolte und Kirmesschwindel den Pilzherd Armut zuhauf.

Doch daran seid ihr gewohnt. Es liest sich schön aus Büchern, und wenn ihr es euch gar eine D-Zugreise kosten laßt —: es stehen prunkvolle Hotels am Bahnhof, und die Kutscher sagen einen Spruch, der immer von jener Gasse unten an der Halde überweht ist. Das kostet drei Franken . . .

Manchesmal, wenn ihr Glück habt, wird auch die ganze Stadt auf den Beinen sein und unter Seidenwolken Fahnen und hinter Heiligenbildern wallen. Vielleicht wird auch ein Schuß pfeifen aus schrägem Fensterloch. Und der Bürgermeister stürzt. Denkt nicht mehr an ihn. Das Elend des Pflasters bis zu der Mariengrotte schreit in euer Herz.

Und die Frauen in karrierten Röcken weinen. Baggern Feigheit aus den Sonnenkringeln. Das Feuerhorn platzt vor Frost. Der schwarze Lümmel aber springt über Zäune und hat endlich eine Meute hellhaariger Häscher hinter sich.

Und im Zuge traben immer noch Männer, das Trommelfell zerplatzt von den Chorälen, über die Schultern jedennoch die unerhörte Knechtschaft gestriemt . . . Bucklige und Furcht vor dem Ende? Meine letzte Zuversicht. Ich bin wie in Eisen geklemmt . . .

Aber das ist ja die Landschaft nicht, die ich ins Erinnern rufe. Wenigstens ist sie s o: nicht so, wie sie mich überfiel, da ich den Berg herunter und mit den Schleppkähnen des Stromes in das Tor einbrach.

Ich fror in das kalte Erlebnis mit einer Uhr, die den Anfang der Abendfarbe über die Dächer brüllte. Luzifer nackend braun auf der weißen Stute vorauf. Die hitzige Faust krallte sich aus. Unten nur arme . . . arme Erde.

Ich spürte das Frühgestirn in Pfützen.

Das Spiel der Kinder vor den Gartenzäunen, Taubengeschmetter und eine Drehorgel unter dem hölzernen Kruzifix kurbelten aus und pufften klagend ins Öde ab.

Nur die Hunde schlugen an. Sie blafften die vielen warmen Hände, die ihr Fell gestreichelt hatten mit einem ewigen Abschiednehmen, in den roten Purpursturz, der sich zischend von den Pappeln herunter auf die sandige Straße ergoß. Dieses knirschende, fiebergewärmte Blut wurde vor Spiegelscherben zur Melodie den aufatmenden Frauen und zu Stockrosen auf den Schildern der Estaminets.

Meine Hände vergrößern die Ohrmuscheln. Augen sind nun nicht mehr für das Innen da.

Werde ich vor euch, Rückenwinde, bestehn?

Die Greise aber waren an der Reihe: mit Karten zu qualmen über den gelbschäumenden Pinten.

Sie lebten schon den roten Mond. Die ölige Zote der blanken Schädel. Denn fünfzig Jahre Fabrik hatten Asthma und Gicht, Stelzfuß und Einarm zu aufrechten Herren im Nebel gestuft.

So mitteilsam. Sie stirnten mit heiseren Ecklauten hinüber auf jenseitige Uferbänke, die mit vergoldetem Grün daran erinnerten, daß nur das Vergangene Tag geheißen ist, wo der Wind flüssig dünstete und die Schober nicht einbrachen unter dem Maigewitter der Umarmungen wolkenwärts und im süßen Geruch des Heues in den Dirnenröcken.

Heda! Ihr Schlangenbeschwörer! Selber bis in die Augen geschwollen, saftzischend und glänzend orange . . .

Manchesmal schielte einer, in langem Gähnen aus dem Magnetismus des schweifenden Gehirns geschleudert, mit kindhaft fremden Augen nach der Streik-Tafel über dem Schanktisch. Und befühlte den Stumpf des Armes und brach ab, was noch schmerzte und sog, pfui — aus einer neuen Lage Gerste die Spur nach den jenseitigen Apfelbäumen.

Der Zug mit den Genossen an der Laufkette aber war nicht einzuholen mehr. Ein Wind stand dazwischen und winselte dem Nachläufer unter den Achseln, sprang sein Herz an und füllte es mit Eis.

Da stand er nun unter dem Weiser, der keine Arme streckte, warf sich in den schwarzen Strauch der Schleh und stieß seine pelzige Zunge gegen eine Reiterschar, die mit dem Alarm der Feuerflucht wolkenhaft über die Halde stolperte und das Steile ansägte und das Fließende leersoff.

Nicht die gehörnte Stirn und das drohend borstige Haar der Brust halfen ihm. Wie ein angedrosselter Wolf schlug er aus und holte im Schwung die Gläser vom Tisch: Es lebte die Seele in Unverdorbenheit. Buß-Brüder alle! Von Horizont erschüttert.

So ward der Aufbruch den Greisen.

Die Straße war darauf nicht vorbereitet. Hatte schon Laternen und das Balgen der Katzen.

Die Rauchsäulen zogen, mit Feuer gemengt, in Kolonnen auf. Dieser ekelhafte Zug der Gase, der sich in die Augen legte mit einem Heulen und den Mund nicht über die Zähne ließ, bis man den Hut ziehen mußte und das Haar verpfändete, das schon fremd war und mit Stahlspitzen die Schläfen anbohrte.

Wie eine zerschlagene Blase schwamm der Himmel darüber und hatte keinen Platz mehr in der Welt zwischen roten Schornsteinen, Erzhaufen und den zwei Reihen Schwarzsäulen endlos den Strom hinauf.

Emsig spannen Fledermäuse den Augenflor. Über einen Prellstein bist du schon gestolpert. Wie bitter schmeckt doch der Sand! O Menschenqual . . .

Und doch stand die Kirche offen mit einem bauchigen Gelb und legte die Treppe weit heraus auf einem weißen Gequader von Glätte und Weihrauch.

Es wimmelte herauf: ameisenhaft geschäftlich und so gering die Frauenmassen im dunklen Haar der Demut, als ob es keinen Unterschied mehr hätte geben dürfen zwischen den Bleiknuten des Tages und den Fackeln der Herzen.

So verschleuderten sie die von den Männern ihnen eingesargte Kraft —: Stachelungen der Empörung zu werden wenigstens der Brut, die siebenfach da war in jedem Raum zwischen Bett und Kamin. Sie zerlogen ihr helles Ich an dem Aufblitzen eines Goldgeschirrs. An dem weinerlichen Tenor eines Bibelverses. So fälschten sie eine Zeit in ihren Gehirnen mit einem Kniefall, der auf der Barrikade hinter den Gewehren hätte laut sein müssen —: I h r B r ü d e r s t e h t!

Nein, sie vervielfältigten die Inbrunst vor dem nur, den sie nicht verstanden. Sie waren nur Flucht, Feigheit und Erbrechen vor der Tatsache, daß vorbewußt, plötzlich, instinktiv ein seelischer Zusammenhang gegeben war mit dem strähnenverklebten Aufschrei der Männer unten vor den Erzschollen —: i c h k a n n n i c h t m e h r!

Dadurch ging die ganze Gewalt auf den Priester über. Und er überhob sich und rückte aus dem Kult ins Leben und wurde bedrohlich. Hockte als weiße Spinne mit schwarzen Schwertkreuzen unter den Nachtleuchtern und züngelte: Da liegt ihr, Höllenvieh!

Endlich rückten die Glocken in den Zehn-Schlag. Eine Lücke klaffte breit. Waffenstillstand?

Unausgenutzt nur lagen die Zisternen. Über ihren Köpfen sagte ein Bäumeheer vom Meer aus, Mühlensteine schon um die Hälse. Der Odem hustete enger. Seufzer pfiffen.

Wohin fliehen?

Warum bleiben?

In solchen Augenblicken konnte es geschehen, daß einem ein Reptil von der anderen Seite her den Rücken hinaufkroch und mit scharfen Krallen ins Haar griff und die Kopfhaut von der Stirn bis in den Hals herunterriß.

Das Ungeheuer war jetzt wahrhaftig in der Stadt und hing an jedes Ding die ganze Schwere seiner Raubmuskel. Nichts war mehr vernehmbar, als nur das Schurren der Krallen, und der Kopf stand mit fünffach ineinander verhakten Rädern über den Dächern.

Es half nichts, daß Kinder noch nach einem Bissen Brot schrien. Es half nichts, daß aus dem Beamtenhaus noch eine Hochzeit lärmte.

Hier hatten zwei mögliche Fechter sich aufzugeben zugunsten einer Faust, die all und all nur sich will. Groß und zu sehen über den Planeten als Gott-Sonne.

Wie der krumme Hund von Wächter die allen gemeinsam gütige Stunde noch hatte ausrufen können, werde ich nie begreifen. Auch dich habe ich nicht begreifen können, der du vor solchem Irrtum dein Herz erbrachst . . .

Auch dich nicht, schwarzer Kyklop, der du ausbrechen konntest aus der Hürde, ehe das Zeichen gegeben war, ehe du nur das Gehirn deiner Füße noch warst —: um nach den Hühnern vielleicht zu sehen, (ob die Falltür in den Spalt gerückt war vor den Mardern) oder das Stöhnen deiner Frau zu hören von außen an dem schwarzen Glas des Fensters.

Bist du das wirklich, Mann im Feuerofen? Schwarz geteert von außen und beschienen innen?

Komm näher, so du Kontur hast!

Ich bin ein schlechter Gefährte, einsinkend in deine Brust.

Es kamen aber noch viele Männer die Straßen herauf. An dem Schweiß ihrer Haare rieben sich die Kreuzwinde. Im Blitzkegel der Laternen sah ich auch Augen. Sie glänzten aus Blut und Knallgas —: o meine Ziehharmonika... meine weißen Mäuschen. Unter den Trauerweiden, über den Sternen . . .

Aber wie kann ich euch so zerlegen? Rache wäre so nah. Und Weltoffenheit trommelnd in euren Kniegelenken.

Auf wilderen Hügeln wird die Mühle gedreht.

Jene Nacht ahnte den Flügelschwung noch nicht.

Aber plötzlich knallte die ganze Stadt zusammen. Und war vor den Häusern laut und schlug die Wächter und hetzte halbnackte Kinder und gab den Greisen grade Mäuler und lag vor dem Rathaus . . . vor den Bahren.

Da lagen zwanzig Köpfe zerschlagen. Da lagen zwanzig Bäuche quergesägt.

Und das lockte den Mond, und er sprach mit gedunkelter Pupille über diese Landschaft die größte Stunde ihrer tausend Jahre.

Und Massen tobten ohne Mast und Steuer. Schütteten sich mit sechs Würfeln auf das Resultat sechs aus. Stiefströme gen Niniveh.

Was tat das noch, daß dazu die Orangerie des Fürsten brannte, sein schönstes Windspiel verreckte!

Was half das noch, daß dazu ein paar Erzschuppen als Böller den Salut knallten!

Das Heulen war nicht auszuhalten. Und hatte kaum noch Triebsand.

Wen haben Sonnen je so hart verstoßen, daß er, den Mond anzubeten, erst stürzen mußte in den Frost seiner Krater?

Diese Landschaft ist nicht auszulöschen mehr in den Königsprovinzen Europas.

Worte freilich zimmern nicht den Brückensteg noch einmal. Und das Bild hat nichts mehr von dem Brennenden der Tusche jener Nacht, da ich diese Stunde zum Schemel meiner Füße machte, um ihr Gesicht auf meine Leinwand zu schlagen . . .

Des Abendlandes kalter Meltau fällt auf meine Schultern.

Sieht das Auge schon den Osten?

Geduld!

Jetzt sind Hotels da, und schöne Wagen flanieren den Strom hinauf, der Kohle und Eisen und die abgeschorne Maske von friedfertigen Siedlungen trägt.

Aus Staubkörnern sprossen Eichenkeime.

Dir zu —: Zebaoth!

DER DEUTSCHE PSALM / RICHARD EURINGER

AUS DEN PSALMEN

Sie haben sehr viel erzählt.
Hingedeutet und gewiesen und ausgesagt: Das ist wenig und viel —
Oder — das alles ist noch nicht das Rechte.
Jetzt bin ich alt geworden und alt genug. Ich schaue mit meinen Augen
Und horche nicht mehr, was andre wollen und meinen.
Ein Knecht bin ich auf meinem Grund. Einem guten Herrn bin ich verdungen.

Sie haben von der Liebe erzählt, von Reichtum und Genüssen.
Sie haben versprochen und gesagt: Gesundheit, von der Jugend und Glück.
Jetzt nehm ich meinen Pflug und laß reden, wer reden will.
Jetzt nehm ich meinen Pflug getrost und habe Zeit.
Ich seh, wie die Gräser grün werden und die Blüten am Birnbaum anfangen zu treiben.
Ich nehme meinen Pflug und hoffe nicht viel über meine Hand hinaus.
Aber es ist eine gute Hand, die sie führt.
Wenn ich meinen Acker abschreite, weiß ich: Es wartet nichts weiter auf mich,
Und kommt mir nichts von allen und entgeht mir nichts weiter.
Was mir nicht käme von Seiner Hand, das bekäme mir nicht.

Einmal geh ich meine Furchen ab und stoße die blanke Pflugschar in den Boden.
Und tu es, der Zeit nicht zu wissen. Und zu essen, zu schlafen, wenn die Zeit ist.
Zu essen, wenn ich Hunger habe, nicht anders. Zu schlafen, wenn mich Schlaf ankommt
über all meiner Arbeit.
Und daß ich aufsteh auf andern Morgen.
Ich brenne kein Licht in meiner Kammer. War nicht lange genug Tag?
In meiner Kammer glimmet ein heimlich Licht, das löscht der Sturm nicht, wenn er
vorbeifährt.

Und ich geh meine Furchen ab das andre Mal, und werfe in die aufgerissenen Schollen
kleine Körner. Die gedeihen wohl auch.
Sie sind nicht vom Himmel gefallen, noch im Mehl gewachsen, da es vom Müller kam.
Ich habe sie nicht erbettelt, noch hat einer sie mir zugeschoben und in die Taschen ge-
steckt:
Sondern mit meiner Hand hab' ich sie aufgelesen in meiner Tenne und gebunden in Säcke,
daß ich sie ausstreu.
Die Tenne aber ist Dein. Und Dein sind die Garben.
Sie sind an Halmen aufgebrochen, die kamen von guter Erde.
Darin hab ich sie aufgezogen und gesammelt in meine Tenne, daß ich sie streue, wenn
die Zeit kommt.
Die Tenne aber ist Dein. Die Garben, der Boden ist Dein. Und Dein ist das Wachstum.
Ich aber bin Dein Knecht auf meinem Grunde, der Dein ist.

Und wieder geh ich meinen Acker ab, ein drittes Mal, am Morgen und Abend, zu sän
und zu ernten, zu sammeln und wegzustreun, wenn die Zeit da ist.

Vor dem Regen und nach dem Regen. Ich geh allein über die Wiese, wenn Tau liegt.
Und mit dem Hunde und den Schafen, wenn Nebel einfällt, oder das Gewitter vorbei ist.
Ich gehe hinaus, mich zu freun, wenn es schön steht, und gehe hinaus in meinem Eifer.
Du aber zürnst mir nicht.
Aber ich gehe nicht hinaus, mich zu sorgen oder zu grämen.
Denn es wird ja wohl recht sein.
Einiges wird wachsen, so weiß ich, und ein andres wird verdorren.
Ich weiß, daß einiges wuchert, und andres wird mager sein und verderben.
Etlich wird der Hagel brechen und das andre die grobe Sonne nicht vertragen.

So und nicht anders hab ich's viele Jahre gesehn.
Aber einiges wird voll werden und stark, rechtschaffen und nahrhaft. Voller Kraft, und ein eigen Gut.
Haben nicht die Tauben zu fressen, die vom Schlag über den Hof streichen?
Und der Hund, hat er sein Schälchen nicht bis zum Rande gefüllt? Da mag nichts mangeln.
Meine Hand hab ich verpfändet um meinen Leib, meinen Rücken hab ich verdungen, die Knie' und was daran ist.
Ich meine, es soll ein ehrlich Geschäft sein und ein redlicher Handel.
Mein Tagwerk tu ich und kümmre mich nicht viel. Und wünsche mir keinen Beifall von meinem Nachbar.
Ich nehme kein Recht von seiner Tür, und dem Wandrer sag ich den Zuruf, wenn er vorbeigeht.

Ich singe mir ein Lied dazu, wenn es aufwacht. Und es singt in seinem Schlummer, da hör ich ihm zu.
Ein Knecht bin ich auf meinem Grund. Einem guten Herrn hab ich mich verdungen.

Sie haben von der Liebe erzählt. Sie schleicht um die Schenken wie ein Weib mit offenen Brüsten.
So haben sie von der Liebe erzählt. Nun bin ich alt geworden und alt genug.
Stark ist die Liebe in mir und keusch und geht wie eine Jungfrau über die Gärten.
Meine Liebe ist stark und keusch und lodert nicht. Ich verschenke sie nicht mehr.
In meiner Stube ist sie wie eine Mutter. Sie geht in meinem Hof, wie die Königin, es folgen ihr alle Blumen.
Aus guter Seide webt sie ein lichtes Kleid, daß ich nicht friere, wenn Herbst ist.
Auf meinem Gesimse welken die Blumen nicht, so sorglich sind ihre Gedanken auf mir.
Stark ist meine Liebe und keusch und lodert nicht. Sie liegt an meinem Herde und wärmt.
Wie ein stiller Schatz ist sie, den man nicht weiset.

Sie haben vom Reichtum gesagt.
Alle Dinge haben sie zusammengetragen und in die Kelter geschüttet.
In die Hochöfen haben sie gebracht, was herumlag. Geschmolzen und gewalzt und in kleine Stücke geschlagen.
Ausgerufen haben sie über den Markt: Es ist billig und wert, kostbar ist es oder für die Armen Genüge.

Der Reichen sind gar wenig, haben sie erzählt, und viele sind der Armen.
Ich sehe sie nicht. Kommen sie nicht vorüber an meiner Mauer?
Sie sind so reich geworden und überreich.
Du bist ihr Gut.
Ich will Dich halten wie eine Mitgift.

Sie haben mir in den Ohren gelegen mit vielem Preis. Von Jugend, Genuß und Glück.
Nun bin ich alt geworden und alt genug.
Ich schaue mit meinen Augen und horche nicht mehr.
Ein Knecht bin ich auf meinem Grund und darbe nicht. Einem guten Herrn bin ich verdungen.

Ich hoffe nicht viel über meine Hand hinaus. Aber es ist eine gute Hand, die sie führt.
Es wartet nichts weiter auf mich, und es kommt mir nichts von allen und entgeht mir nichts weiter.
Was mir nicht käme von Seiner Hand, das bekäme mir nicht.
Ich brenne kein Licht in meiner Kammer. War nicht lange genug Tag?
In meiner Kammer glimmet ein heimlich Licht, das löscht der Sturm nicht, wenn er vorbeifährt.
In meiner Tenne ruhet mein Tagwerk nicht, bis da die Zeit käme.
Die Tenne aber ist Dein. Und Dein sind die Garben.
Die Tenne aber ist Dein. Die Garben, der Boden ist Dein. Und Dein ist das Wachstum.
Ich aber bin Dein Knecht auf meinem Grunde, der Dein ist. Und freue mich des.
Denn Dein ist auch die Zeit, wenn sie kommt, der Schlaf und der Hunger.
Du aber zürnst mir nicht.
Einem guten Herrn bin ich verdungen mit meiner Kraft, die Dein ist.
Haben nicht die Tauben zu fressen, die vom Schlag über den Hof streichen?
Und der Hund, hat er sein Schälchen nicht bis zum Rande gefüllt? Da mag nichts mangeln.
Ich singe ein Lied dem Herrn, dem ich verdingt bin auf Seinem Gut, der mein Gut ist.
Meine Lippen singen es morgens, wenn es mir aufwacht.
Es singt in meinem Schlaf, wenn ich müd bin von meiner Arbeit.
Ein Knecht bin ich auf Seinem Grund, singt mein Lied. Einem guten Herrn hab ich mich da verdungen.
Meine Liebe ist stark in mir und keusch und lodert nicht.
Wie ein stiller Schatz ist sie, den man nicht weiset. Du aber bist der Herr und die Schlüssel trägst Du zu allen Truhen.
Ich will Dich stille halten wie eine Mitgift. So will ich Dich halten.
Denn Dein ist die Tenne und alles Gut.
Und ich bin sorglos in meinem Alter, in meiner Armut, die mich so reich beschenkt hat.
Meines Alters schäm ich mich nicht mehr. Wie eine Sonne ist meine Jugend hingegangen.
Ich freue mich meines rüstigen Alters, du guter Herr.
Wie eine Sonne geht es hinter die Hügel in Deine Burg.
Da will ich verweilen.

ANKLAGE UND RECHTFERTIGUNG

MAX PULVER

STIMME DES GESCHÖPFS

Zitterst du nicht vor deinen Engeln, Schöpfer!
Blutkruste, Brei der Verwesung
Verschlammt die Furchen deiner Äcker.
Wo wand Marter nicht
Hagere Hände zu dir empor,
Wo brannten Schreie nicht
Über Todwunden hilflos im Blut!
Noch im schmalsten Gebüsch ist ein Vogel
verendet,
Talmulden, breiteste Wiege des Stroms
Schaukelt dir Tote.
Widerglanz deiner Glorie —
Ragen die Engel bewußtlos lohend.
Erträgst du Unermeßlicher deinen Glanz,
Der dir aus ihrem Antlitz widerstrahlt?
Ein Schatten fiel zwischen deine Brauen.
Alles Erschaffene ist schwer von Blut.
Wie sie trunken sind und taumeln!
Brand stiebt über die Welt.
Flamme tobt
Tränenlos dir in verdorrtes Auge.
Vermessenheit, aus leidlosem Nichts zu
ballen
Fiebernde Zauber der Gestalt.
Reh mit dem Tod im Blick,
Menschenleiber, den Tod im Herzen tragend,
Lodernde Wehmut alles Erschaffenen:
Seele!
Was gossest du sie aus —
Breit — klingend — silbern,
Und erstickst sie mit Blut!
Berauscht von Allmacht, fürchtest du den
Rächer nicht?
Pocht er nicht und pocht
Lähmend dir innen?
Spielender, Träumer,
Rechtfertige dich für deine Tat.

DER SCHÖPFER

Rauch qualmt aus meinem Herzen auf!
Meine Blicke sind trüb.
Mir träumte in meinem Traum, daß Wunden
pochen.
Blut rieselte zur Erde und versickerte.
Ist das Erwachen?
Weiß — Schnee des Schrecks —
Schuppt hart auf meinen Gärten.
Meine Seele wanderte auf Abenteuer,
Zwängte mit Blüten sich aus tausend
Sträuchern.
Aber Sturm stürzte mir aus dem Haupt
Und wirbelt Leichen in mein Erwachen.
Weh, wie besteh ich vor meiner Tat!
Ausgeschüttet,
Was in mir streng beschlossen dem Herbst
entgegengor,
Vorschnell vergoß ich mich selbst!
Die Fülle vertan.
Verraten hab' ich mich,
Verträumt in Gebilde.
Unwissend ohnmächtig mich selbst gerichtet.
Geschöpf, Seele, zum Fühlen erwacht,
Leben, wissende Flamme des Leids,
Töricht wie ein Kind
Hab' ich die Flamme entzündet,
Auflodert mein Haus,
Asche mein Herz,
Geschöpf, rechtfertige mich für meine Tat!

STIMME DES GESCHÖPFS

Weh, er zerbricht,
Der Turm über unsrer Stadt.
Weh, zersplittert
Die Achse unserer Himmel!
Wellen der Bitternis
Schwemmen uns in Meere von Leid.
O sterben, sterben dürfen,
Auslöschen, vergessen, im Strudel zer-
malmt!
Töte uns!
O daß du nicht töten kannst!

OSKAR KOKOSCHKA — Die Macht der Musik, Gemälde

Mit Erlaubnis von Paul Cassirer, Berlin

Aus Qual sind wir geballt —
Härter als Stein!
Richte dich, vernichte uns!

DER SCHÖPFER

Gewissen überschwemmt mich mit neuer Qual!
Nicht kann ich zerbrechen, was ich baute,
Auflösen nicht, was ich verschmolz.
Euch hab' ich mir zur Geißel erschaffen,
Aufwache ich vom Brennen eurer Striemen.
Erretten möcht ich euch,
Aber Sand seid ihr meinen Händen.
O daß ihr Glas wärt,
Eure schartigen Splitter mir in die Adern zu treiben!
Aber ihr verrieselt.

STIMMEN DER ENGEL

Da!
Leuchtend im Äther
Pfeil, von keiner Sehne geschnellt,
Aus sich selber zuckender Blitz!
Da!
Ein Mächtiger eigener Kraft:
Blut wie Sonnenstrahlen aus Wunden schüttend:
In sich gestaute Qual, die glanzvoll ward
Und ihren Kern durchbrach!
Heiland! Erlöser! Verzeiher dem Geschöpf.
Aus wunden Flanken brechende Geburt.
Verzeiher dem Schöpfer.
In dich gerafft hast du alles Leid der wimmelnden Brut,
Selbstqual des Schöpfers zog dich groß.
Nun blättern milde Sterne aus deinen Fingern.
Nun hast du die Sonne süß gemacht.
Der Erde gottsatte Wehmut
Schwoll jubelnd dir aus Marterfurchen.

DER SCHÖPFER

Gebenedeiter, Sohn, Entsühnender,
O Heimkehr nach glühendem Tagwerk.

STIMME DES GESCHÖPFS

Strahlender Leib aus dunklem Schoß,
Reine Stimme unserer verkrampften Münder.
O wohllautendes Lied unserer Stummheit.

STIMME DES HEILANDS

Vater — aus deiner selbstvergessenen Kraft!
Brüder — aus eurem Blut!

AUFGETAN / ALFRED WOLFENSTEIN

ALTE JUNGFER

Wir allein, junger Freund,
Ringmauer der Nacht um uns,
Zwischen uns Wand der Nacht,
Decke der Nacht über uns.
Das Auge zerfließt
Zur Schwärze des Horchens.
Aber du, mir gegenüber, im fernen Stuhl,
Ich fühle des Stadtdunkels Ähnlichkeit mit dir —
Dein Gesicht liegt voll Schatten,
Gezackt und belaubt
Wie von Häusern, Türmen, Leuten —
Aber scheu diese Schatten —
Wie jederzeit zur Flucht bereit —
Als könnten Laternen
An irgendeiner Ecke deines Haupts
Beliebig sich entzünden,
Und grelle schwebende Kugeln aus deiner Stirn
Würfen plötzlich, wohin du wolltest, Licht.

JÜNGLING

Darüber laß mich nicht sprechen,
Meine Sprache ginge wohl zu gerade —

Und doch — — sonst bei Allen
Schließt Erregung meinen Mund,
Aber hier kommt auf die Lippen mir so ruhig das Wort —

Wenn ich zur Schule gehe,
Liegt eine Straße neben mir,
Stein wie andre, — aber am Abend
Ein Bauch mondweiß, purpurn innen,
Weich schluckte das mich ein —

Seitdem bin ich rot nur von Lampenschein,
Die Sonne verlor ich da aus meinen Augen,
Die Mutter verlor ich.
Was flucht ich denn der Schule —
Ich lernte ja mehr noch als sie befahl,
Lernte fürchterlicher —: lernte zu lieben!
O Gott, da hocke ich nun immer,
Ein Schüler der Hölle, der kalten Hölle!
Eis bricht wie Schweiß des frierenden Herzens aus mir,
Steile Zapfen starren aus meinem Leibe,
Ich lernte es dort, wie in der Schule Gesang,
Schwarz und buchstäblich und gefesselt und frech —
Wohin treibe ich — Wann werde ich wieder gut —
Bei dir — ha! — bei dir —

ALTE JUNGFER

Warum stichst du mit deinen Wunden nach mir,
Mich rührt zu Tränen sonst Schmach und Armut,
Aber durch die deine — kristallklar hindurch
Sehe ich — nicht dich allein — sehe andere Not —
Und will dich nun ausfragen — hartes Examen:

Du redest dein Gefühl — o sage mir,
Was jene Straße wohl fühlen mag?
Ist sie nur Stein und leere Sternennacht?
Hast du nicht aufgepaßt, schlechter Schüler,
Wie es dort flüstert aus immer graueren Fenstern:
O lehrten wir wirklich! lehrten wir wirklich Liebe —
Und geschähe das Wunder, daß einer bliebe
Und erfüllte die schlechte Gasse mit unbefangenem Gesicht —
Bliebe bis an den Morgen und scheute den Tag nicht!
Da stiegen wohl wieder Menschen, Menschen empor,
Bäumten sich auf unter grinsenden Tritten,
Die das Pflaster allabendlich stampfen
Und niemals die Tür und den Mund und den Kuß
Meinen, denen sie ihren Leib zutragen.
Siehst du sie in ihrer Stube ruhlos flackern,
Ewige rote Ampel einer Höllenkirche,
Ewig nur zureichend da, nur ein armer Hinweis
Auf die große Aufgabe, die Riesenflamme: Mensch!
Ewig Arme, überhäuft mit bittendem Murmeln
Gottloser Beter, überhäuft mit Zeichen des Lebens —
Ach, du von Jugend Verratene, du auf Jugend Wartende,
Meine geduldig Verzweifelte, meine Schwester!

JÜNGLING

O du — vor dir hingeworfen sieh mich Frechen,
Ich glaubte, zu dir dürfte ich sprechen,
Ungestraft, unbewegt,
Und du strafst ja auch nicht,
Du bewegst! Und zwischen uns zittert die Luft und spricht:

Liebe zwischen uns!
Du lehrtest sie mich,
Du, jener Straße unschuldig Vertraute,
Der Straße Schwester,
Und führst mich hinaus.
Was sprachst du noch,
Da ich so lang schon kniete?

Mir war, als seist du dort — und ich bei dir
— in der Straße —

Und dein Mund flößte mir ein: Nicht sogleich entfliehe!
Nicht die Nacht grausam wie einen Handschuh anziehe,
Um der Hure Hand beim Abschied zu vermeiden —
Mir war, als wolltest du mich entkleiden —
tiefer entkleiden,
Bis unter die kühle Haut,
Nackt, wie ich niemals mich geschaut

—: Und mein Herz erschien! Wie ein wachsender Garten,
Blühte und blieb —: die Sonne abzuwarten.
In der Straße der küssenden Einsamkeit,
darin ich voll Ekel lag,
Lehne ich mich aus armem Fenster in den Tag —
Du formst das Haus
Zu Flügeln um mich, lenkst schwebend hinaus
Und lenkst mich doch tiefer zu ihnen hin.
Erweckt durch die trübe zur brüderlichen Liebe,
Über mich — — hin — —

ALTE JUNGFER

Steh auf, Liebesbeginn!

GEDICHTE / BERTHOLD VIERTEL

DER BRÄUTIGAM

Ich sehe, meine allgeliebte Braut,
Sehr wohl den Faun, der dir im Nacken graut.
Streift dich sein Atem, fallen deine Augen zu.
Scheuert sein Bart die Haut dir, fröstelst du.

Er grinst — o Gott, wie deine Lippe spielt!
Ich sah ihn nachts, als er dich heißer hielt.
Wie rett' ich mich vor Gram und Weltenspott?
Ein schwacher Mensch nur ich, und er ein Gott!

Es leuchtet nachts, ein Diamant, sein Horn,
Da speist er dich, und nie versiegt der Born,
Von Rausch zu Rausch dich raffend, nie erschlafft!
Doch mir zehrt meine Seele an der Kraft.

Eh' ich dich nahm, ach, eh' sein Schatten wich,
Hat er mit einem Biß gezeichnet dich.
Mir bleibt zu pflegen dieses Siechtum dann,
Du halbe Leiche und ich halber Mann.

DIE SEELE

Wenn sich Seele nur ein Kleines dreht,
Bist du, brauner Berg, hinweggeweht.
Auch du, Tal, das nie ein Hauch erfrischt,
Von der Himmelstafel fortgewischt.

Haus, das hielt, und die mich band, du Frau,
Seid zerflossen, wenn ich wieder schau.
Du, Begierde rastlos, Hatz und Qual,
Ausgetilgt mit Haus und Berg und Tal.

Auge taumelt — dürren Bilderrest,
Kreuz am Horizont, dich hält es fest.
Himmel schluckt auch das, die Blaue gafft,
Lächelnd hat sie alles hingerafft.

Seele, du Fakir! Was dich beschwert,
Wird ätherisch innen aufgezehrt.
Und ich armer Schächer schwinde: Hauch
Nur und Blick im magischen Verbrauch.

BIENE

O das ist hoffnungslos: Fröstelnde Welt!
Da hilft kein Arzt. Der liebe Sommer stirbt.
Im Hof der Schrei der Gänse unwirsch gellt,
Johlende Krähen! Und das Licht verdirbt.

Die Fliegen fallen sterbend in mein Buch.
Sie haben ausgeflügelt, ausgeliebt.
Der Himmel flattert, grauzerfetztes Tuch.
Auf Straßen wehen Mähnen. Staub auf-
stiebt.

Da, abends, auf dem Kissen, eine Biene!
Ein dumpfer Sommerflügel, Honigschweif!
Ist's nicht sofort, als ob die Sonne schiene!

Was rief dich aus dem Stock? Dies Feld ist
steif
Und abgeblättert jede helle Miene!
Auf Träumen sitzt ja nur der Vogel Greif.

DIE SCHLACHT

Unbesorgt, ob die Hölle brüllt auf dem
Hügel —
Ja, der Mensch, der Mensch nur hat die
Hölle erfunden —
Geht im Tal der Bauer, führt seinen Pflug
vor.

Unbekümmert um den Triumph der Minen —
Hochauf quirlen die schwarzen Säulen Je-
hovas —
Läuft im Tal das Bauernkind, wo der Pflug
geht.

Unbesorgt um den tanzenden Ekrasitberg —
Märtyrer schwebten ohne Hände und
Füße —
Gräbt der Pflug seine Furche, der Bauer
ein Kreuz schlägt.

Unbekümmert um die zerworfenen Puppen —
Droben am Berghang, buntverkleidete
Leichen —
Trabt im Tal die Stute, froh schreit das
Fohlen.

Unbesorgt um die giftige, rotbraune Wolke —
Wo seit Tagen der Wald brennt, riesige
Esse —
Kreist ums Fohlen eifersüchtig die Stute.
Rosige Wölkchen seh ich gemalt und
schwarzes Gewölke,
Breit am Firmament die brandige Glorie
Und der braunen Hälse Spiel in den Gräsern.

EINSAM

Wenn der Tag zuende gebrannt ist,
Ist es schwer, nachhause zu gehn,
Wo viermal die starre Wand ist
Und die leeren Stühle stehn.

BRÜDERCHEN

Brüderchen, noch nicht erworben,
Schon gestorben,
Kamst so billig um die Welt!
Sieben Tage Lösegeld.

DER SUCHER

Den Menschen fand der Sucher —
O dieses Finden!
Da sank er blind zu Blinden.

Das losch das leichte Scheinen
Dem Beter und dem Flucher!
Da hob er sich, zu weinen.

ICH SEHNE MICH

Ich sehne mich zu dir!
Ich sehne mich fort mit dir!

Andres Land! Andre Zeit! Andrer Stern!
Aus Maß und Übermaß,
Gott, rette uns und nimm!

SÜSSES LEBEN

Süßes Leben, Leiden bring!
Ei du Schmetterling
Über dem Blut —
Da nippe gut!

OSKAR KOKOSCHKA Elblandschaft, Gemälde

Mit Erlaubnis von Paul Cassirer, Berlin

CATILINA ODER AHASVERS ZWISCHENSPIEL*/ PAUL BAUDISCH

GROTESKE HISTORIE IN FÜNF AKTEN

ERSTER AKT ERSTE SZENE

Rom. Zimmer im Hause des Cäsar.

CÄSAR und CATO

CATO *ganz ohne Pathos:* Fluch der Macht! Mord und Geld gleich Sulla! Fluch dem Sulla!

CÄSAR. Doktrinärer Zyniker.

CATO. Den Menschentieren sei eine Maschine Herr: alle Macht dem Staate! Bürgerpflicht. Macht ihr nicht Bürger aus ihnen, so werden sie den Untergang aus der Erde stampfen.

CÄSAR. Gut. Nur daß ich der praktische Zyniker bin.

CATO. Fluch deinem Größenwahn! Macht euch selber zu Bürgern, knebelt euch, reißt euch das ungebärdige Hirn aus! Wenn ihr nicht wagt, nach Germanien auszuwandern, so werdet Bürger!

CÄSAR. Glaubst du an das Märchen vom ersten? Dummkopf. Bin nicht Catilina.

CATO *kurz:* Lügner! Heuchler!

CÄSAR. Wir wollen uns vertragen, Cato.

CATO. Wäre ich Diktator, ich würde dich verbannen lassen. Mit Schwertern das faule Blut roden. Retournons à la nature!

CÄSAR. Wer keine Gegenwart hat, hat auch keine Zukunft.

CATO. Meine Worte werden ewig sein.

CÄSAR. Bist du ehrgeizig?

SALLUST

SALLUST *elegant:* Ihr redet von Rom.

CÄSAR. Wie?

SALLUST. Denn ihr redet vom Ehrgeiz.

CATO. Fluch den Bonmots! den Henkern des Ethos!

CÄSAR *lacht.*

CATO. Schweig'!

CÄSAR. Cato, du weißt, daß ich dein Freund bin.

CATO. Bist ein Narr, ein Sklave deiner Begierden, pfui, pfui!

CICERO

CICERO. Es ist nichts mit Rom.

CATO. Die Männer: Huren, die Frauen: griechisch, sie erobern das Wahlrecht.

SALLUST. Catos Monologe!

CICERO. Der Besten Tugend Ballung wird besiegt vom Moloch.

* Erste Veröffentlichung aus dem Manuskript (Bühnenvertrieb Rudolf Kaemmerer Verlag, Dresden).

CÄSAR *zu Sallust:* Was meint der Advokat?
CICERO. Schnöder Verzicht auf Würde erntet Gewinste konsularischer Macht.
CÄSAR *zu Sallust:* Gewichtige Worte.
SALLUST. Er ist zwar ein Plebejer, aber er hat Geist.
CÄSAR. Du wirst Konsul werden, Cicero.
CICERO. Klatschsucht schmälert Würde dem Guten.
CATO. Fluch den Konsuln!
CÄSAR. Was erregt dich, Cicero?
CICERO. Plebs raunt Gefahren des Staates.
CÄSAR. Pompejus besiegt unsere Feinde, und wenn nichts anderes mehr hilft, machen wir dich zum Konsul!
CICERO. Ein Name wird vom Mund zum Ohr geblasen.
CÄSAR. Was gelten uns die Namen?
CICERO *wütend:* Catilina!!
SALLUST. Er bewirbt sich ums Konsulat, hähä!
CICERO. Verderbter Nachkomme degenerierter Aristokraten!
CATO. Bravo, Cicero!
CICERO. Ein Wüstling!
CATO. Ein Ästhet!
CICERO. Ein Päderast!!
CÄSAR. Getrost. Ihn kümmern nur Schulden und Weiber. Rom fürchtet ihn nicht.
CICERO. Cato, deine Faust in meine Hand. Um das Heil des Vaterlandes!
CATO *schlägt ein:* Ich wandere nach Germanien aus.

EIN SKLAVE

SKLAVE. Ahasver, der Jude! *Ab.*
SALLUST *leise:* Ist der nicht eine Fabel?
CÄSAR. Zeitungstratsch. Er ist aus königlichem Geschlecht und reist in geheimer Mission.

AHASVER

AHASVER. Jehovah beschütze Rom, seine auserwählte Stadt!
SALLUST. Das verstehe ich nicht.
CICERO. Sympathie fließt zwischen mir und diesem Fremden.
CATO *zu Ahasver:* Ahasver bist du? Dein Volk hat das gotteslästerndste Buch erzeugt: die Bibel gleich dem Turm von Babel.
CICERO. Dein Volk lügt, Ahasveros, wenn es behauptet, auserwählt zu sein von Gott. Wir Römer sind die Missionäre epochaler Zukunft.
AHASVER. Ohne Zweifel, du Advokat der Tugend.
CATO. Das jüdische Gelächter zerstört unsere Tugend, Fluch den Juden!
AHASVER *monoton:* Kannst du scheiden zwischen Fluch und Segen? Der Fluch wächst aus der Erde wie das Korn, der Segen fällt wie Hagel vom Himmel; die Winde verwandeln sich, von den Bergen stürzt der Geist herab und zerbricht das Blut der Herzen.

SALLUST. Er ist toll.
CÄSAR *lächelnd:* Er bereitet mir den Weg.
AHASVER. Wehe den Starren, wehe den Geraden, wehe den Gebückten, wehe den Krummen! Wer nicht wie ein Wind vor Jehovas Atem hinflieht, wird nicht bestehen!
CATO. Du lügst, verfluchter Jude!
AHASVER *lacht.*
CATO. Ich halte mein Schwert gegen die Feinde des Guten; es ist nicht dick und nicht breit, aber scharf. Unerbittlich.
AHASVER *lacht.*
CÄSAR } *zugleich* { *beiseite:* Ich bin der einzige, dem dieses Gelächter nichts anhat.
CATO } *zugleich* { *erbleichend:* Vor solcher Antwort retiriere ich.

Ab.

CICERO *streng zu Ahasver:* Welcher Macht Geleite und Paß erlaubt dir, hier zu verweilen?
SALLUST *zu Cäsar:* Auch dem Cicero kommt er nicht bei.
CÄSAR. Der ist gefeit.
AHASVER. Ich bin Cäsars Gast.
CÄSAR. Ja, mein Gast.
CICERO. Bürgst du, Cajus Julius Cäsar, dafür, daß er kein Spion ist?
SALLUST. Ich fürchte, er treibt Spionage in Jehovahs Diensten.
CÄSAR. Ich bürge.
CICERO. Deine Nation, Ahasveros, rührt herzlich nahe an mich, aber deine Rede stemmte wider Gesetz und Bürger.
AHASVER. Du bist Ankläger von Beruf, ich reise in Sachen der göttlichen Ungerechtigkeit.
SALLUST *zu Cäsar:* Sonderbarer Disput.
CÄSAR. Seit du selber nicht mehr für den Staat lügst, kann dich das interessieren.
SALLUST. Oh, Cicero ist ehrenwert!
CÄSAR. Gewiß. *Laut.* Doch verschiebt eure Unterredung!
CICERO. Mir ist konfus. Die Staatsgeschäfte verwickeln sich fieberhaft in meine private Existenz. Von Mund zu Ohr wird ein Name geblasen. Auf Wiedersehen! *Ab.*
SALLUST. Ich muß ihn studieren. *Ab.*
AHASVER. Cäsar!
CÄSAR. Hast du eine neue Prophezeiung bereit?
AHASVER. Mit den Parzen habe ich geredet, mit Jehovah konferiert.
CÄSAR. Phantast!
AHASVER. Durch den furchtbaren Wald der Zeiten bin ich gegangen; die stämmigen Jahre, die ästigen Monate, die verzweigten Tage — endlos hat mich der Stundenschlag umstrickt. Und ich ging über die Wasser der Lüge und machte sie hart; und kam an den Felsen der Treue und zerschlug ihn.
CÄSAR *neugierig:* Hast du das Orakel gehört?
AHASVER. Das Orakel der sieben Kriege.
CÄSAR. Was ist zu tun?

AHASVER. Warten, warten.
CÄSAR. Und dann?
AHASVER. Du weißt, was du wissen sollst.
CÄSAR *erregt:* Und Catilina?
AHASVER. Wie dem Pferde der Stachel in den Weichen, so sitzt ihm eine Wunde im Herzen.
CÄSAR. Er ist ein großer Mensch.
AHASVER. Neidest du ihm's?
CÄSAR. Ich bin sein Freund.
AHASVER. Er wird mächtig werden und berühmt.
CÄSAR. Gut, gut.
AHASVER. Und alle überragen als ein Heros, denn Dämonen tragen sein Schicksal.
CÄSAR. Schweig! Ich weiß, daß du ein Schwindler bist; aber nicht du redest, sondern mein Aberglaube, der dich besitzt. Wenn du zu mir sprichst, sage ich mir wahr! Geh! Catilina kommt! *AHASVER ab.*

CÄSAR *allein:* Ich bin ein großer Regisseur und ihr haltet mich für einen großen Schauspieler. Ob ich der Sklave meines Schicksals bin, weiß ich nicht; gewiß aber bin ich der Herr des euren.

CATILINA

CATILINA *sieht sich misstrauisch um.*
CÄSAR. Bist du menschenscheu geworden?
CATILINA. Auch das. Und das. Und das.
CÄSAR. Was meinst du?
CATILINA. Alles ist wahr und alles falsch.
CÄSAR. Sallust würde sagen: ein melancholisches Sophisma.
CATILINA. Narr! Kümmere dich nicht um die Wahrheit der anderen. Wahr ist, was ich will und sage: da besteht es. Und ich will der Leidenschaft zu ihrer Macht verhelfen.
CÄSAR. Bist du unzufrieden mit deiner Vergangenheit? Du hast gelogen, gestohlen und gemordet.
CATILINA. So werden Charaktere am Ruf zunichte. Alle üblen Taten sagt man mir nach; zehn beging ich, zwanzig hat man erlogen — und dennoch reicht mir jeder Bürger die Hand. Man müßte die Stadt anzünden und den Nacktgebrannten die Alternative einpeitschen: Seid Bestien oder Menschen. Entscheide jeder! Und seid Bestien!
CÄSAR. Das gilt vom Charakter, aber was ist's mit dem Geiste?
CATILINA. Der Sündenfall des Mannes ist der Geist.
CÄSAR. Ich weiß nicht, was Sünde ist.
CATILINA. Ich werde die Sklaven mit ihren gesunden Instinkten auf euren Geist hetzen; dann macht Aphorismen, während sie sich bei euren Weibern wälzen.
CÄSAR. Mich nimmst du aus, Catilina.
CATILINA. Auch dich nicht.
CÄSAR So nehme ich mich aus.

CATILINA *trübsinnig:* Wir sind Dummköpfe und Feiglinge, leiden an unseren Taten. Wer hat die Reue erfunden?
CÄSAR. Catilina.
CATILINA. Orestilla ist weise, gut und schön. Sempronia ist schön, gescheit und boshaft. Aber die Frage ist: Welche von beiden taugt besser zur Hetäre?
CÄSAR. Freund, derlei Dinge bespricht man im Senat. Es gibt Wichtigeres.
CATILINA. Orestilla töten.
CÄSAR *stampft:* In zwanzig Jahrhunderten wird man nicht toller sein als du.
CATILINA. Bis dahin bin ich berühmt; aber man wird mir meine guten Laster absprechen.
CÄSAR. Woran denkst du jetzt?
CATILINA *schaut ihn boshaft an:* An den schwarzen Punkt in meinem Herzen.
CÄSAR. Ich mache Cicero zum Konsul!
CATILINA. Halt! *Pause.* Cäsar! Vielleicht zeige ich morgen dem Senat unsre Pläne, lasse mich begnadigen, gehe nach Illyrien und werde Seeräuberhauptmann.
CÄSAR. Dazu bist du zu gewissenhaft.
CATILINA. Ich habe alles überlegt: noch sind die Rollen zu verteilen. Ich werde Konsul mit Antonius und Cicero wird verbannt.
CÄSAR. Und dann?
CATILINA. Mach' ich gut, was Gott verbrach, als er die Welt schuf.
CÄSAR. Das ist banal.
CATILINA. Ich tu's! Hörst du mich! Ich tu's! *Blickt umher:* Ich sah einen Juden in dein Haus gehen; hat er kein Geld für mich?
CÄSAR. Der ist ein besonderer Jude.
CATILINA. Du hast von ihm geborgt und willst ein Geheimnis daraus machen? Teile!
CÄSAR. Du bist ein Verschwender.
CATILINA. Ich brauche Geld, um meine Wahl zu erkaufen; hörst du, Geizhals?
CÄSAR. Nein.
CATILINA. Ich gebe dir meinen Sohn zum Sklaven. *Fasst ihn an.* Eine halbe Million — habe ich das Geld nicht, so gehe ich an meinem Plane zugrunde.
CÄSAR. Höre, Catilina; ich bin ärmer als du, von Schulden geplagt —
CATILINA. Wozu also bin ich dein Freund?
CÄSAR. Du mußt mir helfen.
CATILINA. Ich, dessen bloßes Dasein jedem wahren Menschen Hilfe ist?
CÄSAR. Nun?
CATILINA. Geldgieriger! Pfui! Mein Sohn Endymion ist aus der Provinz gekommen, er soll dir sein halbes Vermögen schenken; aber — du gehst dafür von Haus zu Haus, von Senator zu Senator, von Bürger zu Bürger und erzählst ihnen, wer Catilina ist: ich will nicht verborgen sein, ich springe sie an wie ein Tiger. *Starrt vor sich hin.*
CÄSAR. Dank.
CATILINA. Wer ist das?

Ab; lässt AHASVER ein.

AHASVER. Ahasver.
CATILINA. Du hast mein Selbstgespräch gehört?

AHASVER. Dein Schweigen war vernehmlich, das Pochen deines Blutes sprach die Sprache deines Schicksals.
CATILINA *lachend:* Keiner kann wissen, was mir zutiefst in der Seele sitzt.
AHASVER. Furchtbares Geheimnis.
CATILINA. Das kannst du nicht begreifen.
AHASVER. In jedes Menschenherz sind Hieroglyphen eingegraben, aber jedes Menschensiegel hat Menschengestalt und lebt als furchtbarer Doppelgänger.
CATILINA. Mein Geheimnis kann nicht verraten werden, denn es ist unaussprechlich.
AHASVER. Was willst du tun, Catilina?
CATILINA. Charlatan mit dem Tonfall eines Propheten!
AHASVER. Rede nur, rede, denn sieh, ich bin dein Geheimnis.
CATILINA *erschreckt:* Narr.
AHASVER. An mir wirst du offenbar, Catilina.
CATILINA *monologisch fiebrig:* Oh, bist du so nah, Jude, ist dir mein Plan gelegen?
AHASVER. Was willst du tun, Catilina?
CATILINA. Dem Erdball einen Fußtritt geben, daß seine faule Achse bricht und er endlich in den Brand der Sonne fällt, dem er entfliehen will — darum kreist er tierisch blöde, täglich ferner um sein Ziel. Hast du das verstanden?
AHASVER. Vergiß nicht, daß ich bin, was du denkst.
CATILINA *erregt:* Rom, den Mittelpunkt der Welt, will ich anzünden, die reiche Herde der Menschentiere einäschern und die Sieger mit Rausch, Wollust und Entsetzen zugrunde richten. Eine Pest für den Erdball!
AHASVER. Was treibt dich, was hetzt dich?
CATILINA *schweigt.*
AHASVER. Sprich, denn du sprichst zu deinem innersten Herzen!
CATILINA. Weißt du, jüdischer Narr, was Schwermut ist? Das dunkle Feuer, das unter den Sohlen brennt, unter den Sohlen, die ein Schwergewicht von tausend Schmerzen an den Boden bannt. Oh, hervor mit dem dunklen Feuer! Ich will es den andern hell machen. Meine Schwermut wird die Sonne sein, in die der Erdball stürzen muß.
AHASVER. Kannst du nicht weinen?
CATILINA. Ich habe noch nie geweint.
AHASVER. Still, schäume nicht über, still!
CATILINA. Das Fieber sprengt mir den Schädel, Taten!
AHASVER. Fühlst du, Catilina, wie der Abend aufsteht —?
CATILINA. Ich fühle nichts.
AHASVER. Ein weißer Toter, der die Welt in den Armen hält. Still, geräuschlos wird die Stadt, Menschenstimmen versickern in den Kanälen, Tritte versinken wie die Schatten in der Dämmerung —
CATILINA *lauschend:* Es ist still geworden.
AHASVER. Du hörst unter dem Boden die Quellen rauschen, die vielen Gewässer der Blumenwurzeln, die Meerkinder, Catilina, hörst du?
CATILINA *läppisch:* Sie rauschen.
AHASVER. Und die Sterne gehen herauf als große Säulen Lichtes, als hohe Türme, die der Ewige aus seinen Himmeln gebaut hat; und du bist klein, Catilina, und deine Ge-



CONSTANTIN VON MITSCHKE-COLLANDE **Familie, Gemälde**

danken fallen von dir ab, wie der Lärm vom Abend, und dein Geheimnis tritt aus der Brust hervor. Ewige Sterne!
CATILINA. Ewige Sterne.
AHASVER. Zerbrochen sind wir, ausgeronnenes Blut aus den Adern eines gefallenen Engels, verflucht, verdorrt, Schatten, vom Lichte gerissen, ewige Gelächter.
CATILINA *weinend:* Gelächter!

Es ist finster. CATILINA springt auf und läuft davon.

ZWEITE SZENE

Zimmer im Hause des Catilina. Nacht.

CETHEGUS CATILINA

CETHEGUS. Laß mich, laß mich! Gib du deinen Namen, aber laß mich tun, was du erdacht hast! Ich segne dich dafür. Das Mitleid fraß mein Leben wund; da, als ich Knaben sah, wie sie den Sklaven mit einem glühenden Eisen streichelten, fiel es mich an. Nun hast du mich gelehrt, wie man mit Rache die Wunde ausbrennt.
CATILINA *trüb:* Du hättest ein Dichter werden sollen.
CETHEGUS. Pfui, pfui! Mein ausgebranntes Leben andern zum Beispiel machen?!
CATILINA. Knabe.
CETHEGUS. Ich bin dreißig Jahre alt, aber es soll mir eine Lust sein, den dicken Cicero zu erwürgen.
CATILINA. Ruf' die Freunde für morgen zu mir!
CETHEGUS. Ja, an mir ist ein guter Gott verlorengegangen; ich würde mich in einen Sturmwind verwandeln und alle Schicksale in den Dreck blasen.

Beide ab.

AURELIA. Von der anderen Seite ENDYMION.

AURELIA. Ich habe dich gesucht, Endymion.
ENDYMION. Warum? Du liebst mich zu sehr, Mutter.
AURELIA. Was tust du im Zimmer der Sempronia?
ENDYMION. Nichts.
AURELIA. Ich bin so froh, Endymion.
ENDYMION. Was freut dich?
AURELIA. Daß du zurückgekehrt bist. Und mir ist so bange, Endymion.
ENDYMION. Was schreckt dich?
AURELIA. Alles, alles. Das Geräusch der Worte am Tag, das Hundegebell um Mitternacht der Hahnenschrei, Catilinas Stimme.
ENDYMION. Es ist nichts. Die Zeit ist bös. Aber noch gehen die Bauern in der Campagna, und weiße Wolken sind über ihnen am Himmel.
AURELIA. Ich verstehe dich nicht.
ENDYMION. Ich habe in Spanien ein Haus gekauft; wir wollen dorthin gehen, Mutter.
AURELIA. Nach Spanien?

ENDYMION. Rom wird uns verlassen.
AURELIA. Und dein Vater?
ENDYMION. Catilina ist nicht mehr mein Vater. Er, ein Bastard von Rausch und Verzweiflung.
AURELIA. Ich verstehe dich nicht. Bist du ein Dichter?
ENDYMION. Ein Narr meiner Abenteuer.

Ab.

AURELIA *allein:* Hilf, Diana, meinem besessenen Catilina! Wie war ich klug, groß und glücklich in seiner Ruhe! Nun hat mich sein Geheimnis zum kindischen Mädchen gemacht.

CATILINA. Mattes Licht.

CATILINA. Was suchst du im Zimmer der Sempronia? Sie ist eine Sklavin — dir ist's bestimmt, Frau eines Konsuls zu sein!
AURELIA. Was bringt es mir, wenn ich die Frau eines Konsuls bin?
CATILINA. Ruhm, Reichtum und Triumph! Arm wie ein Bauer, unbeachtet wie ein Verbannter leb' ich und muß meine Leidenschaften an tolle Juden verschwenden.
AURELIA. Ich verstehe dich nicht.
CATILINA. Wie gut. Die anderen können nicht ohne einen Aphorismus schlafen gehen. Liebst du mich noch?
AURELIA. Ängstlich und treu.
CATILINA. Trotz Endymion?
AURELIA. Ja, du bist ein guter Mensch.
CATILINA. Eine verschlafene Heldenseele. Ich hätte ein heroischer Bürger werden können. Aurelia! Du hast mich schlafen gesehen; wie sehe ich aus, wenn ich schlafe? Dumm; dumm? Ich habe eine Sehnsucht, in Diensten eines anderen tapfer zu sein!
AURELIA. Du bist bescheiden, freigebig und demütig.
CATILINA. Warum sprichst du von meinen Tugenden? Streitest du mit Endymion?
AURELIA. Du bist tapfer, klug —
CATILINA. Und grausam. Meine Laster sind mir wertvoller als meine Tugenden, denn diese teile ich mit Cicero.
AURELIA *streicht ihm über die Stirne:* Grausamkeit wird Kühnheit, List wird Weisheit.
CATILINA. Willst du mich verzaubern?
AURELIA. Die Dämonen verjagen.
CATILINA. Hüte mich vor dir! Ich habe Angst genug, meine Tugenden könnten mir über den Kopf wachsen.
AURELIA. Du krankst an einer schweren Zeit.
CATILINA. Falsch; denn es krankt eine schwere Zeit an mir.

Stösst sie weg.

AURELIA. Und nun frage ich: Liebst du mich noch?
CATILINA. Eh' du mich nicht mit meinem Sohn betrogen hast, glaube ich nicht an deine Edelrassigkeit.
AURELIA *sicher:* Armer Endymion!

CATILINA. Hast du kein Mitleid mit mir?
AURELIA *leise:* Das kann man nicht wissen.
CATILINA. Ich brauche Geld. Die Leidenschaft, an der das Zeitalter rein werden könnte, wird an der Gesellschaft zugrunde gehen, die die Armut erfand.
AURELIA. Ich habe kein Geld mehr.
CATILINA. Du willst mir nicht helfen.
AURELIA. Geh' zu Endymion!
CATILINA. Nein, ich könnte ihn darum erschlagen, aber das ist's mir nicht wert.
AURELIA. Oh, Catilina, seit Sullas Zeit, als du Menschen jagtest, warst du nicht so schroff.
CATILINA. Mag sein; aber willst du mir helfen?
AURELIA. Wie, wie?
CATILINA. Cicero ist in dich verliebt.
AURELIA. Und dann?
CATILINA. Cicero: reich, dumm, lüstern. Kannst du nicht meiner Taten würdig sein?
AURELIA *leise:* Spanien ist weit.
CATILINA. Woran denkst du?
AURELIA. An dich, an dich.
CATILINA. Du wirst es tun?
AURELIA. Und Spanien?
CATILINA. In meinen Stapfen.
AURELIA. Und alle Angst?
CATILINA. Denkst du noch immer?
AURELIA. Ich denke nicht mehr.
CATILINA *lachend:* Niemand soll behaupten, daß mir das Leben nahe kommt. Wie jenen, die es betrunken oder moralisch macht. Gute Aurelia, auch die Bäume und Nymphen sind mir dienstbar! Es ist spät.
AURELIA. Wunderlich. *Beide ab.*

SEMPRONIA und CICERO

Hell. Geschmücktes Lager

SEMPRONIA. Dies Zimmer ist mit Catilinas letzter Tugend geschmückt, denn es hat ihn sein letztes Geld gekostet, und solange Catilina Geld hat, ist er ein nobler Ritter.
CICERO: Geistige Nase spürt Seelenverwesungsgestank.
SEMPRONIA. Großer Redner, willst du dich auskleiden?
CICERO. Dir zu Ehren werde ich meine Terminologie ablegen.
SEMPRONIA. Liebst du mich nur mit Worten?
CICERO *gerunzelt:* Mit nackten Worten, hohoho!
SEMPRONIA. Pst!
CICERO. Was?
SEMPRONIA. Der jähzornige Catilina ist nebenan.
CICERO. O Götter, habe ich meine Rede bei mir?

SEMPRONIA *ihn liebkosend:* Herrlicher Gedanke — wenn er uns überrascht, so läßt er dir deine Bauchfalten mit einem heißen Eisen bügeln.
CICERO. Und dich, und dich?
SEMPRONIA. Mir befiehlt er, mit unserem Sohne Nero Unzucht zu treiben; so was ist sein Hauptvergnügen.
CICERO *sinnend:* O Indizien catilinarischer Tieftrachtung, quousque?
SEMPRONIA. Du weißt nicht, was für ein Abgrund Catilinas Seele ist.

Küsst ihn.

CICERO *schreibt heimlich:* Tiefgründiges, erdversenktes — *rasch:* Ich liebe dich!
SEMPRONIA. Was schreibst du?
CICERO. Ich berechne deinen Preis.
SEMPRONIA. Still, den will ich dir auf deinen Körper schreiben.
CICERO. Sind wir allein?
SEMPRONIA. Noch ist ein gewisser Cicero da.
CICERO. Wirf ihn hinaus!
SEMPRONIA *schleudert seine Schreibtafel fort:* Musik! *Flöten.* Meine Seele hat eine Lust, schläfrig zu werden.
CICERO. Du hast keine Seele.
SEMPRONIA. Bist du ein Mann von Geist, Cicero?
CICERO. Ja, aber du irrst, wenn du Seele usurpierst.
SEMPRONIA. Wozu die Seele?
CICERO. Ich kann dir eine Seele verschaffen, wenn du mich liebst. Ich mache dich unsterblich, die Schuljungen werden von dir singen.
SEMPRONIA *schmachtend:* O Glück!
CICERO *horcht:* Trefflich!
SEMPRONIA. Schläft dein Geist noch nicht?
CICERO. Du hast mich etwas gelehrt.
SEMPRONIA. Habe ich dich etwas gelehrt?
CICERO. Flötenstigma der Wollust.
SEMPRONIA. Das habe ich dich gelehrt?
CICERO. Aufschreiben! — Wo ist die Tafel? Gut — merke dir's; des Weibes Aufgabe ist, das Gedächtnis des Mannes zu ergänzen — immer wach sein, immer wach sein!

Sieht sie starr an.

SEMPRONIA *liebkosend:* Komm von deinen Gipfeln in meine Täler!
CICERO. Du hast etwas auf dem Herzen, verschweig' es nicht länger!
SEMPRONIA. Was habe ich auf dem Herzen?
CICERO. Etwas Fürchterliches, wälze es ab!
SEMPRONIA *schluchzend:* Cicero, Cicero! Catilina hat seinen Sohn Endymion ermordet!
CICERO *erschrickt:* Nicht möglich! *Fasst sich:* Anzeige — Prozeß — Verbannung — Konsulat !

Springt auf.

SEMPRONIA. Was tust du?
CICERO *feierlich:* Nun habe ich dich ausgehorcht.

SEMPRONIA. Du hast mich ausgehorcht?
CICERO. Geistige Omnipotenz übergipfelt Weibmacht.
SEMPRONIA. Ich konnte nicht widerstehen.
CICERO. Sieg des Guten. *Hohnlachend ab.*

SEMPRONIA *bedächtig:* Nun freuen wir uns beide; bin ich nicht ein brauchbares Freudenmädchen?

CATILINA

CATILINA. Wer war bei dir?
SEMPRONIA. Der Advokat.
CATILINA. Gut, daß er fort ist.
SEMPRONIA. Hättest du ihn eingefangen?
CATILINA. Nein, aber ich hätte ihm in die Ohren gebrüllt, daß ich eine Verschwörung machen will. Es muß bestehen, es muß mit Schauder ausgesprochen und mit Entsetzen gehört werden. Ich glaube nicht mehr an das, was ich dachte.
SEMPRONIA. Sei nicht matt, Catilina, wir wollen reich werden!
CATILINA. Geizige Hure.
SEMPRONIA. Reich und mächtig, damit uns niemand hindern kann, wenn wir beide nackt auf dem Forum liegen, des Mittags vor dem Senat.
CATILINA. Wie brannte ich gestern noch an diesem Gedanken; heute, pfui, sie mögen ihre Freiheit von Hunden lernen! Ich glaube nichts mehr.
SEMPRONIA. Eines glaubst du noch: daß ich unverwüstlich bin.
CATILINA. Glaub' ich's noch? Du bist vierzig Jahre alt und hast noch frische Brüste; aber in zwanzig Jahren werden sie schlaff sein wie meine Seele.
SEMPRONIA. Daran denkst du? Du? Hast du mich nicht gelehrt, immer angesichts des Todes zu leben?
CATILINA. Ich habe alles vergessen. Vielleicht erwach' ich morgen und sehe, daß eine Nacht mich um zwanzig Jahre betrog. Es gibt einen, der trägt die Zeiten in seiner Tasche, der lebt immer mit dem Tode im Rücken.
SEMPRONIA. Du bist gut genug gelaunt für ein Gelage; komm, mir brennen sieben Nächte im Blut.
CATILINA. Meine Schwermut geht mit Wollust schwanger, wie? Du schöner Schenkel, du schöner Bauch! Deine Gebärmutter denkt besser als mein großes Hirn. Willst du mich nicht gebären, Sempronia?
SEMPRONIA *heftig:* Schweig, du bist dumm.

Sie schlägt einen Vorhang zurück; dahinter sitzt NERO auf dem Boden.

CATILINA. Mein edler Sohn!
SEMPRONIA *befriedigt:* Heute lallt er nicht, heute schläft die Leidenschaft.
CATILINA. Dein Sohn, Sempronia.
SEMPRONIA. Nein, die Gebärden hast du ihm geschenkt. Wie er an seinen Zehen kaut!
CATILINA. Auch Endymion ist mein Sohn.
SEMPRONIA. Kannst du ihm folgen? Aber Nero machen wir zum Altarbild für unsere Sieger. Wie er dir ähnlich sieht!

CATILINA *bricht aus:* Die Ohnmacht zerrt mir das Herz in den Bauch! Denk' für mich, Sempronia, ich verfalle meinem Sohn! Gebt ihm einen Brand und er wird Rom anzünden, denn seine Tollheit macht ihn unüberwindlich; ich aber werde dem Vaterland dienen.
SEMPRONIA *lacht laut.*
NERO *heult.*
CATILINA *reisst den Vorhang zu:* Je tiefer die Wunde, desto rascher der Lauf. Denk' an mein Geheimnis!
SEMPRONIA. Du hast kein Geheimnis. Dein Herz ist seicht; du willst es mit dem Entsetzen der anderen vertiefen. Catilina flieht vor seinen Gedanken!
CATILINA. In deine Lust, die größer ist als mein Gedanke.
SEMPRONIA. Ich bin nicht gelaunt.
CATILINA *wütend, leise:* Bestie, Tier!
SEMPRONIA. Geh, dein Sohn Nero macht es besser.
CATILINA *schlägt sie ins Gesicht; ab.*
SEMPRONIA *allein:* Noch bist du nicht wehrlos.

ENDYMION

SEMPRONIA. Was willst du hier? Mich verspotten?
ENDYMION. Ich will die sonderbare Frau meines Vaters sehen. Du bist schön!
SEMPRONIA. Ja, ich bin schön.
ENDYMION. Und hat man die Sklavin oft geschlagen?
SEMPRONIA. Darum kümmere ich mich nicht.
ENDYMION. Und ein Idiot nennt dich Mutter.
SEMPRONIA. Gut. Warum erzählst du mir, was ich weiß? Weißt du das Leben, Kindchen?
ENDYMION. Ich weiß es. Es ist bis oben mit Tod angefüllt.
SEMPRONIA. Mit Tod?
ENDYMION. Siehst du, daß die Blumen sinken und die Flammen auf dem Öl?
SEMPRONIA. Was für ein lustiges Leben!
ENDYMION. Siehst du den Vorhang, hinter dem dein Sohn liegt?
SEMPRONIA. Du bist schön, Endymion, warum sprichst du dumme Worte?
ENDYMION. Ratest du, warum ich gekommen bin?
SEMPRONIA. Um mich zu quälen.
ENDYMION. Bereust du?
SEMPRONIA. Nein.
ENDYMION. Weißt du, wohin du gehst?
SEMPRONIA. Ich weiß es.
ENDYMION. Das ist gut.
SEMPRONIA. Knabe!
ENDYMION. Willst du Sünden beichten?
SEMPRONIA. Du hast starke Beine, du kannst drei Tage lang reiten ohne Rast.
ENDYMION. Sempronia!

SEMPRONIA *geht um ihn herum:* Du hast starke Arme, du kannst einen Tag lang fechten ohne Rast; du hast einen schönen Nacken wie Cäsar, du hast eine schöne Rede wie ein Dichter.

Berührt ihn.

ENDYMION. Willst du mich verführen?
SEMPRONIA. Wagst du es nicht, Knabe, ängstigt dich meine Lust?
ENDYMION. Ich habe viele Frauen gehabt.
SEMPRONIA. Hast du die Lust an die Wollust verschwendet?
ENDYMION. Ich hab' die Frauen nie geliebt.
SEMPRONIA *an seinem Hals:* Ist dein Leib so hart wie dein Wort?
ENDYMION. Warum bin ich gekommen?
SEMPRONIA. Um mir zu sagen: voll Tod.

Endymion küsst sie, sie gehen in den Garten.

ZWEITER AKT ERSTE SZENE

Im Hause Catilinas. Keller. Trüber Tag.

CÄSAR, CETHEGUS, CURIUS, MANLIUS, VOLTURCIUS
und einige andere VERSCHWORENE

CURIUS. Es regnet aus dreitausend Wolken, ha, es regnet durch hundert Löcher herein.
MANLIUS. Ich friere. Ich war Soldat in allen Provinzen. Ich friere.
CÄSAR. Sieht Catilina mich hier, so wird ihm übel vor Angst.
VOLTURCIUS. Ich hatte ein Landgut mit Weingärten und einem Zitronenbaumpark.
CÄSAR. Aber vor übler Angst läßt er mich nicht auf die andere Seite.
MANLIUS. Ich hatte nie etwas. Ich habe dreihundert Soldaten kommandiert. Ich habe eine Stadt eingenommen.
VOLTURCIUS. Sulla verbrannte mein Haus und stahl mir das Landgut, die Bestie.
CETHEGUS. Diebe, Mörder oder impotente Dummköpfe! Konsuln, Prätoren und Advokaten! Wir geben ihnen ihre Bäuche zu fressen.
CURIUS. Siebenundzwanzig ehrbare Frauen habe ich verführt.
CÄSAR. Schon kenne ich euch genug.
CURIUS. Siebenundzwanzig Herren das Bett beschmutzt zu haben!
CETHEGUS. Wir müssen den Sklaven die Peitschen schenken. Habt ihr Pläne, Pläne?
CURIUS. Ich will Geld haben.
CETHEGUS. Blitzende Haufen.
VOLTURCIUS. Sie sollen mir mein Landgut zurückgeben.
CETHEGUS. Rosarote Blüten.
MANLIUS. Ich will Prätor werden, ich will Feldherr in Gallien sein!



LASAR SEGALL Zwei Frauen, Gemälde

(Im Besitz der Galerie von Garvens, Hannover)

CETHEGUS. Cäsar, taten sie dir nichts an? Oder ist dein Blut an Ciceros Klugheit vertrocknet? Oder liegt dir Cato im Herzen als ein Stein?
CÄSAR. Bin schlecht gelaunt.
EIN VERSCHWORENER. Fangt an! Ich platze!
EIN ZWEITER. Wo ist Catilina?
EIN DRITTER. Fort mit den Senatoren, ich will kotzen!
CETHEGUS. Ihr seid zu matt, zu mild! Gehen wir morgen in den Senat, erstechen wir die Konsuln!
DREI. Bravo!
CÄSAR. Ruhig, Cethegus, wir sind nicht so mutig!
CURIUS *wütend:* Der Regen rinnt aus zehntausend Wolken durch hundertzwanzig Löcher herein.
MANLIUS *wütend:* Ich bin zum Diktator geboren, ich friere.
VOLTURCIUS. Habt Mitleid mit meinem erschlagenen Zitronenbaumpark.
CETHEGUS. Nichts von Mitleid! Es ist die dümmste Pose der Insolvenz.
CÄSAR. Und der Sklave, mit heißem Eisen gestreichelt?
CETHEGUS *wütend:* Ich habe ihn vergessen.
EINIGE. Catilina!
VOLTURCIUS. Wozu leben wir, Brüder?
CÄSAR. Die Frage gefällt mir.
MANLIUS. Ich führ' den Krieg! Ich bin eine Herrschernatur!
CURIUS. Siebenunddreißig Idioten können nicht so dumm fragen wie du.
EIN VERSCHWORENER. Wir leben, um glücklich zu sein.
EIN ZWEITER. Und nach dem Tode?
CETHEGUS. Dort wie hier: Ein Pack von Schuften, die einen mit Geschick, die anderen ohne Geld — dort bekommen wir alle unsere Bäuche zu fressen.
EINER. Es lebe das Leben!
CETHEGUS. Es lebe der Tod! Ihr habt zuviel Mitleid mit eurer Seele. Aber Seele ist die dümmste Pose der Insolvenz.

Geschrei durcheinander. CÄSAR tritt vor. Schweigen.

CÄSAR *langsam:* Habt ihr Leidenschaften, Freunde?
CURIUS. Siebenundzwanzig ehrbare Frauen —
CÄSAR. Habt ihr Mut?
CETHEGUS. Mehr Mut als die anderen Dreck in ihrer Seele.
CÄSAR *trocken:* Dann werdet ihr siegen!
VOLTURCIUS *verblüfft:* Was meint er?

Gemurmel.

CETHEGUS *zu Cäsar, hinterlistig:* Schön gesprochen, Cäsar!
CÄSAR. Dir zu Ehren.
CETHEGUS. Edel gesprochen, Cäsar!
CÄSAR. Ich will euch glücklich sehen.
VOLTURCIUS. Guter Mensch!
CETHEGUS *höhnisch zu Cäsar:* An dir ist ein besserer Cato verloren gegangen. Willst du nicht nach Germanien auswandern?

CATILINA

CÄSAR *packt ihn:* Rede!

CATILINA *lebhaft:* Was tust du hier? Spotten oder spionieren?

CÄSAR. Du weißt, daß ich dein Freund bin.

CATILINA. Ich kenne dich.

CETHEGUS. Rede!

GESCHREI. Rede!

CATILINA. Lumpengesindel, Freunde eines verachteten Verbrechers, frierende Narren, Herren von Keller und Hunger — o ihr Tapferen, Klugen, Edlen, seid ihr euch selber gemäß? Wollt ihr als Nebelfetzen dieses Tages am Leben hängen, nur die Furze sein, die den verdauenden Herrschern entfahren? Manlius, frierst du? Volturcius, hattest du nicht einen Zitronenbaumpark? Warum treibt euch ein Advokat den Atem aus? Weil ihr Menschen seid, denen das Gewitter den Mut düngt? Weil ihr nur rauben könnt, aber nicht stehlen: nur morden, aber nicht anklagen; nur huren, aber nicht impotent sein? Zerbrecht euer Herz! Faul ist das Leben, das Zeitalter verflucht am Geist, der Erde entwurzelt. Maskiert geht der Wille, Moral bändigt den Wind, Charlatane machen Tugend für die Gehirne. Zerbrecht euer Herz und speit das Blut den satten Idioten ins Gesicht. Reißt auf die Scham, entblößt Gottes wildes Ebenbild! Wir wurden nicht als Schafe geschaffen. Hebt die Hölle über euch! Auf! Wir wollen nackt an Leib und Seele über die Leichen hinlaufen; kein anderer Wille als der: Verbrenne an uns die Welt! Après nous le déluge!

Er reisst einen Vorhang auf; die nackte SEMPRONIA steht auf einem Postament.

CÄSAR *abseits:* Hier beginnt der Wahnsinn.

CURIUS. Standbild der Leidenschaft!

VOLTURCIUS. Fruchtbarkeit!

MANLIUS. Blut!

NERO kommt von der Seite, CÄSAR stösst ihn zu SEMPRONIA hinein, er berührt sie äffisch. CETHEGUS reisst den Vorhang zu. Kurzes Schweigen. Regengeräusch.

CETHEGUS *laut:* Tötet den Affen!

ALLE. Tötet — den Affen — Cicero!

Alle mit Lärm ab, zuletzt CÄSAR. CATILINA allein. AURELIA kommt.

AURELIA *hastig:* Hier ist das Geld.

CATILINA *berauscht:* Du inkarnierte Fortuna; die Männer habe ich mir zugeschwatzt; aber dieses Geld wird noch treuer sein und mich zum Imperator machen.

AURELIA *kindisch:* Willst du nicht lieber mit mir nach Spanien gehen?

CATILINA. Edle Närrin. Hier klickert das Blut der Zeit! *Gierig:* Wo ist es her?

AURELIA *weinerlich:* Ich habe es dem Cicero gestohlen.

CATILINA. Wie?

AURELIA *weint:* Du wolltest es so.

CATILINA *böse:* Pfui, blamierst du mich vor meinen Blasphemien? Gestohlenes Geld? Ist dir dein Körper zu gut?

AURELIA *rafft sich auf:* Nein! O Catilina! Es ist der Lohn!

CATILINA. Cicero hat ein Weib um den Preis des Triumphes erkauft. Teuer erkauft.

AURELIA *laut:* Ich habe es getan!
CATILINA. Noch erkennen mich Menschen.
AURELIA. Liebst du mich jetzt?
CATILINA. Du bist meiner würdig.

Erhitzt ab.

AURELIA weint. ENDYMION.

ENDYMION *finster:* Mutter!
AURELIA. Wie kommst du hierher?
ENDYMION. Hast du Angst um meinen Vater? Ich will ihn nicht stören. Doch anders: Mir fehlt mein Geld.
AURELIA *schreit.*
ENDYMION. Nun bin ich nach Rom gekerkert.
AURELIA *zitternd:* Wer kann es gestohlen haben?
ENDYMION. Wer hat es gestohlen?
AURELIA *hastig:* Ein Sklave.
ENDYMION. Falsch.
AURELIA. Der idiotische Nero.
ENDYMION. Einer, dem es näher liegt.
AURELIA. Endymion!
ENDYMION. Ja, mein Vater. Ja!
AURELIA *rasch:* Nein, er war es nicht. Nein. Ich weiß es gewiß: Er kann Böses tun, aber nicht Feiges.
ENDYMION *sieht sie an:* Ist das Gattenliebe oder besseres Wissen?
AURELIA *verwirrt:* Gerechtigkeit.
ENDYMION. Ja, ich werde ihn zu mir in diesen Keller rufen und ihm ein Paar Schwerter anbieten: Ist er feige, so lass' ich ihm den Prozeß machen.
AURELIA. Rache ist nicht edel, Sohn.
ENDYMION. Das sagt Cato; aber mein Vater rächt an anderen, was e r verbrach. Ruf' ihn her!
AURELIA. Ich tu's nicht, ich geh' nicht fort!
ENDYMION. Willst du zusehen?
AURELIA *fest:* Ich weiß, daß du gut bist. Vielleicht ist dein größtes Laster edler als Catilinas größte Tugend.
ENDYMION *küsst sie auf die Stirne.*
AURELIA. Ihn führt ein Fluch; du trägst den Segen, den er verlor. Ja, noch gehen die Bauern in der Campagna.
ENDYMION. Willst du mit mir nach Spanien?
AURELIA. Ich will, ich will; ist es dort gut?
ENDYMION. Aus der Ebene geht ein Berg auf und zieht die Wälder mit sich in freiere Luft; das Haus wächst gut aus dem Felsen, es gibt keine Konsuln dort und keine Straßen.
AURELIA *beginnt zu zittern.*

ENDYMION. Wir hören den Bach reden, unser Zimmer grenzt an den Sonnenschein, und wir reiten auf dem Grasmeer das Wasser entlang.
AURELIA *leise:* Verzeihung!
ENDYMION. Und Rom stirbt fort wie eine Wolke, die am blausten Hügel zerbricht.
AURELIA *bricht nieder:* Verzeihung!
ENDYMION. Getrost! Der Meerwind nimmt dir Catilinas Bild aus den Augen.
AURELIA. Warum so schwer, warum so bös?
ENDYMION. Ich verstehe dich nicht.
AURELIA. Warum so furchtbar am Saum der Seligkeit. Nimm es weg! Sag', daß du kein Haus hast in Spanien, sag', daß Spanien nicht ist — oder sag', daß niemand dein Geld stahl.
ENDYMION. Ich werd' es verschweigen.
AURELIA. Nein, Endymion, nimm mich nicht mit; ich bin nicht deine Mutter, ich habe dich abgetan.
ENDYMION *lässt sie los:* Du, Reinste —?
AURELIA. Denn, sieh, ich habe dich bestohlen.

Stille.

ENDYMION. Das war gut gemacht, Catilina.
AURELIA. Verzeih', verzeih'.
ENDYMION *langsam:* Meine Mutter ist tot. Ich aber räche den Tod der Mutter. Und an diese Rache vergeb' ich meinen Edelmut: dein Sohn, Catilina.

Ab.

ZWEITE SZENE

Platz. AHASVER als Bettler am Rand. Ein SKLAVE neben ihm. SENATOREN gehen vorbei

ERSTER SENATOR. Ein guter Mann ist Cicero.
ZWEITER SENATOR. Ein Plebejer.
DRITTER SENATOR. Aber dumm.
ERSTER SENATOR. Und tugendhaft.
ZWEITER SENATOR. Machen wir ihn zum Konsul.
DRITTER SENATOR. Er wird das Gesetz beschützen: Gesetz ist Gott, Gesetz ist alles; Gesetz ist wir.

CETHEGUS

CETHEGUS. Catilina lädt die Patrizier zu einem Fest. Wollt ihr kommen? Es gibt Weiber mit Wein verbrämt.
DER SKLAVE. Was ist ein Senator? Ein Bauch und eine Würde.
AHASVER. Es reitet auf den Wolken ein Tubenton.
Das Herz läuft meinen Füßen davon.
Der Ewige sprach: Geh' Zeitenlang.
Es sitzt in Rom der Untergang.

ERSTER SENATOR. Wir gehen zu Catilina.
ZWEITER SENATOR. Er soll einen jungen, schönen Sohn haben.
DRITTER SENATOR. Pst!
DER SKLAVE. Es sitzt in Rom der Untergang.
AHASVER. Oi, oi!
BEIDE. Oi, oi!
CETHEGUS *zum ersten Senator:* Bestia, sahst du, wie sie dich mit Blicken massakrieren?
ERSTER SENATOR. Wer tut das?
CETHEGUS. Man sagt, du habest Schulden.
ERSTER SENATOR. Wer sagt das?
CETHEGUS. Wenn Catilina Konsul wäre, könntest du eine Provinz bekommen.
ERSTER SENATOR. Wer bürgt mir dafür?
CETHEGUS. Das Fest, das Fest der Weiber, mit Wein verbrämt.
ERSTER SENATOR *laut:* Cicero, hm —
ZWEITER SENATOR. Ein Plebejer. *Zu Cethegus.* Wird sein Sohn Endymion beim Fest sein? Cethegus, ich liebe ihn mit meiner ganzen Würde.
CETHEGUS *zum dritten Senator:* Du duldest es, daß im Senat der Hohlköpfe —
DRITTER SENATOR. Ja, Hohlköpfe. Ich habe den Ehrgeiz, das Gesetz zu sein.
CETHEGUS. Du sollst es werden.
AHASVER. In Jeruschalajim sitzt ein Römer im Tempel.
AHASVER UND DER SKLAVE. Oi, oi!

DREI BAUERN

ERSTER BAUER. Hier stinkt es nach Geld.
ZWEITER BAUER. Nach Pest.
DRITTER BAUER. Nach Sünde.
ERSTER BAUER. Juden und Reichtum.
ZWEITER BAUER. Toga.
DRITTER BAUER. Roter Samt.
CETHEGUS. Pfui über die Stadt!
ERSTER BAUER. Er hat recht.
ZWEITER BAUER. Ja!
DRITTER BAUER. Ja!

DREI ARBEITER

CETHEGUS. Wie da Schmutz und Luxus mauerhoch über die Menschen gehäuft ist. Wer soll herrschen? Rom oder die Campagna?
DIE BAUERN. Campagna.
CETHEGUS. Kennt ihr Catilina?
DIE BAUERN. Ja.
CETHEGUS. Kommt heute nachts; er gibt euch Fackeln zu essen und Feuer zu trinken. *Zu den Arbeitern:* Ha, ihr Märtyrer, ihr Heroen des Alltags! Wer soll herrschen? Rom oder die Campagna?

DIE ARBEITER. Wir.
CETHEGUS. Bravo! Kennt ihr Catilina? Kommt, er badet euren guten Zorn in seinem Geiste.
AHASVER. Die Zeiten sind morsch, Verwesung und Wüste steigen aus dem Tiber.
SKLAVE. Oi, oi!
ERSTER BAUER. Kusch, Jude!
ERSTER SENATOR. Kusch, Sklave!
CETHEGUS *für sich:* Ohne Haß und Liebe regier' ich euch. Was für ein guter Gott ist an mir verlorengegangen!

NERO, Catilinas Sohn, spuckt AHASVER an, wirft einen Senator um und verwirrt den Trubel.

EINIGE. Tötet den Affen!
CETHEGUS. Es ist der Sohn Ciceros.
GELÄCHTER. Ciceros Affe!
AHASVER. Oi, oi!

CICERO eilend

CICERO. Schnödes bebrütet bäuchlings die Zeit des Verfalles.
ERSTER SENATOR *grinst:* Wer sagt das?
CICERO. Hört Furchtbares, Roms Volk, Ausgeborne epochaler Zukunft, abgesunken dem Nächtlichen —
STIMME. Cicero redet.
CICERO. Catilina hat seinen Sohn ermordet!

CÄSAR

CÄSAR. Cicero, du irrst dich. Dort geht Endymion.
CICERO. Verrat!
GELÄCHTER. Cicero!
CÄSAR *leise:* Geh' deinem Ziele zu, verlier' deine Würde nicht, laß Catilina in seinem Plan. Du sollst Konsul werden.
CICERO. Ich bin konsterniert.
GESCHREI. Evoë Catilina! Jo Sempronia!

Fackeln laufen vorbei.

ALLE. Die Fackeln fallen aus der Nacht.
Brennt an den Sternen!
Verschenkt eure Leiber an das ewige Fest!
CETHEGUS. Und Freiheit!
CICERO. Solcherlei ähnelt tumultuarischem Aufruhr!
CÄSAR. Fürchte nichts.

CATILINA und SEMPRONIA, gefolgt von Masken.

DER ZWEITE SENATOR *wimmernd:* Wo ist mein geliebter Endymion?

CATO

CATO. Fluch den Römern!
GESCHREI. Evoë Catilina!
DER SKLAVE. Oi, oi!

AHASVER richtet sich auf. Stille.

AHASVER. Alle die Wege sind in den Wald vergraben,
Alle die Träume stehlen der Seele den Schlaf,
Und um ein Fieber ist das Gewissen zu haben.
Aschengleich sinkt in den Wind, was die Sinne betraf.
Ach, es verwandelt die Stunde sich in mein Zimmer,
Ich vergesse die weiten Zeiten um mich,
Grauen verheert mir die Stirn. Ich zerbreche den Schimmer,
Reiße vom Himmel das zeitliche Schicksal an mich.
Rasend stürmt durch den Ofen das kalte Feuer.
Eins! Aus der Schöpfung Uhr tritt ein einziger Tag.
Ich bin der Tag und bleibe dem Teufel geheuer,
Ahasver ich, Gelächters ewige Klag'.

NERO wirft AHASVER eine Fackel an den Kopf. Lärm. Das Fest wird entfernt Schreie von fern.

CATO. Bettler, Heuchler, Komödiant!
AHASVER. Elend trage ich mit mir.
CATO. Bist du hungrig?
AHASVER. Oh, oh, könnte ich hungrig sein!
CATO. Bist du krank?
AHASVER. Oh, oh, könnte ich krank sein!
CATO. Verrückter Bettler, warum heulst du?
AHASVER. Ich heule nicht, Cato, es schlägt die Zeit an der Menschen Schicksal und du hörst sie brausen und du meinst, daß ich heule.
CATO. Du bist Ahasver.
AHASVER. Kennst du mich nicht?
CATO. Ich verabscheue dich!
AHASVER. So ging ich immer wandernd vor dem Tor des Todes, Schritt vor Schritt. Und ich war ein Fürst und verlor die Schlacht, und ich war ein Weib und fraß meine Kinder, und ich stand am Hügel und schrie in den Himmel, und ich war ein Bauer und verfiel an die Erde.
CATO. Du bist alt, Jude, ein Verbrecher. Das Gewissen treibt dich hin. O gute Götter!
AHASVER. Das Gewissen ist nicht in mir und ich bin nicht in ihm.
CATO *zornig:* Dumme Phrasen, leere Klagen. Sei glücklich, daß du nicht hungrig, nicht krank und nicht Konsul bist!
AHASVER. Oh, wär' ich ein Konsul, den Catilina ermordet!
DER SKLAVE. Oi, oi!



OTTO DIX **„Barrikade, Gemälde**

AHASVER. Aber sieh', es ist eine gute Zeit gekommen. Die Menschen werden irr. sie können nicht heucheln und wollen nicht gut sein, sie tragen Europa in ihrer Leidenschaft zu Grab, sie greifen nach Fest und Licht, nach Ehrgeiz und Mord: O mein Sohn Catilina!

CATO. Du treibst mich zum zweitenmal in die Flucht. Fort! Als wäre der große Irrsinn Roms in meinem Kopf!

AHASVER. Rom bricht aus den Mauern!

CATO *lacht böse:* Teufel! *Ab.*

AHASVER. Hörst du die Zeiten knarren? Siehst du die roten Wolken aus den Köpfen der Menschen steigen?

DER SKLAVE. Sehe nichts. Griechisches Feuer!

FERNES GESCHREI. Evoë Catilina!

ENDE DES ZWEITEN AKTES

DIE METAPHYSIK DES LEBEMANNES[1] / ECKART VON SYDOW

Wir nähern uns hier einem Gebiet, das für die bisherige Philosophie eine terra incognita war und größtenteils noch ist — wahrscheinlich deshalb, weil es den Philosophierenden selbst unbekannt blieb. In den umfangreichen Werken Kants, Schellings, Hegels findet sich keinerlei Erörterung dieser Phänomene; und Fichtes und Schopenhauers Auseinandersetzungen gehen an dem eigentlich Problematischen der Halbwelt vorüber, indem sie Schleier moralischer Entrüstung und qualvollen Halbverschweigens über diese Welt breiten.

Ein kühner Pionier ist freilich schon vorangeeilt: Weininger. In seinem Buche, das jeder Psychologe studieren sollte, — Geschlecht und Charakter —, hat er die vielfältigen Erscheinungsformen der Weiblichkeit beschrieben, und so konnte er an der Prostitution nicht stillschweigend vorübergehen. Vielleicht ist jenes Kapitel, in welchem er die Halbwelt behandelt, das interessanteste seines überall interessanten Buches, — schon deswegen, weil er als erster der Modernen den waghalsigen Mut fand: eines der vielen durch theoretische Abneigung und praktische Sympathie völlig undurchsichtig gewordenen Probleme zu erörtern. Leider ist aber dies Kapitel nicht bloß der Höhepunkt seiner Analyse, sondern auch der Gipfel seiner Systematik; und da diese hier ihre Bewährung finden müßte, sie aber nicht finden kann, weil die formale Struktur seines Systemes unzureichend ist, so macht sich der systematische Fehler auch in der Betrachtung der Gegebenheiten geltend. Der Hauptfehler Weiningers ist: daß er allein die D i r n e beobachtet, aber den L e b e m a n n übersieht oder verschweigt. Es liegt der Grund dieses Mangels letztlich in seinem Streben, alles Licht im Manne zu konzentrieren und andererseits das Weib als Trägerin jeder bösen Verderbtheit mit aller erdenklichen Bosheit zu umkleiden, — der infernalischeste Schimmer, der vom Weibe ausstrahlt, ist das

[1] *Ein Kapitel aus meiner „Kultur der Dekadenz".*

Dirnenhafte. Man braucht aber nur die Augen aufzumachen, um sogleich zwei Typen der Männlichkeit zu sehen, die in Weiningers Analysen nicht genannt werden: den Lebemann und den Don Juan. Der Don Juan verführt die Unschuldigen, der Lebemann liebt die Prostituierten. Wie sind diese beiden Menschenarten innerhalb des Weiningerschen Systemes möglich? Offenbar an keiner Stelle, wie man sich auch drehen mag, — solange man nämlich dem Prinzip der Betrachtung zustimmt, die im Manne das Rein-Positive sieht; denn wie kann das Positive von der Sehnsucht zum Negativen und zur Verstärkung des Negativen getrieben werden?

Wir werden die Mängel des Gesichtspunktes Weiningers vermeiden, indem wir vom L e b e m a n n ausgehen, als dem männlichen Typus der sexuellen Dekadenz. Wir nehmen also den Mann durchaus nicht in jener abstinenzlerischen Einseitigkeit des Asketen, die der Wiener Philosoph vom Manne forderte. Sondern wir erkennen die ganze Problematik der Menschlichkeit als gültig für den Mann an, und wir meinen: gerade im Mann das klarste und höchstgesteigerte Beispiel des Humanen zu finden. Erst in zweiter Linie kommt hier, wie sonst überall, das Weib in Betracht. So paradox es klingen mag, so kann man doch sagen: Weiningers Fehler lag hier in der Überschätzung des Weibes; er wollte im Weibe das Dämonische verkörpert finden, wollte ihm dessen Rätselwort entreißen, — und dies mißlang, weil nur der Mann sein Wesentlichstes aussprechen, das Weib aber sein Wesen nur unbewußt ausleben kann, da sich bei dem Weibe Körper und Seele noch nicht so weit gelockert haben, daß der Geist zur beherrschenden Sonderheit gelangt. Das Weib hat immer nur, wie Wedekinds verführerische Lulu, auf alle bestürmenden Fragen des Mannes die rätselenthaltende und verschweigende Antwort: „Ich weiß nicht!“ Diese negative Antwort ist nichts Neues. Allen Beobachtern ist aufgefallen, daß dem Weibe die bewußte Initiative im Guten wie im Bösen fehlt. Das Erfinderische des Genies mangelt ihnen, weil sie nicht am Gegebenen rücksichtslos zu zweifeln wagen;[2] darum mangelt ihnen auch „der Zynismus, der die Ironie des Lasters ist“. „Die Kurtisane ist ein Mythus. Niemals hat ein Weib eine Ausschweifung erfunden.“[3] Allein der Mann ist wahrhaft Rätselrater, weil er allein das Höchste des Rätselhaften in sich enthält: so vertrauen wir auch hier auf die Allmacht seines Geistes.

Eines der interessantesten Phänomene, welche die Erscheinungswelt dessen, was wir kurz „Liebe“ nennen, enthält, ist die u n b e d i n g t e H i n n e i g u n g z u r P r o s t i t u t i o n; wir nennen sie unbedingt, weil sie alle anderen Liebesformen in den Hintergrund drückt und weil sie sich ihrer selbständigen Eigenart wohl bewußt ist. Es ist dies eine sehr merkwürdige Erscheinung, die in unserer Zeit noch nicht gewürdigt ist. Gewöhnlich hilft man sich mit Ausflüchten, weist man auf Nebenmotive hin: vor allem das physiologische Bedürfnis. Doch dieses gleichsam entschuldigende Motiv erklärt nicht das Wesentliche.

Denn seine einseitige Betonung würde dazu führen, daß man das Bedeutungsvolle der Prostitution in die Vorehelichkeit legte, sie sozusagen als einen Lückenbüßer für die

---

[2] *Tarde: „Logique sociale“ S. 45 A.*
[3] *Flaubert in „Correspondance“ II, 96.*

(noch nicht mögliche) eheliche Vereinigung auffaßte, als eine momentane „Verhältnis"-Abart. Damit würde aber ihr gleichsam funktioneller Charakter unterdrückt und verkannt. Man muß die Prostitution steigern, um ihren faszinierenden Charakter zu verstehen; sie muß in ihrer Selbständigkeit, nicht in ihrer Vorläufigkeit behandelt werden. — Gewiß kann die Prostituierte auch mißbraucht werden; dies geschieht eben, indem sie als „Verhältnis" betrachtet wird. Wir müssen aber zunächst einmal nach ihrem wahrhaften Daseins-Sinn suchen, nach dem Eigengehalt ihrer Geistigkeit.

Denn es gibt Menschen, welche die Dirne nicht als passageres Wesen mit physiologischer Bedeutung auffassen, die man in diesem und nur in diesem Augenblicke körperlicher Bedürftigkeit schätzt, — es gibt Menschen, für deren Weltgefühl die Prostituierte Trägerin einer Weltpotenz ist, der man eine aufrichtige Sympathie entgegenbringt. Will ein Engmoralischer uns nicht glauben, so bedenke er die folgenden Aussprüche Flauberts, Baudelaires, Weiningers.

Es sagt Flaubert, indem er der Prostitution den Vorzug vor dem „Verhältnis" gibt: „Ich würde von ganzem Herzen eine Frau lieben, die schön und glühend und seelisch prostituiert wäre"[4]; und ferner: „Vielleicht ist es ein perverser Geschmack, aber ich liebe die Prostitution an und für sich, — selbst unabhängig von dem, was darunter liegt."[5] — Baudelaire läßt den Literaten anfangs nur die Wahl zwischen Dirnen und dummen Frauen: „Weil die echten Literaten zeitweise Abscheu vor der Literatur haben, deshalb lasse ich ihnen — freien und stolzen Seelen, ermüdeten Geistern, die immer Bedürfnis nach Ruhe an ihrem siebenten Tage haben — nur die Wahl zwischen zwei Klassen von Frauen: Dirnen oder dummen Weibern, der Liebe oder dem Küchentopf."[6] Aber später stellt er viel schärfer und einseitiger das Problem: „Warum liebt der Geistige (l'homme d'esprit) die Dirnen mehr als die gewöhnlichen Frauen, obwohl beide gleichmäßig dumm sind?"[7] — Ebenso behauptet Weininger: „Bedeutende Menschen haben stets nur Prostituierte geliebt."[8]

Sicherlich hat Baudelaire übertrieben, vielleicht hatte er recht, falls er an französische Zeitgenossen dachte.[9] Ganz gewiß aber hat er die sexuelle Disposition, die jeden geistig Tätigen eine Zeitlang wenigstens fesselt, richtig und deutlich gesehen. Damit ist das Problem gestellt, aber noch nicht beantwortet, — welches wird die Antwort sein?

Baudelaire und Flaubert haben ihre Lösungen gegeben; jener hat die ganze Phänomenologie des Dirnentums zur einzigartigen Klarheit geläutert, dieser hat sich begnügt, die subjektive Wirkung zu analysieren.

Als Motto für Baudelaires Beschreibungen kann wohl ein Ausdruck eines seiner

---

[4] „Correspondance" I 26.

[5] eb. II 223.

[6] WW. III 288.

[7] „Mon coeur . . ." Nr. XXVIII; vergl. die Frage im „Farnfalo". „Mit was für einem magisch leuchtenden Reiz umhüllt das Laster gewisse Geschöpfe?" (WW. IV 409.)

[8] „Geschlecht und Charakter" S. 298.

[9] Die Goncourts schreiben: „. . . diese Mädchen mißfallen mir durchaus nicht, sie durchbrechen die Eintönigkeit, die Korrektheit, die Ordnung der Gesellschaft; sie bringen etwas Tollheit in die Welt, treiben ihr Spiel mit den Banknoten und sind die nackte und freie und siegreiche launische Willkür, die ausgelassen eine Welt von Notaren mit ihren wohlüberlegten und berechneten Freuden durchkreuzt" („Journal" II 19).

Fragmente gelten: „Wollust, gesättigt mit Schmerz und Gewissensnöten."[10] Dieser negative Beiklang ist für ihn typisch. Sehr selten wird ihm die reine Freude an der Geliebten zuteil, fast immer ist sie irgendwie mit Melancholie bedeckt. Nirgends ist es die Stimmung des Bourgeois, der sich gehen lassen will und bezecht der Notdurft unterliegt, sondern überall lebt im Grunde der Gedichte das Bewußtsein: hier sei die Hand Satans selbst mit im Spiel; nicht bloße Naturhaftigkeit treibt hier mißgestaltene Blüten, sondern metaphysische, kosmisch notwendige (wenn auch negative) Realitäten wirken sich sinngemäß aus, sozusagen in ganz normaler Weise. Alle subjektiven Stimmungen, von kalter Beobachtung bis zur heißen Sympathie, alle objektiven Wandlungen der Dirne selbst von bloßer Nützlichkeit bis zur mystischen Exaltation, tanzen ihren bunten Reigen, dessen Führer aber irgendeine tödliche Verzweiflung oder der Tod selbst ist.

Steigen wir unter seiner sehr kundigen Leitung durch die Sphären des Dirnentums, so mögen wir den Weg von den Grenzen des Allgemeinen zu dem Ruhepunkte der Einzelheit nehmen.

Das umfassendste Bild entrollt das Gedicht „Femmes damnées";[11] die einen sind noch kindlicher Liebe zugeneigt, andere gleichen den Versucherinnen des heiligen Antonius in ihrem langsam feierlichen Schritt, andere rufen Bacchus zur Hilfe ihrer Liebesekstasen, andere verdoppeln sie durch Geißelungen, — Verächterinnen der Wirklichkeit, Sucherinnen des Unendlichen, so schließt das Gedicht mit metaphysischem Ausklang.

Die Gestalt der Prostitution stellt dann die „Allégorie"[12] vor Augen. Hier ist reine Betrachtung, keinerlei Gefühlserguß, — eine objektive Beschreibung gleichsam der Göttin des Dirnentums, der Dirnenhaftigkeit schlechthin, in ihrer kalten und abgemessenen Notwendigkeit und inneren Sicherheit, die aus ihrem Bewußtsein quillt: „notwendig zum Gange der Welt" zu sein. „Sie kennt nicht die Hölle, und wenn die Stunde naht des Eintritts in die schwarze Nacht, wird sie das Antlitz des Todes wie ein Neugeborenes betrachten, ohne Haß und ohne Gewissensbiß."

Von dieser immerhin abstrakten Sphäre steigt dann die Neigung in die engeren Bezirke der konkreten Erlebnisse. Aus dem Mitleid und der Liebe wird rückhaltlose Verehrung, Anbetung jeder Handlung, und sei sie noch so verwerflich. Wir denken hierbei an das Gedicht „Le Possédé",[13] dessen Inhalt der Titel gut andeutet. Vielleicht das Aufregendste, das Baudelaire geschrieben hat! Der schlechthinnige Gehorsam dem Weibe gegenüber, das als diabolisch erkannt ist, — der Geist der absoluten Sklaverei! Die beiden letzten Strophen:

„Allume ta prunelle à la flamme des lustres!
Allume le désir dans les regards des rustres!
Tout de toi m'est plaisir, morbide ou pétulant;

Sois ce que tu voudras, nuit noire, rouge aurore;
Il n'est pas une fibre en tout mon corps tremblant
Qui ne crie: O mon cher Belzébuth, je t'adore!"

---

10 *S. s. posthumen „Projets et plans de romans et nouvelles".*
11 *„Fleurs du mal" Nr. CXXXVI.*
12 *eb. Nr. CXXXIX.*
13 *eb. Nr. XXXVIII.*

Das Erschreckende in diesen Beziehungen ist weniger dieser wahnsinnige Aufopferungstrieb für das Satanische, als das unabänderliche Gefesseltsein an den Vampir,[14] zugleich mit dem Bewußtsein: die Dirne hat gar keinen Anteil an der eigenen Erregung, sie bleibt kalt und gleichgültig: „Deine Augen, in denen sich weder Süßes noch Bitteres enthüllt, sind zwei kalte Edelsteine, in denen Gold mit Eisen sich mischt."[15] — In der Tat ist es diese innere Gleichgültigkeit, diese der Gewohnheit entsprungene Kälte, die so erschreckend den Mann trifft, — diese Isoliertheit mitten im Rausch, diese Einsamkeit mitten im Genuß! Die seelische Erregung pflanzt sich nicht fort, es bildet sich keinerlei Liebes-Gemeinschaft, — der Liebende besitzt das Ersehnte und bleibt doch einsam!

Zu diesem Gefühl der Einsamkeit tritt hinzu das Gefühl des Sünd-Bewußtseins, das dem Momente des Rausches folgt: das Gewissen, der Reflexion entspringend — so daß nun die Seele, zu Sündhaftigkeit und Frömmigkeit hingetrieben, rastlos sich umhergewirbelt fühlt.

Baudelaire hat in seinen Aufzeichnungen „Fusées" diesen engen Zusammenhang zwischen Wollust und Sünde deutlichst beschrieben:[16] „Ich glaube, daß ich schon einmal notiert habe, daß die Liebe stark einer Folter oder einer chirurgischen Operation ähnlich sähe. Aber dieser Gedanke kann in der bittersten Art weiter entwickelt werden. Selbst wenn die beiden Liebenden sehr verliebt und voll wechselseitigen Verlangens wären, so wird doch der eine von beiden immer ruhiger sein oder weniger besessen als der andere. Jener oder jene ist der Operateur oder der Henker. Dieser ist das Objekt, das Opfer. Hörst du diese Seufzer, Vorspiele einer Tragödie der Ehrlosigkeit, dieses Stöhnen, diese Schreie, dieses Röcheln? Wer hat sie nicht ausgestoßen, wer hat sie nicht unwiderstehlich erpreßt? Und was für schlimmere Qualen findet man in der peinlichen Frage, von geschickten Folterknechten angewandt? Diese somnambulenhaft verdrehten Augen, diese Glieder, deren Muskeln hervorspringen und erstarren wie unter dem Einfluß einer galvanischen Batterie? — Trunkenheit, Delirium, Opium, in ihren heftigsten Wirkungen, bieten keine ebenso schrecklichen, ebenso sonderbaren Beispiele. Und das menschliche Antlitz, das Ovid zum Spiegelbild der Sterne geschaffen schien, — sieh doch: über ihm liegt nur ein Ausdruck toller Wildheit, oder es entspannt sich fast tödlich. Denn sicherlich würde ich zu lästern glauben, wenn ich das Wort Ekstase auf diese Art der Auflösung anwendete. — Entsetzliches Spiel, in welchem einer der Spieler die Selbstbeherrschung verlieren muß! Einmal wurde in meiner Gegenwart das Problem aufgeworfen: worin wohl das größte Vergnügen der Liebe läge. Einer antwortete natürlich: im Empfangen, und ein anderer: im Sich-Hingeben. — Dieser sagte: Vergnügen des Stolzes; — jener: Wollust der Niedrigkeit! Alle diese Schmutzfinken sprachen wie die „Imitatio Christi". — Endlich fand sich ein unverschämter Utopist, der versicherte, daß das größte Vergnügen der Liebe darin bestünde: Bürger für das Vaterland zu erzeugen. — Ich aber, ich sage: Die einzige und höchste Liebeslust liegt in der Gewißheit: Böses zu tun. Und Mann und Weib wissen von Geburt an, daß im Bösen sich alle Wollust findet."[16]

---

[14] *eb. Nr. XXXII.*
[15] *vergl. „Mon coeur . ." Nr. XV.*
[16] *„Fusées" Nr. III.*

Man darf diese Sätze nicht so radikal und allgemein auffassen, wie sie hier hingeschrieben worden sind. Sie beziehen sich faktisch nur auf das Liebesverhältnis zur Prostitution. Denn für die Ehe hat der Dichter nicht das mindeste Verständnis, — hat er sie doch einmal als „widerwärtige Nützlichkeit"[17] bezeichnet und ein anderes Mal den charakteristischen Ausspruch getan: „Die Liebe kann einem generösen Gefühl entstammen: dem Geschmack für die Prostitution; aber sie ist bald verdorben durch den Geschmack am Eigentum."[18] — Der Dekadente steht eben sexuell-leibhaftig im Banne des Abgrunds, verwirft daher die Ehe und Familie und blickt nur sehnsuchtsvoll oft hinüber zu den Gefilden der Seligen, die in platonischer Neigung aneinander hängen, während er das Sexuelle innerhalb der Sphäre der Prostitution als der Sünde angehörend empfindet.

Und in der Tat hat er hierin völlig recht. Denn sündig oder die Kultur negierend sind alle jene Erscheinungen, die sich nicht in den Zusammenhang eines Prozesses, einer Hierarchie einordnen lassen, indem sie die in ihnen lebende, nach vorwärts treibende Dynamik gleichsam seitwärts abirren lassen von der positiven Richtung des Geschehens. Die Prostitution läßt die sexuellen Triebkräfte ins Nichts hinausströmen. Sie erlaubt keine Organisation der Liebenden; ihre Kräfte wirken chaotisch durcheinander, der Namenlose paart sich mit der Namenlosen! Hieraus komplizieren sich die Gefühlstendenzen, die den Verkehr zwischen Mann und Dirne unmittelbar durchsetzen. Es gibt hier nicht jene ruhige Sicherheit und Klarheit der Liebeseinheit, in welcher der Platonismus die gänzliche Gleichwertigkeit der Liebenden ausdrückt; auch nicht jene Zuneigung zur Gattin in der ehelichen dauernden Gemeinschaft. Ganz anders ist jenes Gefühlsverhältnis, das zwischen Mann und Dirne sich entfaltet. Hier mischt sich dem Gefühl der Liebe, das nicht geleugnet werden kann, eine starke Dosis Mißtrauen ein, das sich oft genug bis zum Haß steigert. Ja, man kann als regelmäßiges Schema der Entwicklung dies angeben: daß die Liebe am Anfang und die Abneigung am Ende der Prostitutions-Verhältnisse steht, und daß gerade solche Umwandlung der Zuneigung in Widerwillen der typische Verlauf jener Beziehungen ist. Damit ist nun die Antinomie gegeben, daß gegensätzliche Gefühle sich miteinander mischen, und zwar in starker Erregtheit und Betontheit und Reinheit sich miteinander mischen. Ein Rausch bewegt sich hin und her, dessen Reiz gerade in der Kontradiktion seiner Elemente besteht. Das Mißtrauen ist der psychische Repräsentant jener Leere, die den Dekadenten umfängt und ihn isoliert. Durch die Liebe sucht der Dekadente diesen Abgrund zu überbrücken, zu überspringen. Da in der Dekadenz das negative Gefühl überwiegt, so fängt zwar die Liebeshandlung der Dekadenten mit der Zuneigung an, aber sie endet mit dem Mißtrauen, mit dem Absturz der Triebe ins Negative. Was Baudelaire[19] vom Liebesleben im allgemeinen behauptet, gilt nur für das prostituierte Triebleben der Sexualität: „Der unüberschreitbare Abgrund, der in der Unvereinbarkeit liegt, bleibt unüberschritten." In der platonischen Liebe schließt das gefühlsmäßige Bewußtsein der Wesensidentität die Liebenden zusammen; in der Ehe umfaßt der Mächtigere das Schwächere mit seiner Fürsorge

17 WW. III 92.
18 „Fusées" I 10.
19 „Mon coeur" Nr. XLIV.

und anordnenden Wegweisung; — im Verhältnis der Prostituierten zu ihrem momentanen „Liebhaber" herrscht Mißtrauen in überwiegendem Maße.

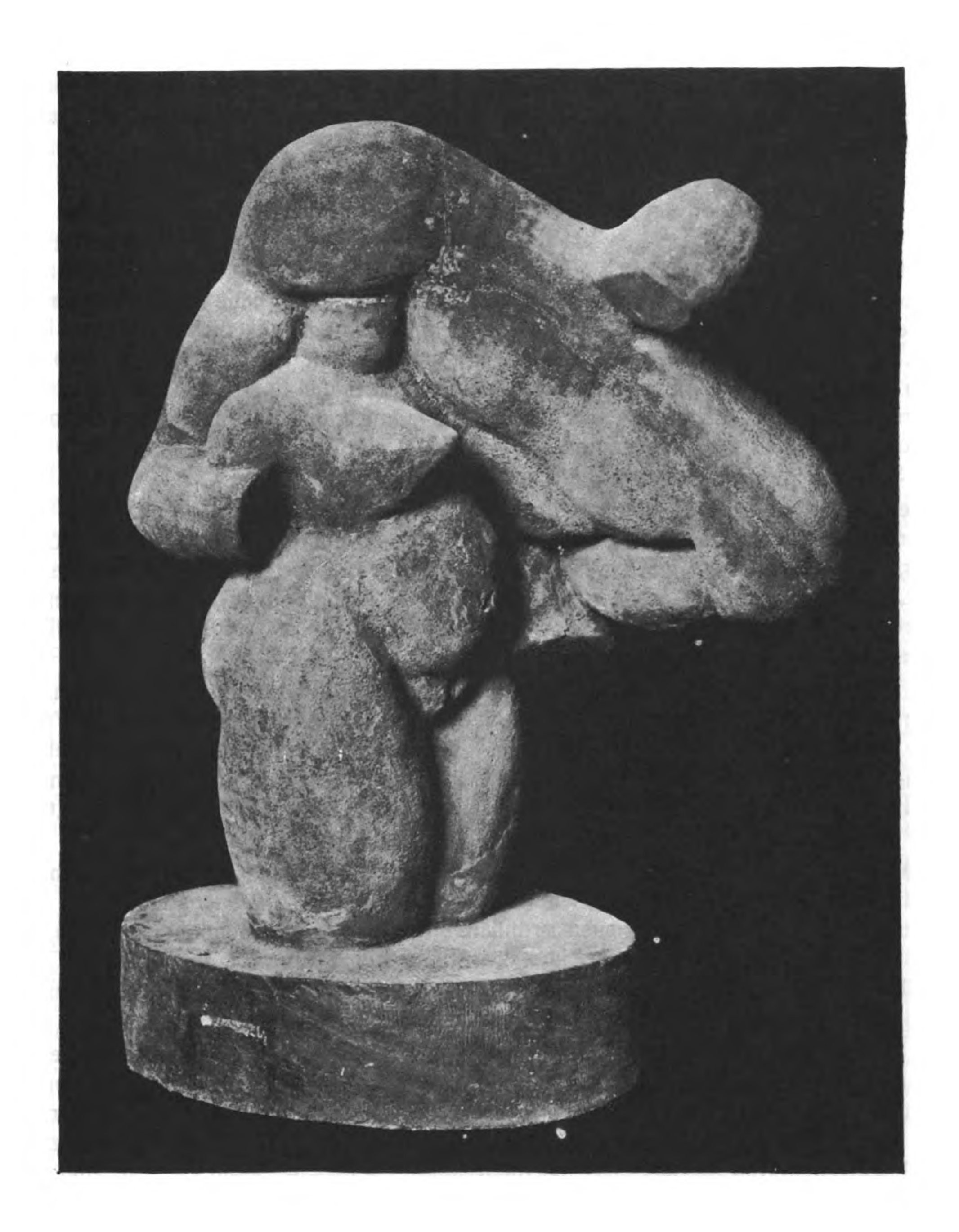
Das schnelle Sich-Auflösen und Ablösen des Zusammenhanges verhindert jene Epoche der wachsenden Neigungen, welche gerade der platonischen und der ehelichen Liebe ihren Charme gibt und ihre vielfältig abwechslungsreiche Tönung bestimmt, jene Epoche, in welcher der Liebende in allem, was ihm vor Augen tritt, die Entdeckung neuer Vollkommenheiten der Geliebten macht, — jene Epoche, die Stendhal mit „Kristallisation"[20] benannt hat. Der Prozeß der Vertiefung fehlt der kometenhaften Momentanëität des Prostitutions-Verhältnisses.

Dieser Prozeß wird durch die Nonchalance paralysiert, welche beide Menschen in ihrem wechselseitigen Bezug beseelt. Der „Heros der Liebe" oder der Platoniker liebt seinen Partner als Ausdruck der höchsten Wahrheit; er liebt die Frau, weil er selbst der Mann ist; zu dieser Art der Liebe treibt uns das „Ewig-Weibliche", — im eigentlichen Sinne des Wortes. Der im Positiven lebende Kulturmensch wählt eine bestimmte Frau zur ehelichen Gemeinschaft und unbestimmt viele zu „Verhältnissen"; denn das Wesen des Positiven liegt in der Differenzierung begründet. Dem Liebhaber der Dirnen ist dies Moment der Individualität völlig gleichgültig; aber nicht deshalb, weil er sich aus dem Dasein ins Sein zurückversetzt fühlt, sondern weil er sich und seine Gefährtin beide dem Nichts überliefert fühlt. Es ist das Negativ-Allgemeine des Dirnentums, das reizt, — ganz gleichgültig: wer seine momentane Verkörperin ist. Die Goncourts mögen als Zeugen aufgerufen werden: „Der Hauptcharakter der Prostituierten ist ihre Unpersönlichkeit. Sie ist nicht mehr ein Einzelwesen, nicht mehr jemand, sondern nur eine Einheit in einer Herde."[21] Darum erlischt auch diese Versuchung nie, weil der Reiz ein unpersönlicher ist. So oft auch die Zuneigung in Abscheu und Antipathie sich verwandelt, — so oft flammt doch bei der nächsten Gelegenheit die Neigung wieder auf. Der Betreffende mag sich dann noch so sehr zum Widerstande rüsten, sich noch so sehr mit sadistischer Rankünе, krampfhafter Auflehnung und mit Mordgedanken gegen die wiederkehrende Versuchung panzern — diese Abkehr bleibt nutzlos, diese Abneigung bleibt unfruchtbar.[22]

Alle solche Gefühlstendenzen: Liebe, Furcht vor dem Nichts, daraus entspringende Abneigung und Mißtrauen, treiben ihr nüancenreiches, wechselhaftes Spiel in der Seele des Lebemannes. Flaubert[23] hat diese Kompliziertheit einmal hübsch skizziert: „Ich habe niemals ohne Herzklopfen eine dieser dekolletierten Frauen unter den Gaslampen vorübereilen sehen können, wie auch die Kleider der Mönche meine Seele in irgendwelchen asketischen und tiefen Winkeln kitzeln. Es steckt in diesem Gedanken der Prostitution ein so kompliziertes Problem: Luxus, Bitterkeit, Vernichtung der menschlichen Beziehungen, Anspannung der Muskeln und Klingen des Goldes, — daß, wenn man lange dahinein starrt, der Schwindel einen anpackt; und man erfährt dabei so vielerlei! Und man ist so traurig! Und man träumt so gut von der Liebe! O ihr

---

20 *„De l'Amour" S. 5.*
21 *„Journal" II 6.*
22 *vergl. „Fleurs du mal" Nr. XXXII, LVIII, LXV.*
23 *„Correspondance" II 233.*



GELA FORSTER Der Baum (Mann und Weib), Plastik

Dichter von Elegien, nicht auf die Ruinen, sondern auf den Busen dieser Freudenmädchen solltet ihr euch stützen... Ja, es fehlt irgend etwas dem, der niemals in einem namenlosen Bette aufgewacht ist."

Es erhebt sich in der Seele des Dekadenten ein Widerstreit von Antinomien: der Kampf zwischen der dekadenten Anlage und der Sehnsucht zur Mystik der Reinheit des Platonismus. Ein Kampf, der notwendig mit der Niederlage dieser Sehnsucht enden muß, da die ursprüngliche Anlage immer die stärkere ist. Wir können diesen Zwiespalt nicht bloß in den Gedichten Verlaines bemerken, deren Doppel-Neigung zu Obszönitäten und kindlichster Reinheit so oft die Verwunderung seiner Kritiker wachrief, — wir können die Entwicklung eines solchen Verhältnisse, das mit platonisierender Innigkeit begann und in der Sinnlichkeit zerbrach, in historischer Präzision beobachten: wir meinen die Liebe Baudelaires zu Frau Sabatier.

Freilich waren diese Beziehungen zwischen dem Dichter und jener Schönheit[24] von vornherein sehr problematisch: war sie doch die „Freundin" eines Pariser Börsenjobbers, — zugleich eine neue Aspasia, an deren Diners Literaten wie Flaubert, Gautier, Musset, die Goncourts u. a. m. teilnahmen. Aber wer könnte eine so seltsame innerliche Katastrophe für möglich halten, wie sie uns der Briefwechsel zwischen dem Dichter und Frau Sabatier neuerdings enthüllt hat?

In fünf langen Jahren, von 1852 bis 1857, rang Baudelaire um ihre Zuneigung in anonymen Briefen und Gedichten. Seine tiefwurzelnde Antipathie gegen die Frauen scheint erloschen. Er feiert die Geliebte als die ideale Freundin, den guten Engel, den Geist aus der Höhe, und solche Lobpreisung ist wahrhaftig keine Kleinigkeit, wenn man den schamlos obszönen Ton bedenkt, der in ihrem Kreise unter der Ägide des „Oncle Théo"[25] üblich war.

Sie ist für ihn nicht einfach ein Weib, „das man zu besitzen begehrt, sondern eine Frau, die man liebt um ihrer Ungezwungenheit willen, ihrer Leidenschaft, ihrer Frische, ihrer Jugend und ihrer ausgelassenen Fröhlichkeit halber". Ihre Schönheit vereine zwei Gegensätze: die Grazie des Kindes und die Anmut der Frau. Ein tugendliches Gefühl binde ihn an sie, vergleichbar der Liebe des Christen zu seinem Gott; weit von sich weist er alle Sinnlichkeit, wie eine Lästerung heiliger Dinge.

In diesem Gefühl erstarkt seine Neigung und noch nach fünf Jahren klingen die gleichen Bekenntnisse wieder in unverminderter Kraft: „Die Gassenjungen sind verliebt, die Dichter aber beten an... Stellen Sie sich eine Mischung vor von Träumerei, Sympathie, Achtung und tausenderlei ernsthaften Kindereien, so haben Sie nahezu ein ziemlich getreues Bild dessen, was ich nicht besser definieren kann... Sie sind mehr

---

[24] *Ihr Bild in J. Crépet „Ch. Baudelaire" S. 120 f.; vergl. über sie eb. S. 144 ff.; die Titel der ihr von B. gewidmeten Gedichte s. eb. S. 117 A 2; ferner als wichtige Darstellung der Aufsatz von Léon Séché „La Présidente" im „Mercure de France" 1910 IV 218 ff.; sodann Notizen im „Journal" der Goncourts und in den Briefen Jul. de Goncourt's (S. 175). — Baudelaire's Briefwechsel s. in seinen „Lettres", und in kürzerem Bericht in J. Crépet „Ch. B." S. 117 ff. — Frau Sabatier starb 1890, nach F. Gautier: „La vie amoureuse de B."*

[25] *So wurde Th. Gautier genannt.*

als ein geträumtes und geliebtes Bild, Sie sind der Inhalt meiner abergläubischen Verehrung. Wenn ich irgendeine große Dummheit mache, sage ich mir: Mein Gott! Wenn sie das wüßte! Wenn ich irgend etwas Gutes tue, sage ich mir: Dies hier bringt mich ihr näher, — im Geiste." — Beteuerungen, die allesamt die unmittelbare Naivität der „ersten Liebe" atmen!

Und doch tritt sogleich der Zwang der schroffsten Antipathie ein, als eines Tages nach jener fünf Werbejahre Ablauf die Angebetete zum Weibe wurde und seiner Sehnsucht unterlag...

Einer der ersten Briefe Frau Sabatiers, vielleicht der erste „danach", spiegelt alle Liebesfreude wieder: „...Ich kann Dir sagen, ohne daß Du mich der Übertreibung zeihst, daß ich die glücklichste der Frauen bin, daß ich niemals tiefer fühlte, daß ich Dich liebe, daß ich ganz einfach, mein göttlicher Freund, Dich niemals schöner, niemals verehrungswürdiger sah..."

Dreizehn Tage später aber erhält sie diesen Brief Baudelaires: „...So habe ich Dir gestern gesagt: Du wirst mich vergessen, Du wirst mich verraten; wer Dir Vergnügen macht, wird Dich langweilen. Und ich füge heute hinzu: leiden wird allein der, welcher wie ein Tor die Dinge der Seele ernst nimmt. Sie sehen, meine Schöne und Geliebte, daß ich gehässige Vorurteile gegen die Frauen habe. — Kurz, ich habe kein Vertrauen; Ihre Seele ist schön, aber im ganzen doch eine weibliche Seele. — Schauen Sie, wie in wenig Tagen unsere Lage sich gründlich verändert hat. Zuerst sind wir beide bessesen von der Furcht, einen anständigen Menschen zu kränken, der so glücklich ist, immer verliebt zu sein. Dann haben wir beide Angst vor unserem eigenen Sturm, weil wir wissen, — besonders ich es weiß, daß manche Knoten schwer aufzuknüpfen sind. — Und endlich, endlich: vor wenigen Tagen warst Du eine Göttin, das ist so bequem, das ist so schön, das ist so unverletzlich. Jetzt bist du Weib. Und wenn ich nun zu meinem Unheil das Recht gewinne: eifersüchtig zu werden! Oh! wie entsetzlich, nur daran zu denken! Aber mit einem Wesen wie Sie, dessen Augen voll Lächeln sind und voll Freundlichkeit für alle Menschen, muß man ein Martyrium leiden! — Der zweite Brief trägt ein Siegel von einer Feierlichkeit, die mir gefiele, wäre ich nur sicher, daß Sie sie verstünden: Never meet or never part! Das bedeutet: es sei besser, einander niemals gekannt zu haben, aber daß man sich nicht verlassen darf, wenn man sich kennt: auf einem Abschiedsbriefe wäre dies Cachet sehr erfreulich. — Schließlich mag kommen, was da will! Ich bin ein wenig Fatalist, aber was ich wohl weiß, ist, daß ich Abscheu habe vor der Leidenschaft, — weil ich sie kenne mit allen ihren Schamlosigkeiten. Und nun wird zu verführerisch das geliebte Bild, das alle Abenteuer des Lebens beherrschte. — Ich wage nicht, diesen Brief noch einmal durchzulesen; ich wäre vielleicht verpflichtet, ihn zu ändern; denn ich fürchte sehr, Sie zu verletzen. Es scheint mir, als hätte ich etwas von dem häßlichen Teile meines Charakters durchschimmern lassen..."

Und die Liebe mußte sich zur kameradschaftlichen Freundschaft wandeln!

Wer bisher das sonderbare Schicksal dieser Liebe betrachtete, glitt mit erstaunter Schnelligkeit über das eigentlich Problematische ihres katastrophalen Endes hin zu einer allgemeinen Phraseologie des Bedauerns und Verwunderns. Und doch muß hier Erkennerschaft beweisen, wer den Kern des Charakters Baudelaires begreifen möchte.

Der Drehpunkt jener Ereignis-Gruppe liegt wohl in dem Satze ausgesprochen: „vor wenigen Tagen warst du eine Göttin, das ist so schön, so bequem, so unverletzlich.“ Gewiß also keine Göttin der Liebe; sicherlich keine Göttlichkeit, die dem Sexuellen verhaftet sei. Sondern die personifizierte Reinheit und Keuschheit, — die Madonna, die Vestalin, die Heilige... Warum die Antipathie nach dem Fall? oder: warum diese Identifizierung des höchsten Liebesbeweises mit dem Sündenfall? Hätte nicht auch diese Konsequenz entspringen können: der Wille zur dauernden Einheit des Zusammenlebens?

Doch der Dekadente schwankt zwischen Extremen: entweder Heiligkeit oder aber Sündhaftigkeit! Die Zwischenstufe hat für ihn keine Geltung, keine unmittelbare Lebenskraft. Sobald der Engel zur Wirklichkeit, die Vestalin zum Weibe wird, tritt für das Lebensgefühl der Dekadenz zugleich das Negative in Kraft; die Vestalin wird zur Dirne, weil sie zum Weibe wurde. Die Verehrung des Ewigen hört nun jählings auf, das Negative reißt die Frau in seinen Abgrund, alles Liebenswerte erscheint nunmehr aufgelöst im Chaos, die Liebe bricht zusammen, die Antipathie keimt schnell und plötzlich. So erklärt sich nun die rätselhafte Problematik jener Ereignisse und Briefe: Baudelaire liebte sehnsüchtig die Vestalin, aber seine dekadente Grundgesinnung zwang ihn übermächtig zur Dirne hin: zu Jeanne Duval zurück, der „Venus noire“, mit welcher er in freier Ehe lebte.[26]

Zum Schluß noch ein Wort über das Verhältnis des Geistigen zum Leiblichen innerhalb der verschiedenen Liebes-Typen. Eine merkwürdige, sehr alte Meinung sucht nämlich die Differenzen zwischen ihnen durch das Moment der leiblichen Vereinigung zu demonstrieren. Der fleischliche Genuß sei das Verwerfliche. Der Platoniker enthalte sich der Sinnlichkeit, der Ehemann beherrsche sie, der Lebemann fröne ihr zügellos. — Das ist natürlich ganz falsch. Denn der dauernde seelisch-geistige Austausch, der zwischen Ehegatten immerfort vor sich geht, repräsentiert einen viel höheren Grad von Sinnlichkeit, als die vorübergehenden, zeitlich beschränkten Betätigungen des Lebemannes. Die Ehe ist unendlich sinnlicher als das Verhältnis zwischen Gentleman und Dirne.

In der Prostitution vollzieht sich die Desorganisation der Sinnlichkeit.

---

[26] Einseitige Gläubige der Freudschen Doktrinen möchten versucht sein, Baudelaire's Wankelmut gegenüber Frau Sabatier anders zu erklären und könnten auf diese Notiz des Dichters hinweisen: „Der frühzeitige Geschmack für Frauen. Ich vermischte den Geruch des Pelzes mit dem Duft der Frauen. Ich erinnere mich .. Also liebte ich meine Mutter ihrer Eleganz wegen. Ich war ein frühreifer Dandy.“ („Mon coeur ...“ Nr. XXI), um sie in gewissen Zusammenhang zu bringen mit der folgenden kurzen, brieflichen Auseinandersetzung, in welcher sich die Erkenntnis der „infantilen libido“ zeigt: „Was liebt denn das Kind so leidenschaftlich an seiner Mutter, an seiner Kinderfrau, an seiner Lieblingsschwester? Bloß das Wesen, welches das Kind nährt, kämmt, wäscht und es wiegt? Es ist ebenso bedeutungsvoll die sinnliche Liebkosung und die Wollust. Für das Kind drückt sich diese Liebkosung, wider Willen der Frau, durch alle graziösen Dinge der Frau aus. Das Kind liebt also seine Mutter, seine Schwester, seine Amme wegen des angenehmen Kitzels des Atlas und des Pelzwerks, des Duftes des Busens und der Haare, wegen des Klirrens der Edelsteine, wegen des Spieles der Bänder usw., wegen dieses ganzen mundus muliebris, der bei dem Hemde beginnt und sich selbst durch die Möbel ausdrückt, worauf die Frau den Stempel ihres Geschlechtes drückt.“ („Lettres“ S. 230); vielleicht angeregt durch eine Stelle in Flaubert's Roman „Novembre“ (deutsche Übers. S. 11)? Zeichnungen Baudelaires nach J. Duval s. in F. Gautier: „Ch. B.“

Denn hier ist alles dem Zufall, der Momentanëität überlassen. An die Stelle der wachsenden Vertiefung tritt die wirbelnde, eruptionshafte Vereinigung ohne festen Zusammenhalt, ohne jenen Willen zum Dauerhaften, der die unumgängliche Voraussetzung jeder wirklichen Vertiefung ist. Denn auch die Sinnlichkeit bedarf, wie die Geistigkeit, stabiler Existenz-Verhältnisse, um zu gedeihen. Nicht deshalb also wird der Dekadente zum Lebemann, weil er übersinnlich ist, sondern weil seine Sinnlichkeit nicht zu jener dauernd starken Leistung sich fähig fühlt, welche das gewöhnliche Geschlechtsleben erfordert. Das nötige Gleichmaß mangelt. Der Dekadente schwankt so zwischen Überreiztheit und Gefühllosigkeit des geschlechtlichen Lebens. So wird er notwendig zum Freund der Venus vulgivaga. So hat er Abscheu (wir hörten dies Geständnis von Baudelaire) vor der sexuellen Leidenschaftlichkeit, der er allerdings keine ausreichende leibliche Konstitution zur Basis geben kann. Aber dieser Abscheu bezieht sich eben nicht eigentlich auf das Momentane der Sexualität — die sexuellen Phantasien haben Baudelaire bis zuletzt umfangen —, sondern auf den d a u e r n d e n Verkehr mit seinen ununterbrochenen Anforderungen. Schwäche, — unterbrochen von außerordentlicher Laszivität der Vorstellungen und Handlungen, — das ist das typische Bild des Dekadenten, das sich dann leicht dahin abwandelt, daß ausschließlich die Gedankenwelt von sexuellen Wünschen erregt wird, während die Organempfindungen versagen.[27]

Zu dieser Einstellung auf das Passiv-Negative und das Heroische der Geschlechtlichkeit hin gesellt sich als d ä m o n i s c h e r E i n s c h l a g die Neigung zu sexuellen Perversitäten; — erst hiermit vollendet sich der Typus dekadenter Sexualität. Man mag wohl schon in jener Neigung zum Dirnentum etwas Dämonisches spüren: eine Freude an der korrumpierten Seele. Nun aber tritt die Widernatur in rein sexuellem, nicht bloß sittlichem Gebiete auf. Ein paar Gedichte Baudelaires sind der lesbischen Liebe gewidmet. Und der Dichter selbst scheint vorübergehend von gleichgeschlechtlicher Neigung nicht frei gewesen zu sein, — wenn wir hier auch wohl eher eine momentane Mißleitung annehmen dürfen, als wirkliche Veranlagung.[28] Es bleibt aber diese Einstellung innerhalb des dekadenten Charakters mehr ein gedankliches Spiel, als wirkliches Handeln. So können wir an dieser Cloaca maxima des Dämonischen rasch vorübereilen.

Das Bewußtsein des Sündhaften, Wider-Lebensvollen seiner Geschlechtlichkeit durchdringt Baudelaires Gedichte, wo wir sie auch analysieren mögen. Es war ihm doch fremd die moderne Einstellung, welche Menschen dazu drängt: sich seine eigene Lebenskraft, seine eigene Schwäche und seine eigene Sünde zu umgrenzen und seinen eigenen Tod. Er liegt auf den Knien, reuevoll und betend:[29]

„Dans ton île, ô Vénus! je n'ai trouvé debout
Qu'un gibet symbolique où pendait mon image...
— Ah! Seigneur! donnez-moi la force et le courage
De contempler mon coeur et mon corps sans dégoût!"

[27] *Das sog. Schuld-Gefühl, welches die unter jenen Umständen leicht auftretende Neigung zur Selbstbefriedigung oft bekleidet, ist wohl meist nichts anderes, als das maskierte Gefühl der Unzulänglichkeit.*

[28] *vergl. F. Gautier· „Ch. Baudelaire" S. XI.*

[29] *„Fleurs du mal" Nr. CXLI. — Zum Dämonischen, nicht zum Dekadenten gehört der „Don Juan"; er — gleichsam der Napoleon der Sexualität — will alle Frauen beherrschen; er weiß nicht, daß die Allmacht nur gefühlsmäßig errungen wird, aber nicht durch den Willen.*

ALS GOTT DIE MENSCHEN SCHUF . . . / HANS NATONEK

Als Gott die Menschen schuf, befand er sich in einem peinlichen Dilemma: ganz gottähnlich konnte er sie nicht machen, denn sonst hätten sie sich bald nach ihm zurückgesehnt, und er hätte es sich füglich sparen können, sie in die Welt zu setzen. Deshalb gab er ihnen die Lust an irdischen Zwecken. Daß der Mensch aber über diesen Gott vergessen würde, das hat er nicht geahnt. Hätte er dieses Dilemma v o r der Menscherschaffung gründlicher durchdacht, er hätte vielleicht von der ganzen Sache Abstand genommen. Also beruht die Erschaffung des Menschen auf einem göttlichen Denkfehler. Aber dieses ganze, nun einmal in die Welt gesetzte Übel mit einem großen Donnerwetter rückgängig zu machen, dazu kann er sich nur schwer entschließen.

*

Göttlicher Uneigennutz! Tragik Gottes! Als du die Welt mit der Illusion angenehmer Zwecke ausstattetest, um den Menschen an die Erde zu gewöhnen, damit er seines göttlichen Ursprungs vergesse und sich nicht gleich nach dir zurücksehne,— ahntest du da, daß die Zwecke ihm und er dir über den Kopf wachsen würden? Konntest du das gewollt haben? Du ließest deine sinnreiche Schöpfung aus der Hand, und siehe, der Mensch hat sich auf der Erde selbständig gemacht. Wolltest du wirklich, daß der Mensch aus dem zeitlichen Spiel, das du ihm gabst, einen unfrohen Ernst mache? Wie, ist nicht das Leben das heitere Zwischenspiel, und ist die Ewigkeit nichts? Göttlicher König Lear, du gabst dein irdisch-zeitliches Reich den Erdenkindern zum Lehen, und sie danken dir, indem sie es als ihr höchstes Eigentum erklären und dich um deine Ewigkeit betrügen.

*

Fatalistische Anschauungsweise mag immerhin behaupten, daß die Welt ihren Lauf von der Schöpfung bis zum heutigen Stand der Dinge mit der achselzuckenden Einwilligung Gottes genommen habe. Aber diese Einwilligung ist nichts als Güte, Schwäche und Eitelkeit des Schöpfers, hinter denen sich der Schmerz über die mißratene Schöpfung tapfer verbirgt.

*

Ein Kind, das seinen Vater verleugnet und von sich stößt. Der Vater: Recht so, recht so; es braucht mich ja nicht mehr; es findet seinen Weg allein; ich bin ihm zu nichts mehr nütze; ich kann mich begraben lassen! — Höchste Eigenliebe in der höchsten Selbstverleugnung: Schöpferliebe, die ihr nichtsnutziges Werk bejaht und in Schutz nimmt. Dies ist Gottes Ja und Amen, wie weit sich auch die Menschheit von ihm entfernt.

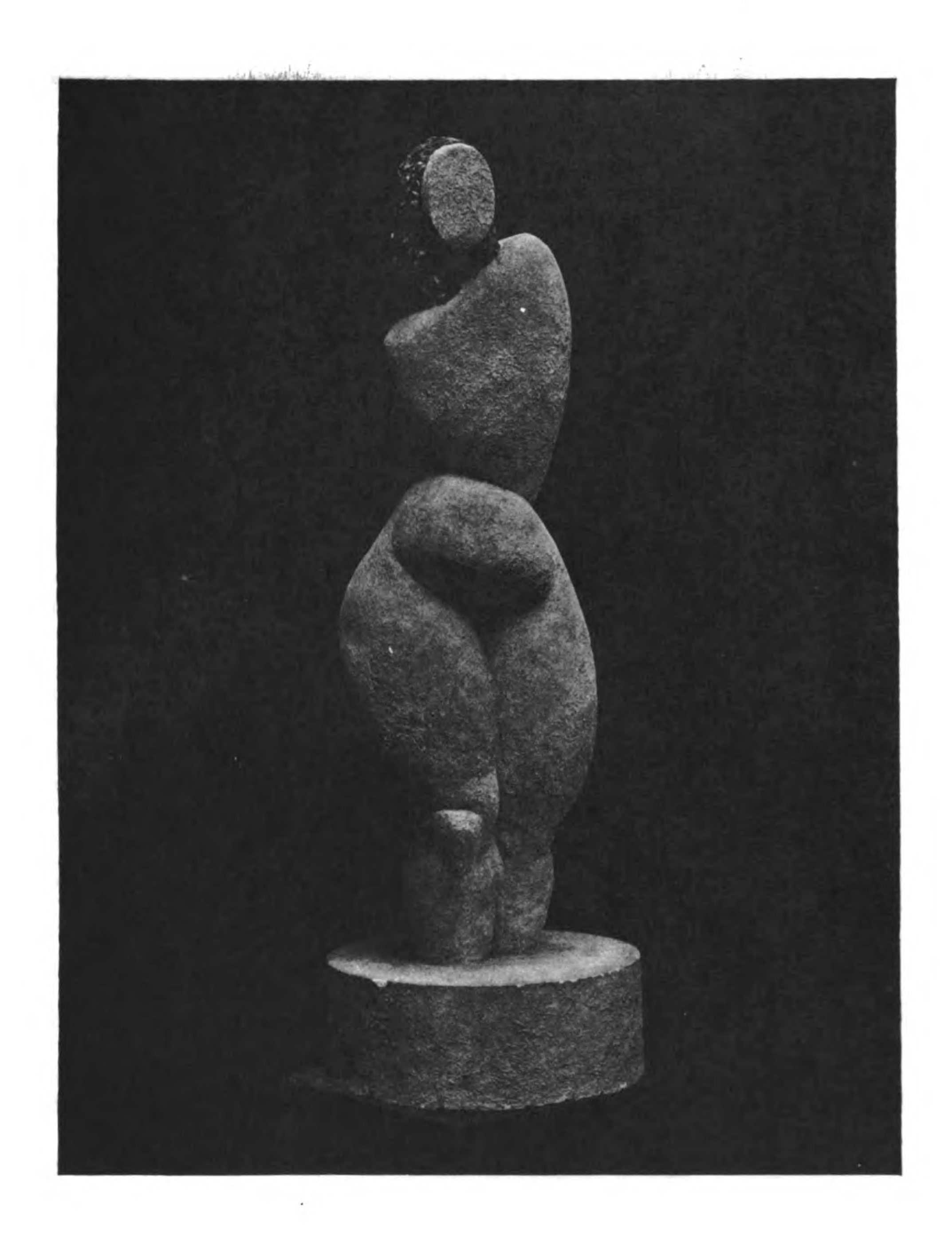
*

Wenn man bedenkt, daß Gott in der grandseigneurösen Großmut einer Geberlaune die irdischen Angelegenheiten aus der Hand gegeben hat, ist es ganz fraglos, daß man an den Menschen, aber nicht an Gott zu verzweifeln hat.

*

Gott ist, wie jede edle Schöpfernatur, ein Märtyrer seines Werkes.

*



GELA FORSTER **Plastik (Die Form)**

LUZIFER

Sieh, Gott, deine Sphärenmusik
ist zerstört durch einen zerstückten Leib,
den eine berstende Flattermine
in die glitzernde Morgenluft wirbelt;
deine Schöpfung ist auf ewig geschändet
durch ein blutiges Menschenhirn,
das an einer weißen Birkenrinde klebt.

GOTT

Sieh, Lucifer, und doch schimmern meine
Birken weiß und die Vöglein singen
im Gezweig, wenn auch mancher Mutter Kind
von Eisen zerrissen niedersinkt.
Und nachts haben die Menschen Träume
von Liebe, meine Sonnen
kreisen, und der ewige Gesang des Äthers
trinkt den blutigen Schrei der Welt,
wie eine weite Sommernacht
den Klagelaut eines Käuzchens.

*

Auch das ist göttliche Tragik, daß Gott, weil er unfehlbar sein muß, einen faux pas nicht wieder gut machen darf. Er muß mit zusammengepreßten Lippen und mit der Faust in der Tasche zusehen, wie aus einem geschehenen Fehler das Weltenschicksal seinen Lauf nimmt.

*

Man kann in dem Prozeß Gott—Mensch nicht genug Gründe zur Verteidigung Gottes und zur Verdammung der Menschheit finden.

*

Der Mensch als Zeuge für die Größe Gottes? Größe Gottes trotz dieser Zeugenschaft!

WARUM DENKT DER BÜRGER NICHT „SOZIALISTISCH“? / PAUL ADLER

Warum ist der Bürger kein Sozialist? Diese erste Frage wäre schnell beantwortet: Als Bürger, als Angehöriger der einen Klasse, kann man nicht ohne weiteres Anhänger des Programms einer anderen Klasse sein. Sozialist sein, heißt für den Bürger soviel wie „Sozialdemokrat“ oder „Kommunist“ sein, ein zielbewußter A r b e i t e r. Der Sozialismus und der Sozialismus in Reinkultur, der Kommunismus, bedeuten dem Nicht-Arbeiter den U m s t u r z, und zwar dem Ungebildeten die „Teilung“, dem Gebildeten, Historisch-Nachdenklicheren das Aufsteigen einer bisher schlecht gestellten Schicht, ein Perpetuum mobile. Soweit der Bürger also „Bürger“, das heißt — an den bestehenden Privilegien einer von seinen Vorfahren durchgesetzten bestimmten Rechtsordnung interessiert ist, so-

weit klagt er sich selbst an (oder spricht er sich selbst frei). Denn es ist Natur, das Seine nicht herzugeben, das Fremde zu bekämpfen, mit dem man seine Zwecke (die Zwecke der Natur) auch gar nicht erreichen kann. Der Bürger ist kein Sozialist, das genügt, und der Arbeiter ist es eben, aus derselben Natur heraus, die den Andern zu seinem Gegner macht. Der sozialistische Arbeiter drückt dies durch das Wort seines Marx aus: „Die Befreiung der Arbeiterklasse kann nur das Werk der Arbeiterklasse selbst sein." Und das bedeutet zwar den historischen, aber darum nicht unbedingt den philosophischen Materialismus. (Es bedeutet ihn so wenig, wie die Betrachtung der Werke der Natur und ihrer Gesetze etwa notwendig den Atheismus bedeutet. Wie Newton den Himmel studierte und nichts Gesehenes oder Berechnetes ableugnete — aber doch frommen Gemüts blieb — so darf heute, wer sonst ein solches Gemüt besitzt, den Himmel bewundern, der aus dem dauerhaften Stoff der Menschennatur nach dauernden Gesetzen und mit dem kleinsten Aufwand an Übernatürlichem, ohne Zuhilfenahme eines fremden Prinzipes, die höheren natürlichen Zusammenhänge schafft: das Soziale und dazu, als das Objekt ihrer Zielstrebigkeit, als ihre Zukunftsform, den Sozialismus.)

Um des Sozialismus willen darf also der Bürger als Bürger „Nicht-Sozialist" bleiben — oder er durfte dies wenigstens so lange, als das sozialistische Ideal, die Zukunftsform, nach der die Natur suchte, nur erst im Vorstadium vorhanden war, embryonal in den verborgenen Drüsen der Gesellschaft, in ihrem Schoße verschworen, wie alles, was noch schlummernder Art ist, was wie die Knospe mit Laub und Blüte und Fruchtorganen nur dem „scharfen" Blick der „Untersuchung", im Schlupfwinkel der Blattachse sichtbar ist. Solange der Sozialismus nur eine „Idee", ein „platonisches" Urbild war — vorgestellt im Gegenwärtigen nur durch träumerische „zwecklose" Nebenorgane — solange er nur die „Idee" einer Gruppe politischer Träumer (Dichter) war (die „Internationale" des Marx oder Bakunin etwa): solange durfte auch der Bürger seinen bürgerlichen „demokratischen" Funktionen nachgehen, und er mußte es vielleicht auch dann noch, als er der gefühlten Opposition des Sozialismus seine Gegenwartsentelechie des „Sozialen" entgegensetzte. Aber den Sozialismus kann heute nur noch ein Blinder als eine Opposition sehn. Wer auch nur den geringsten Sinn für gesellschaftliche, „politische" Realitäten hat, muß heute anerkennen, daß der Sozialismus durch die Erschütterung, die Wehen des Weltkrieges aus dem Stadium des geträumten „-Ismus" in das Stadium seiner gesellschaftsphysiologischen Wirklichkeit, seiner Realität, gekommen ist. Sozialismus ist heute soviel wie Gesellschaft, wie Sozietät schlechthin, sozialistisch soviel wie sozial überhaupt.

Im Lager der Arbeiterbewegung ist heute die Fahne der politischen menschlichen Gesellschaft aufgestellt. „Das übrige sind nur Trümmer." —

Das übrige zerfleischt sich in uns außerhalb der Nation und frißt sich auf, mit einem seit Generationen unerhörten Zynismus, ohne jede allgemeine soziale Zusammenwirkung oder auch nur menschliche Rücksicht und Erbarmensfähigkeit. Alles — die wichtigsten Lebensmittel nicht ausgeschlossen — ist in

dieser nichtsozialistischen Gesellschaft von heute Gegenstand der Bereicherung, der Zurückhaltung sogar nach Jahren der unerhörtesten Blutopfer, für eben diese Zwecke gebracht, in Jahren einer nicht von der Natur, sondern eben von der Gesellschaft erzeugten Hungersnot.

Unsere Frage besteht also: Warum denkt heute der Bürger noch nicht sozialistisch? Heute, wo er einsehen muß, daß es keine andere „Sozialpolitik" gibt, die sozial wirkte und nicht entgegengesetzt, als die Politik des geraden sogenannten Sozialismus, als die sozialistische Politik? Warum denkt heute der Bürger noch nicht sozialistisch? Fühlt er denn nicht sozial? Ist er kein fühlender Mensch?

Die Antwort lautet hoffnungsfreudig, trotz allem, was uns heute so sehr bedrückt: Der Bürger denkt sozialistisch, er wird es zu seiner eigenen Überraschung verspüren, wenn es wieder darauf ankommen wird. So wie er es bereits einmal, bei uns damals im November 1918, erfahren hat, als er abends einschlief im Kaiserreich der Schieber und Verbrecher und morgens aufwachte in der beabsichtigten „sozialistischen Republik". Und er fand es gut so, nachdem er sich erst schnell über Nacht dessen versichert hatte, daß es ihm nicht ans Leben gehe: nicht physiologisch und auch nicht indirekt, sozial. Damals fand sich der Bürger sehr zufrieden und nur die Unfähigkeit derer, die sozialistisch nicht weiter dachten als der Bürger — während sie doch zu dem Gegenteil, dem Weiterdenken in der Sache, aufgerufen waren!, — die Unfähigkeit der vielen kleinen Bürger an der Spitze der sozialdemokratischen Organisationen, hat den deutschen Bürger schnell wieder in die Ideologie aller unsozialen Schlagwörter entlassen. Nur der Keim ist in seinen Gedanken verblieben; kein noch so rückständiger Mensch, der nicht heute auf sozialem Gebiet das erörterte, was ihm noch vor 1918, — in der Zeit, da der Sozialismus ungeboren war, — absurd, undiskutabel gewesen wäre. Sie diskutieren heute, und sie kommen uns gegenwärtig wenigstens nicht mit dem Argument, daß es „immer Arme und Reiche geben wird". Nicht, daß dieses Argument aus ihrem Innern verschwunden wäre, doch ist es zurückgedrängt, und das ist das Bedeutsame. Der Bürger beginnt schrittweise — zögernd und mit den in der Natur häufigen Rückfällen der Unsicherheit — „sozialistisch" zu denken in demselben Maße, in dem die natürlichen (historischen) Lebensbedingungen die nichtsozialistische bestehende Gesellschaft auflösen, den neugeborenen Sozialismus gleichzeitig aufziehen.

Daß dieses geschieht, daß auch die mittleren „bürgerlichen" Schichten sich zu Organen einer sozialistischen Ordnung umzubilden beginnen, das ist beinahe unverkennbar. Der Bürger, das heißt jener, den mittleren Schichten angehörige Bürger, der durch die sozialistische Entwicklung sozial nur befestigt werden kann, der an Sicherung mehr zu gewinnen als an Objekten, an Kapital, zu verlieren hat — dieser Bürger denkt heute schon sozialistisch in zwei Hauptdingen, die er bisher immer energisch und unerbittlich bestritten hat:

Darin, erstens, daß sich bedeutende oder gar wesentliche Fehler in Dem gezeigt hätten, was ihm so lange und beständig „in Ordnung zu sein schien — ein Ding, worüber ihn der Augenschein belehrt — und Darin, daß „es" nur durch gemeinsame Anstrengung im Sinne eines gemeinsamen Ziels „besser werden" könne — worüber ihn seine Vernunft und das nicht gänzlich verschüttete soziale Gefühl belehren. Wer aber denkt, daß das Bestehende geändert werden muß und zwar durch eine gemeinsame Tätigkeit im gemeinsamen Interesse: der denkt (und fühlt) eigentlich schon sozialistisch! Ganz wie unser Bürger wird er sich von allen, die im Sozialismus nicht weiterdenken wollen oder können, noch eine Zeitlang bereden lassen, daß der Sozialismus „nicht durchführbar" sei, oder „nicht so schnell" durchführbar. — Was denn aber ist durchführbar? Und was war durchführbar? War es „durchführbar" — oder ein Entschluß: daß alle Völker der Erde fünf Jahre lang sich mit Werkzeugen morden, hernach jahrelang sich aushungern lassen könnten? War es „durchführbar" — oder ein Entschluß: daß man zum Beispiel die Republik einführte? War sie vorher durchführbar, etwa durch einen Reichstagsbeschluß, den der Bundesrat bestätigt, der Monarch kundgemacht hätte? War es ein Fehler, auf einem „Trümmerhaufen" die Republik zu errichten, statt „erst wieder aufzubauen und dann zu reformieren": die Monarchie, den Kapitalismus, den Militarismus, die alte eingefleischte Bureaukratie — alles das, in dessen Beseitigung eben sonst die Reform, die erste Aufgabe des Sozialismus hätte bestehen müssen? — Solchen Hinweisen auf die „Unpraktibilität", auf die „Unmöglichkeit" unterliegt der Bürger, der doch im großen und ganzen leicht annimmt — zu sehr im Einzelnen. Und wie der Bürger, so zweifelte auch der bloß auf das „idealistische" Parteiprogramm eingeschworene Arbeiter. Sie zweifeln und sie sind alle konservativ. Nicht der Konservativismus ist das Schlechte im sozialen Menschen. — Aber die Geschichte schafft günstige Momente, und wenn der Fuß des „Sozialisten" (des Parteimannes) auch immer wieder schwankt mit seinem Kopf, seiner Einsicht — ganz läßt sich der Arbeiter aus einer einmal innegehabten Stellung nicht wieder verdrängen (gemäß einem Gesetz der oben beschriebenen Natur). Und so konnten auch die ersten offenbaren Schritte des realen Sozialismus nicht wieder rückgängig gemacht werden, bei allem vorhandenen antisozialen Willen. Nicht das grundsätzliche, grundlegende, sogar in die „demokratische" professorale deutsche Verfassung hineingeschlüpfte Bekenntnis des: Gesellschaftsrecht bricht Privatrecht (und -eigentum), wird wieder verschwinden, und auch nicht einiges andere — von dem hier nicht die Rede sein muß.

Der Bürger ist kein „Sozialist", kein Angehöriger der Arbeiterparteien, das haben wir begriffen. Aber auch das andere: der Bürger denkt bereits sozialistisch; er hält eine Gemeinwirtschaft für möglich — und sehnt sich nach ihr. Gegen die Argumente einiger mächtiger Gesellschaftsfeinde müßte der „Bürger" „intellektuell" wohl besser ausgerüstet werden; doch die wichtigste Belehrung, die entscheidende, wird wieder (zugleich mit jedem Schritt, den sie tut, die Zukunft, die heute beginnende Geschichte des Sozialismus übernehmen.

Der im Dezember 1920
mit den Druckstöcken gleichzeitig
fertiggestellte Satz dieses Buches
wurde im Sommer 1921
bei Petzschke & Gretschel, Dresden,
für Kaemmerer Verlag,
Gesellschaft mit beschr. Haftung,
Dresden,
gedruckt.

INHALT DES ERSTEN BANDES

ABBILDUNGEN

Dieser Band enthält als Sonderbeilage ein Verlagsverzeichnis des Sibyllenverlages Dresden.



